ALFRED NEUMANN

DER TEUFE

ROMAN

BURGERS TASCHENBUCH

Duquesne University:

ALFRED NEUMANN

DER TEUFEL

ROMAN

ALFONS BÜRGER VERLAG

PT
2627
.E73
T4X

Geschrieben in München und Florenz
vom Sommer 1925 bis Frühling 1926

Lizenzauflage der Frankfurter Verlagsanstalt, Frankfurt am Main

Alle Rechte vorbehalten

Einbandentwurf von Kurt Hilscher
Gedruckt bei Mittag & Co., Berlin

Meiner Frau Katharina

SEP 3 1958

I. Buch

Erstes Kapitel

DIE PROZESSION

NT war keine gute Stadt. Der Geist der Empörung schlief nicht, als der
ge Herzog — schon großen Namens als Graf von Charolais — nach den
sseler Krönungsfesten mit friedlichen Gedanken seinen Einzug hielt.
t hatte nichts vergessen und duldete unbedenklich die Nachbarschaft der
tlichkeit und der Erpressung, der Huldigung und der Gewalt, Gottes
des Teufels. Die Glocken von Sankt Jakob und Sankt Bavo läuteten
Begrüßung und zur Rebellion.
as Gefolge des Herzogs war groß, aber auf dem Marktplatz stand eine
nfache Anzahl Bewaffneter. Der Fürst ritt langsam durch die Menge, die
ruhig und ernst grüßte. Er dankte nicht.
Sie haben zuviel Waffen", sagte er zum Grafen Crèvecoeur, der sich
en ihm hielt.
or dem Rathaus paradierten gerüstete Patrizier. Der Erste Schöffe sprach
essene Worte des Willkomms. Doch verworrener Lärm aus angrenzenden
ßenzügen wurde immer lauter. Der Herzog unterbrach mit einer heftigen
ndbewegung:
Was bedeutet das?" fragte er.
Es ist die Sankt-Lievins-Prozession", antwortete der Schöffe gelassen.
Sie dünkt mich reichlich laut und zu merkwürdiger Zeit", sagte der
zog und wandte sich im Sattel um. Die Spitze des Zuges erreichte jetzt
Platz im Rücken der fürstlichen Eskorte. Die grelle Junisonne blinkte
Piken und Eisenhauben. Der Herzog rief, ohne den Blick abzuwenden:
Das ist eine sehr gepanzerte Prozession, Herr Schöffe!"
So will es Brauch und Herkommen unserer Stadt, Hoheit", entgegnete
andere.
echts vom Geistlichen, der das Reliquienkästchen Sankt Lievins trug,
itt der Teufel. Er sprach zu dem breitschulterigen Mann auf der linken
e:
Daniel, der liebe Heilige weiß seinen Weg."
er nickte lachend mit dem Kopf. Beide drängten sich gegen den Kanoni-
so daß ihre Schultern und Arme seine durch die tragenden Hände ohne-
gehemmte Bewegung verklammerten, und schoben ihn gegen das Steuer-
chen, das sich auf dem Markt wenige Schritte vor ihnen erhob und zur
nahme des herzoglichen Zwangszolls auf Getreide diente. Schon stieß das
tchen gegen den schwachen Holzbau. Der Teufel drehte sich um, reckte
hageren, langen, ein wenig vorgebeugten Körper, hob die Arme in die
e und schrie mit durchdringender Stimme:
Leute, der gute Heilige will durch das Haus, ohne sich zu bücken!"
us dem Zug liefen Männer mit Rammböcken, Beilen und Brechstangen
stürzten sich johlend auf das Steuerhäuschen. Nach wenigen Minuten
npfte die Prozession über den niedergerissenen Bau, brüllte: „Gents

Rechte! Gents alte Rechte!" und wälzte sich gegen die Mitte des Platz
Die Bewaffneten, die dort standen, wurden dem Rathaus zu gedrängt u
zernierten — willentlich oder nicht — in dichter Kette den Herzog und s
Gefolge.

Der Fürst biß sich auf die Lippen, streifte mit schnellem Blick die b
gewordenen Gesichter seiner Suite, die nicht überraschte Haltung der Ra
herren und den lückenlos gewordenen, nahe gekommenen Waffenwall.
wandte sich mit beherrschter Stimme an den Ersten Schöffen:

„Der Magistrat erstaunt nicht über das politisch gewordene Gesicht je
Prozession?"

Der alte Mann hielt den Blick aus und sagte:

„Nein, Hoheit."

Der Herzog schwieg einen Augenblick; dann richtete er sich im Sattel
und sprach mit lauter Stimme:

„Wir danken dem Hohen Rat unserer guten Stadt Gent für den Empfa
Wir sind gekommen, um gerechten Klagen und Forderungen Gehör
schenken. Wir sind bereit, die Petenten im Rathaus zu empfangen."

Die Verhandlung dauerte sechs Tage, und sechs Tage blieb der Herz
vom bewaffneten Volk belagert. Am ersten Tag wurde die Aufhebung
Kornsteuer bewilligt, am zweiten: die Öffnung der drei geschlossenen Sta
tore, am dritten: das Bannerrecht der zweiundsiebzig Zünfte (und sch
flatterten auf dem Marktplatz zweiundsiebzig Standarten), am vierten:
Recht der Stadtältestenwahl, am fünften: Amnestie für Vergehen gegen
herzogliche Oberhoheit, am sechsten: Einsetzung von städtischen Kommissa
zur Kontrolle der herzoglichen Regierungsbeamten. — Das waren Ge
alte Privilegien.

Jetzt bildete das Volk auf dem Platz eine Gasse und schrie dem
ziehenden Fürsten Hoch und Heil in die Ohren. Er dankte nicht. —

Der Teufel, als Bürger Gents Zunftmeister der Barbiere mit Nam
Oliver Necker, war zu klug, um auch während der Verhandlungen
gleiche Rolle zu beanspruchen, die er wie von ungefähr für Sankt Lie
spielte. Er erinnerte sich sehr genau des Gerüchtes, daß der Graf v
Charolais mit einem sonderlichen Gedächtnis für Gesichter begabt sei u
auch nach Jahren noch, wenn die gute Gelegenheit kam, seinen Profos
Leuten beschäftigte, die einmal sein unliebsames Gegenüber gewesen war
Er war überzeugt, daß der Herzog weder diese Gabe seiner kronprinzlich
Zeit verloren noch das Ausbleiben der guten Gelegenheit zu fürchten ha

So kam es, daß Meister Oliver und Daniel Bart, sein Gehilfe, den heili
Lievin nur bis zum Steuerhäuschen geleiteten und nicht mehr zu sehen war
als die Prozession über die Trümmer schritt. So kam es auch, daß
schöne Neckerin — wie Olivers junge Frau genannt wurde — mit ihr
verwirrenden Lächeln das dunkle Ratszimmer der Zünfte und das Ho
schnittgesicht des Obermeisters hell machte, eine leichte Verkühlung ih
Mannes meldete und in seinem Namen den beredten Zunftmeister der L
gerber bat, die Bannerinteressen der Barbiere vor dem Herzog zu vertret

Coppenhelle, der Lohgerber, durfte sich einer heimlichen Erschütte-
rfreuen, die ihr blanker Blick, über ihn hingleitend, verursachte; und
äsidierende Pieter van Eecke, angesichts ihrer weißen Zähne den
des Alters und der Würde lüpfend, versicherte ihren Meister Oliver
entlichen Dankes für die bewiesene gentische Gesinnung, des treuen
ens der verabredeten Politik — beugte sich unversehens über den
streichelte mit väterlichem Kopfnicken ihre bloßen Arme und trock-
ch die feucht gewordenen Mundwinkel. Als die schöne Neckerin
en war und die einundsiebzig Männer nicht mehr die sichere Bewegung
Körpers sahen, fiel der Raum in das Dunkel der Beratung zurück.
ter Oliver rasierte indessen einen dicken Tuchhändler, der wenig
und sichtlich mit dem Schlaf kämpfte. Der Barbier beobachtete ihn
ksam, sah des Mannes Augen sehr wach durch die weißlichen Wim-
inzeln und legte, wohl um die Glätte der Haut zu prüfen, die Hände
Augenblick auf die feisten Backen des anderen. Seine linke Hand
das klopfende Zeichen der Zunge unter dem Fleisch. Er richtete sich
uf und überflog die Männer, die von Daniel oder den anderen Ge-
behandelt wurden oder vor dem offenen Laden über das akute
s disputierten. Er schüttelte leicht den Kopf, während der Händler
Gesicht abrieb und ihn nicht aus den Augen ließ. Eine tiefe Stimme
Straße übertönte jetzt das Gewirr der Meinungen:
te, Leute, was seid ihr kurzsichtig und engstirnig! Noch hat der
nicht Ja und Amen gesagt, und muß er es sagen, so möchte es nicht
ge Zeit sein, und meinte er es wahrhaftig ehrlich, so kämen wir im
Fall aus dem burgundischen Regen in die französische Traufe."
er kniff unter dem Blick des Händlers leicht die Augen zusammen
f mit seiner hohen und scharfen Stimme zur Straße hin:
ıo, Pieter Heuriblocq, wann, kalkulierst du, wird dich der Herzog
em Steuereinnehmer machen?"
dem Haufen vor dem Laden löste sich ein kurzbeiniger, breitbrüstiger
ann, sah mit ernsten Augen dem Meister ins Gesicht und sagte ruhig:
in der König von Frankreich den Teufel zu seinem Barbier ge-
nat."
el Bart lachte schallend auf.
n möchte der allerchristlichste Fuchs gentisch über den Löffel barbiert
!"
em ausbrechenden Gelächter beugte sich Oliver rasch zum Händler
te leichthin:
haben Stoffproben für mich, lieber Herr?"
Dicke stand gähnend auf und reckte sich, mit dem Kopf nickend.
sprach leise:
en Sie aus dem Laden links bis zum Hauseingang im Seitengäßchen
ten Sie flink ein."
opfte ihm den Rock ab und redete über seine Schulter:
rhaftig, Pieter, es ist für unsere Stadt besser, ein Teufel in Frank-

reich als ein Fürsprech für Brüssel zu werden. Und man soll sich e
den Hals reden, wenn man einen Kopf einzusetzen hat. So werde
beide uns kaum verstehen, zumal ich dich nicht von der Angst um
Wechsel auf Brügge und Lüttich, sondern nur von deinen Bartst
befreien kann. Also komm her und setz dich."

Die Männer lachten beifällig. Heuriblocq gehorchte achselzucken
mit schwerfälliger Bewegung, der dicke Händler hatte schon die Stra
wohnen. Einseifend flüsterte Oliver:

„Einen guten Rat, Freund Pieter, hüte in dieser mißtrauischen Zeit
Zunge besser. Ich muß dir gestehen, daß sogar einige der Schöffen di
einen Agenten des Herzogs halten. Du weißt, was ihr Verdacht
Sei klug."

Der Kaufmann blickte unsicher an ihm vorbei und schwieg.

Plötzlich wurden auch die Männer vor dem Laden still. Oliver ho
Kopf und sah ihre Gesichter lächelnd der gleichen Richtung zuge
Er lächelte auch; denn er erkannte den hellen Schein in ihren Auge
schöne Neckerin kam, streichelte die Blicke mit ihrem zutunlichen G
dankte den Grüßenden mit kleinen raschen Worten und Gesten und
den Laden. Olivers dünne Lippen und die harte Linie seiner m
Backen und seine harten Augen, die sehr tief lagen, von unbestimmte
schwankender Farbe und einer Kraft des Blickes, die zu ertragen
war: Olivers Gesicht wurde weich und gütig, jünger auch, erwärmter,
sam sonnennäher und beglänzter, als sie auf ihn zukam.

„Es steht gut", sagte sie und lächelte.

Wieder war der Raum heller. Ihr Rücken trug jetzt die Blick
Männer, die ihr nachsahen, jener vor dem Laden und der einge
Gesichter, die sich nach ihr umwandten und deren Freude man nur a
entblößten Zähnen sah, der Gesellen servile Bewunderung und Daniel
zugleich lüsterne und respektvolle Grimasse. Ihr Rücken, der gewohn
die Lobpreisungen und heimlichen Wünsche von Augen zu fühlen,
eben von ihrem Gesicht abgeglitten waren, dankte durch den tiefen N
ausschnitt, durch die kaum merklich und doch berauschend schütternde
durch das Selbstbewußtsein des angesehenen Fleisches. Aber der Mar
ihr, Oliver, genoß ihr Gesicht und die Gesichter hinter ihr; er star
erhobenem Rasiermesser, betrachtete die Frau und den Hintergrund,
mit einemmal nichts mehr zu sehen als ein aufzuckendes Bild der Ge
und lachte schon laut. Doch dieses Lachen war häßlich. —

Dann flüsterte er ihr einige Worte ins Ohr und beugte sich wiede
Pieter, den einzigen, der sich nicht bewegt hatte. Die Neckerin ging
den Laden ins Haus.

Sie fand den fremden Händler bereits in einem Zimmer, dem
dessen Tür er offen gefunden hatte. Er lag mit der Ruhe beleibter M
auf einer Polsterbank und richtete sich langsam auf, als er Schritte
Beim Anblick der Frau erhob er sich ziemlich rasch und grüßte s
weltmännischer Höflichkeit. — „Der Meister werde sehr bald ko

ıen", sagte sie freundlich und bot ihm Wein an. Er trank ihr zu und
nn als ein Mensch, dessen Lebensgewohnheiten das eigene Phlegma in
Gegenwart einer Dame unterdrückten, ein ungezwungenes Gespräch.
Neckerin hörte mit feinem Lächeln zu.
Verzeihen Sie, mein Herr", unterbrach sie jetzt mit sanfter Stimme;
ın man die Rolle eines Tuchhändlers spielen will, müßte man nicht nur
Kleidung tragen, sondern auch seine Sitten annehmen. Sie müßten
entweder weniger galant sein oder an meinem Scharfsinn begreifen,
ich meines Mannes Vertraute bin."
er Mann lachte leise.
Da Sie die Lebensart der ehrsamen Tuchhändler so gering einschätzen,
ame", sagte er dann, „muß ich schon, um Ihnen zu gefallen, zugeben,
ich keiner bin. Aber Sie werden mir verzeihen, wenn ich vorerst nicht
sage; denn meine Geschäfte sind von so komplizierter und zugleich
so verantwortlicher Art, daß ich es dem Meister überlassen muß, sie
n zu erklären."
Oh, lieber Herr", wehrte sie ab, „ich will auch nicht von Ihren Ge-
ten hören, so neugierig ich sein mag. — „Es genügt mir schon", setzte
hr leise hinzu und beugte sich über den Tisch ihm entgegen, „es genügt
schon, daß der große König keine kleinen Lumpen, keine Zigeuner,
dwerksburschen oder Geldwechsler mehr zu uns schickt, sondern einen
r Hofleute . . ."
er Mann war überrascht und mit rotem Gesicht aufgesprungen.
Tolla, Madame!" flüsterte er; „Ihr Geist scheint nicht ungefährlicher zu
als Ihre Schönheit." — Er sah sie mit sonderbarer Überlegung an und
hinzu: „Sie werden es noch weit bringen."
r Neckerin große, graue Augen blickten abwesend, mit wachsenden
len.
o weit", sprach sie langsam und kaum hörbar, — „so weit und nicht
r, als es unser aller Meister will."
r Mann preßte in einer kaum gekannten Erregung die Handflächen
einander.
nser König?" fragte er beengt.
ein."
ott?"
ein."
er Teufel, glauben Sie?"
e Frau antwortete nicht und schloß für einen Augenblick die Augen.
sagte sie:
kommt."
h höre nichts."
h weiß es."
Mann strich sich über die Stirn und schaute verwirrt in dem trüben
ch umher, das mit wenigen wuchtigen Möbeln bestellt war. Er hustete,
ollte er aus der Beklemmung kommen. Jetzt erst schlug eine Tür zu,

leichte schnelle Schritte wurden hörbar. Oliver stand auf der Schwelle. Neckerin lachte.

„Der Herr will seine Art zu weben nur dir anvertrauen, Oliver", s sie, „nicht etwa aus Mißtrauen, sondern aus Höflichkeit. Du wirst se daß Frankreichs Tuchhändler den Anstand von Höflingen haben."

Ihre Blicke begegneten sich, Oliver hob ein wenig die Brauen; er wa sich mit einer verbindlichen Bewegung der Hand dem anderen zu und s mit einer gewissen Feierlichkeit:

„Seigneur, meine liebe Frau Anne besitzt in allen Dingen und auch in Angelegenheit, die Sie zu mir führt, mein ganzes Vertrauen, und sie dient es. Das mag für Sie die Gewähr sein, daß Sie in ihrer Gegenv sprechen können; es sei denn . . .", er unterbrach sich einen Augenb und schaute ein wenig seitlich, „Sie fühlten sich freier, wenn Sie mit allein sind."

Als der Mann mit der Antwort zögerte, gab Oliver seiner Frau Zeichen zu gehen. Der andere machte eine etwas gezwungene Geste Protestes. Anne, in der Tür, sagte mit ihrem Lächeln:

„Ach, Oliver, man sieht uns als zwei und nicht als einen."

Sie schloß leise hinter sich die Tür. Der Meister betrachtete mit wartender Höflichkeit seinen Gast und schien die Unterredung nicht ginnen zu wollen. Der andere bedachte sich noch eine kurze Zeit, gew auch in Haltung und Blick die Sicherheit zurück, die ihm in der und lichen oder sogar unheimlichen Atmosphäre ringsum sehr notwendig sch

„Eine Frage zuvor, Meister Oliver", begann er dann zurückhalten Tones. „Weiß außer Ihrer Frau noch jemand um unsere Verbindung Ihre Tätigkeit im Dienste des Königs? Ich meine: arbeiten Sie mit ei Art Organisation, die ich für gefährlich hielte und nicht im Sinne uns Politik, oder allein, wie wir es bisher annahmen?"

Olivers Lippen wurden noch schmaler; er sprach langsam:

„Der König bezahlt mit gutem Gold meine gute Arbeit. Ein and Verhältnis besteht zwischen uns nicht. Die Methode ist meine Sache. Wa wollen Sie sie wissen?"

Der andere antwortete nicht gleich und suchte den Blick Olivers zu fas jetzt sagte er leise:

„Vielleicht ist mir in dieser Stunde manches aufgefallen, das nur einer Bestätigung aus Ihrem Munde bedarf, damit ich den Scharfb meines hohen Herrn vollends bewundern kann. Vielleicht nämlich, Mei Oliver, denkt der König an ein anderes Verhältnis, zu seinem und Ih noch größeren Vorteil."

Oliver hob schnell den Kopf.

„Mit Verlaub, wer sind Sie, lieber Herr?" fragte er.

„Ich bin Jean de Beaune, ein Rat des Königs."

Oliver lachte leise.

„Ein Rat des Königs, Seigneur de Beaune? Das nenne ich beschei gesprochen; Ludwigs tätiger Genius, der aus dem Volk das Geld schlägt,

s mit des Herrn Stab aus dem Felsen das Wasser, dürfte anders von sprechen. — Gut, gut. Ein solcher Botschafter ehrt mich, und seine ver-en Fragen und Antworten beginnen, mich zu interessieren. — Und eicht wollen Sie nur die Bestätigung hören, daß ich auf das jeweilige so abgeblendet und mit mir alleine losgehe, wie nur je der große g auf seine großen Ziele. Und billigerweise komme ich mit den zwei en aus, die ich mir schuf: mit Anne, die Frau ist und schön ist, und mit el Bart, dem Altgesellen, meiner Kreatur, die mit Gehorsam und guten keln zur Genüge ersetzt, was ihr an Verstand fehlt. Der große König scheint an den drei bewundernswerten Paladinen seines Genies: dem schläger, dem Henker und dem für die gute Politik und das böse ssen gleich angenehmen Kardinal noch nicht genug zu haben. — Nun, önnte mir wahrhaftig vorstellen, wer ihm fehlt, Seigneur."

an de Beaune hatte mit gespanntem Gesicht zugehört und bewegte nklich den Kopf.

Meister, Meister", warnte er, „Sie lenken das Gespräch in eine Tiefe, die unter Umständen wohl beiden den Atem nehmen könnte. Aber ich Sie in die Richtung gebracht und will jetzt auch nicht mehr zurück. also fehlt ihm?"

iver verzog den Mund.

chade, daß Sie sich die Antwort nicht selber geben wollen, Seigneur de ne; denn Sie sind wohl um ihretwillen hier und Sie haben sie vor er Zeit aus dem plumpen Mund eines Genter Bürgers gehört . . ."

as eben ist mein Bedenken", unterbrach Jean de Beaune.

iver hob abwehrend die Hand.

ut", fuhr er fort, „ich begreife es: davon werden wir bald sprechen. aber lassen Sie mich Ihnen antworten, weil Sie es so wollen. Wenn ge: dem König fehlt der Barbier, so braucht es nicht gerade Oliver zu Wenn ich sage: dem König fehlt Oliver, so laufe ich Gefahr, von oder von den beiden anderen Geistern, die von Berufs wegen ge-cher sind als Sie, als Konkurrent gehaßt zu werden. Also helfe ich und mir und antworte: dem König fehlt der Vierte, welcher nicht ewunderung und nicht einmal des Aufhebens wert scheinen darf, weder inanzmann noch als Scharfrichter noch als Gewissenshelfer, — ihm der Unsichtbare. — Mehr will ich nicht sagen. Melden Sie dies seiner tät und bestaunen Sie ruhig seinen Scharfblick; ich tue es auch."

n de Beaune war aufgestanden und einige Schritte zurückgetreten.

h habe Angst vor Ihnen", sagte er leise, „und ich habe in meinem nicht oft Angst gehabt. — Warum wehren Sie sich nicht gegen den en, den man Ihnen allerorten gibt, Oliver? — Auch der König nennt e Mauvais."

Meister hob die Schultern und lachte häßlich.

h habe mich mit dem Namen abgefunden, Seigneur de Beaune. Ich ihn seit dreißig Jahren und ich bin sechsunddreißig Jahre alt. Er hat elten geschadet und oft genützt. Und", fügte er ironisch hinzu, „wenn

mich der Allerchristlichste König so nennt und gerne doch mit mi
Bunde ist, mag der Name manchen Titels und absonderlicher Mytho
wert sein."

Jetzt schwiegen beide eine Zeitlang. Jean de Beaune ging nachden
im Zimmer auf und ab, Oliver folgte ihm mit den Augen.

„Ist eine Möglichkeit vorhanden", fragte unvermittelt der Hofm
„daß die herzoglichen Parteigänger in der Stadt den Erfolg des U
nehmens vereiteln?"

„Nein", entgegnete Oliver; „sie sind augenblicklich in der Minder
und begreiflicherweise kleinlaut; ihre Führer zudem sind verhaftet.
dachte vorhin einen Augenblick daran, auch jenen Weinhändler Heurik
einsperren zu lassen, der Sie mit seinem Wortspiel scheinbar immer
beunruhigt; denn Ihre Frage geht letzten Endes doch auf ihn zurück,
wahr, gnädiger Herr? Aber der Mann ist harmlos und traf nur zuf
ziemlich billig ins Schwarze, durch eine kleine Bosheit, die meine Bo
— wenn Sie aufgepaßt haben — schlicht kontrapunktiert. Ließe ich
verhaften, so nähme er sich und vielleicht sogar seinen Witz ernster
beide sind. Ich seifte ihn mit einer kleinen Warnung ein, die gewiß
nügen wird."

„Aber Sie könnten ihn verhaften lassen?"

Oliver schaute ihn überrascht an.

„Sind Sie so kleinlich oder noch immer so ungläubig, daß Sie einen so
Beweis verlangen, Seigneur? Kann mich eine einfältige Denunzi
empfehlen, die in diesem Augenblick jedem Schuljungen gelingen wür

Jean de Beaune war stehengeblieben und sah auf den eichenen Tisch
ihn von Oliver trennte. Er suchte die Worte, ohne den anderen anzus

„Gewiß nicht, Meister", antwortete er bedachtsam, „was liegt un
einem kleinen Querulanten. Aber vielleicht läge uns an einer gew
äußeren und sichtbaren Machtfülle Ihrer Person innerhalb der städti
Geschäfte, eine Position, die Sie sicherlich unverdächtig und nur als lo
und eifriger Bürger erreichen könnten, die Sie zur aktiven Politik in uns
Sinne benutzen würden und von der Sie sich im Fall persönlicher Ge
zu uns zurückzögen."

Oliver streckte seinen Arm aus und streifte mit seinen langen dü
Fingern den Ärmel des Gesandten, den die Berührung erschreckte.

„Darf ich Sie, Jean de Beaune, um die ehrliche Antwort bitten", f
er mit klugem Lächeln, „ob diese Idee vom König oder von Ihnen stam
— Er wartete einen Augenblick; als er sah, daß der Mann seinen U
nicht überwinden konnte, sprach er freundlich und mit einer anmu
Geste: „So verzeihen Sie meine Frage, Seigneur, und hören Sie, warun
König, der mich scheinbar am Anfang und nicht am Ende meiner Lauf
sieht, diesen Gedanken nicht gehabt haben kann: Würde die Politik
Stadt noch aktiver im französischen Sinne und ich einer ihrer öffentl
Träger sein, so ließe mich der Herzog in sechs Wochen oder sechs Mo
auf unserem Freitagsmarkt oder auf der Grand' Place zu Brüssel vierte

ie Ketten des öffentlichen Amtes würden zu schwer gewesen sein, um
orher im richtigen Augenblick nach Frankreich fliegen zu lassen; und
uhm eines entflohenen Stadthauptes — gelänge der Flug — wäre
ein fataler Streichriemen für des Königs zukünftigen Barbier, dessen
schärfen man nicht hören darf. So werden Sie begreifen", setzte er
nd mit spöttischen Lippen hinzu, „daß der König recht hat; denn
genblickliche Stadtmagistrat mit seiner von mir insinuierten Politik
n der nämlichen Zeit wohl nur Gefahr laufen, in den Verliesen des
nsteen weiße Haare zu bekommen und eines natürlichen Todes zu
, — und ich werde im dringlichen Fall Zeit genug haben, ohne
den Namen nach Frankreich zu verschwinden oder — wollte mich
önig nicht — nach Anjou, Kastilien, Mailand oder Venedig oder
z, wo mein Talent freundliche Aufnahme fände."
t schlug Jean de Beaune erregt auf die Tischplatte und beugte sich zu
.
selber sind also der Überzeugung, daß Gents Unabhängigkeit durch
Handstreich nicht gesichert ist und der Herzog nach seiner Freilassung
uation wieder ändern wird?"
wiß wird er es versuchen", sagte Oliver gleichmütig, „gewiß wird er
haben, gewiß wird die Stadt immer wieder rebellieren, so wahr sie
harakter hat, den sie in mir schätzt." — Er sah den Hofmann ernsten
an und sprach mit Betonung: „Es gilt nicht Entscheidungen, Seigneur,
r König wird wissen, daß es im politischen Schicksal nichts Endgül-
ibt; — mein Beruf ist es nur, die Masse zu rühren, damit sie nicht
rd. Ihr Bildner zu sein, maße ich mir nicht an."
e lange wird der Herzog zurückgehalten werden können?" fragte
dere verwirrt.
m eine Woche, will die Stadt nicht wieder Krieg haben — Und sie
nicht."
m eine Woche", wiederholte sinnend der Mann, — „und er ist
frei . . ."
neuem schwiegen beide. Jean de Beaune trat ans Fenster und trom-
egen die Bleieinfassung der dunkelfarbigen Scheiben. Oliver beobach-
mit äußerster Spannung. Dann, als ertrüge er sie nicht mehr, stand
auf und trat dicht hinter den Gesandten. Der wandte den Kopf
eb im Blick des Meisters hängen. Seine Schulter, wenig sich drehend,
e schon Olivers Arm.
welche Frage, welche Frage des Königs fehlt jetzt noch, Messire de
? Welche meuchelmörderische Frage?"
Jean sah ihn an, wie gebannt, das Blut im Kopf. Oliver trat einen
zurück und sagte ernst:
den Sie auch dies dem König; würde irgendeine Arkebuse — und
nte sie dem Daniel Bart in die Hand drücken — den Herzog in
elegenen Minute erschießen, so würden in der gleichen Stunde mein
dem ich zugetan bin, meine Frau Anne, die ich liebe, und ich, dessen

Tod sich dem König schlecht bezahlt machte, am Satteldach des B
hängen. Und diese Sühne rettete die Stadt doch nicht vor der Zerst
Und wenn es dem König, was möglich sein mag, auf hunderttausen
für diesen einen Toten nicht ankommt, so wird es ihm doch gefallen
daß es mir auf mein eines Leben ankommt und auf das Leben der
und des Gesellen, vielleicht auch auf das Leben meiner Stadt. Des H
Stunde hat noch nicht geschlagen: so leicht macht das Schicksal dem
König die Arbeit nicht."

Jean de Beaune sah ihn immer noch an; seine schwammigen Backen
in der Erregung.

„Und wenn der König eben diese Antwort hören wollte, Meister?"
er leise. Oliver lachte böse:

„Sie decken den Herrn auf ritterliche Art, Messire. Gewiß will
diese Antwort haben, wenn er nicht die Gelegenheit findet, jenen Sch
bezahlen."

Er lachte lauter:

„Glauben Sie, Jean de Beaune, daß ich die Prüfung bestanden habe

Der Gesandte fuhr sich über die Augen.

„Ich habe sie nicht bestanden", sagte er, als spräche er zu sich. —

An dem Tag, an dem die alten Privilegien der Stadt zurückg
worden waren und der Herzog abzog, kam der Gesandte wieder, hä
dem Meister fünftausend Silbertaler aus und bot ihm im Auftrag
Herrn die Stelle des Hofbaders und ersten Kammerdieners an.

„Ich werde sie wohl bald annehmen", sagte lächelnd der Teufel.

Zweites Kapitel

DIE NECKER

DIE Necker stammten aus dem Dorfe Thielt westlich von Gent, da
Hoheitsgebiet der Stadt gehörte. Sie waren Bauern oder sie waren
Quacksalber, Schwarzkünstler, Spione und Erzgauner. Durch die G
tionen hielt sich das rote Haar, das knochige Gesicht und die tiefliegt
Augen der Männer und das glatte, seltsam weiße und oft schöne Gesic
rothaarigen Frauen. Die Männer pflegten spät zu heiraten und sehr
Mädchen, vornehmlich Walloninnen, zu nehmen, über deren Treue
sonderbarem Eifer wachten. Die Frauen verloren sich zumeist in die
Flanderns und Nordfrankreichs und lebten als öffentliche Dirnen o
Konkubinen großer Herren, ohne die Brüder, die sich nicht um
kümmern schienen, viel an die Verwandtschaft oder auch nur a
Existenz zu erinnern. Seltsamerweise aber blieben die Brüder oft die
ihrer zuweilen nicht unbeträchtlichen Vermögen. So bewahrte sich
Familie ein etwas anrüchiger Wohlstand, der indes nicht ohne eine
Würde gezeigt und so klug verwandt wurde, daß er von den Mitb

g angefochten blieb. Seltsam war auch, daß das Zweideutige und
felhafte, welches den Neckern anhaftete, niemals zu einer Ächtung,
einmal zu einer Mißachtung geführt hatte. Die kluge Familienpolitik,
en ältesten Sohn stets zum Erben des Bauernhofes und zum Träger der
sam bürgerlichen Respektierlichkeit und Lebenshaltung, die anderen
e für die ambulanten Berufe und zur Ausnützung der dämonischen In-
enz bestimmte, erhielt ihnen die Gunst der Gemeinde, auch wenn einer
Magier hin und wieder an einem außergentischen Galgen endete. Und
nerkwürdige Frauendisziplin hatte es erreicht, daß niemals ein Thielter
er von der heimatlichen Obrigkeit einer unehrenhaften Handlung über-
wurde. Die klare geistige Überlegenheit auch der seßhaften Necker
ihre Dorfgenossen wurde nicht nur anerkannt, sondern sogar durch
Übertragung kommunaler Ämter sanktioniert, die schließlich zu einer
erblichen Würde des Erstgeborenen wurden. Die absonderliche Ab-
ltenheit des Ältesten von den Schicksalen der abenteuernden Brüder und
estern — eine zuweilen nur scheinbare Abkehr, die nur unterirdische
indungen zu unterhalten klug genug war — bewirkte, daß seine öffent-
Haltung nicht von den Unfällen der geschwisterlichen Abwege beein-
werden konnte. So wurde Olivers Großvater Gillis Necker im gleichen
Bürgermeister, als ein junger Bruder wegen politischen Giftmordes in
ns gerichtet wurde; und so blieb Olivers Vater Bürgermeister von
t und Genter Stadtschöffe, trotzdem die römische Inquisition seinen
er Karel wegen schwarzer Magie verbrannte.

ver war des Claes Necker zweiter Sohn und das jüngste seiner vier
er. Er kam zur Welt, als der Vater sechzig und die schöne, schwer-
ge Mutter fünfunddreißig Jahre alt war. Seine Geburt nahm ihr das
n, an dem ihr nicht viel gelegen war; der Fingernagel der ungeschickten
mme hatte sie verletzt und das Blut vergiftet; sie starb im Wochenbett,
ufgetriebenem Leib, der so hart war wie Holz. Sie klagte während der
kheit nicht viel, so wenig wie ihr Mann nach ihrem Tod. Sie hatte in
Leben selten geklagt und selten nein gesagt, sie schien immer nur müde
traurig und fand keine andere Antwort auf die Härte des Claes und
lie Sklavenschaft ihres Lebens. Sie war ein stilles Bauernmädchen aus
Grafschaft Artois gewesen, zu schön, um nicht aufzufallen, und zu arm,
ich den Mann wählen zu können. Durch irgendeinen Zufall war es
Necker gewesen, an den sie verkauft wurde. Sie litt seine Begierde
seine Schläge, gebar seine Kinder, sorgte für das Haus, erschrak ins-
n vor dem wilden, fremden Sinn der Wesen, die ihr Leib getragen
wurde einsamer noch, schüchterner, leidvoller, wich gerne dem betagten
aus und versagte ihm doch nichts, wußte bald nicht mehr, ob sie jung
oder so alt wie jener, der ihren Körper mit einem merkwürdigen,
genden Haß verwüstete, — und starb gerne, ohne Widerstand, wie eine
in.

es heiratete bald darauf ein schwergliedriges, breithüftiges Genter
rmädchen von zwanzig Jahren, Eliza de Clercq, die als Frau unver-

mutet ihre Schläfrigkeit verlor, sich mit Energie gegen die Fronde der be
Töchter und des Gesindes behauptete, selbst dem Manne zu widerspre
wagte und genug körperliche Kraft besaß, um der Wut des Alternden
gegnen zu können. Nur sein Sohn Henryk, zwanzig Jahre wie sie, hie
ihr in täppischer Verliebtheit.

Oliver war ein verschlossenes Kind mit mißtrauischem Blick, ohne
Dankbarkeit und ohne ein Bedürfnis nach Liebe. Die Stiefmutter bet
es, ihrem starken Pflichtgefühl gehorchend. Sie liebte es nicht und fühlte
eine Abneigung, die ihr grundlos und ungerecht schien und die sie ein w
gewaltsam und laut durch Zärtlichkeiten gutzumachen suchte. Dann
der Knabe wie ein Stück Holz in ihren Armen, mit zurückgelehntem K
und angewidertem Gesicht. Als er fünf Jahre alt war, kratzte und biß e
in solchen Augenblicken; ihre Schläge ertrug er ohne einen Laut. Er w
niemals; er spielte niemals mit Kindern; er strich lautlos im Haus un
zerbrach Fenster und Gefäße, schnitt Getreidesäcke auf, tat Ruß und M
ins Mehl, verübte mit stillem Eifer Unheil aller Art, wurde selten ert
und ließ ohne eine Bewegung des Gesichtes Menschen und Tiere an s
Statt die Strafe leiden. Seine Lust aber war, die Menschen zu erschre
Er hockte in Nischen, Schränken, finsteren Gängen und sprang die Vorü
gehenden an; er verwuchs mit der Dämmerung, mit jedem nächtli
Schauder, mit verkrüppelten Bäumen und dem Schatten der Geisblattla
und schnellte gegen die Aufschreienden. Er war immer dort, wo man
nicht vermutete, er war unter Betten und im Kornfeld, er ängstigte S
fende und störte Liebende, er schreckte mit dem Schrei der Nachtvögel
dem Todesschrei von Menschen; er pendelte wie ein Gehängter oder hant
wie ein Einbrecher vor den Kammern der Mägde. Der Anblick s
grimassierenden Gesichts — alt, fahl, hager und rothaarig tückisch — w
allein schon zur Ursache des Erschreckens oder des Widerwillens. Das
sinde nannte ihn den Teufel.

Claes, der Vater, beachtete ihn wenig; aber er hörte auch nicht auf
Klagen über ihn und schlug ihn niemals. Manchmal, wenn er nicht b
achtet werden konnte — aus dem Dunkel einer Scheune heraus oder we
Sekunden hinter einer Stubentür —, betrachtete er den Knaben mit ab
derlichem Wohlwollen. Oliver schien die verborgene Neigung des Alte
fühlen; er war in seiner Gegenwart von einer stillen Einfalt, deren Unc
heit ein Kopfschütteln der Stiefmutter und ein Lächeln des Vaters hervor

Doch als Oliver etwa zwölf Jahre zählte, begab sich dies.

Weil er der gleichaltrigen Tochter einer Dienstmagd Gewalt anzutun
sucht hatte, bearbeitete die Stiefmutter seinen entblößten Rücken mit
Klopfpeitsche. Der Knabe verbiß sich in seinen linken Arm, mit der
das Gesicht schützte, und gab keinen Laut von sich. In diesem Augen
betrat Claes die Kammer, entriß wortlos der Frau die Peitsche und s
sie ihr so heftig über den Kopf, daß sie ohne Besinnung zu Boden
Oliver wandte sich um und sah den Vater stumm an. Claes hielt den
eine kleine Zeit aus, ein wenig die Brauen hebend; dann biß er sich

ppen, wandte sich kurz um, warf die Peitsche in eine Ecke und schlug
r hinter sich zu. Oliver hockte sich neben die Liegende, betrachtete
male Blutrinne, die langsam ihren Scheitel entlang lief, das Blut, das
r Nase und den Ohren kam. Er beugte sachte den Kopf und küßte
ut fort, das über ihre Stirn zu fließen begann. Er richtete sich hastig
it unsäglich verwirrtem Gesicht, lief zum Wasserkrug, näßte ein
legte es der Frau auf das Gesicht und eilte aus dem Zimmer. Man
den ganzen Tag nicht. Nur Henryk, der Bruder, wollte wissen, er
sich auf den Bleichen der Leineweber umher, als der Vater in den
ittagsstunden nach ihm fragte; und Henryk sah ihm nicht ins Gesicht
Claes fragte nicht mehr. Am Abend erschien Oliver mit grauem Ge-
erstört, gehetzt und schmutzig am gemeinsamen Tisch, der die Eltern,
schwister und das Gesinde vereinigte. Er setzte sich ohne Gruß an
Platz. Claes aß schweigsam und hastig, Eliza neben ihm, noch ein
bleich und mit dunklen Rändern unter den Augen, sah den Knaben
ksam an, ohne ein Wort des Tadels. Nach dem Essen stand der
auf und ging fort, wie es seine Gewohnheit war. Auch Henryk ging,
nd abgekehrt wie immer, mit einem scheuen Blick über die Schulter
isch hin; die zwei Schwestern, die Knechte und Mägde folgten schwat-
nd lachend und verloren sich in die laue Nacht. Die Frau und Oliver
allein. Sie blieben am Tisch sitzen, weit voneinander, zwischen sich
en Stühle und sahen sich an. Jetzt senkte sie unter seinem brennen-
ick den Kopf und wurde rot. Er schob die Arme auf den Tisch und
die Fäuste.

ver", fragte sie dann leise, „hattest du mir das Tuch aufgelegt?"
gte durch die Zähne nein. Nach einer Weile stand er auf und schritt
r.

nm!" sagte er. Sie zögerte.

nm!" sagte er drängend, mit fiebrigem Blick, „es verlohnt sich."

chte kurz auf und trat in den Hof hinaus. In seinen Worten und
em Lachen war ein aufreizendes Wissen um etwas, das häßlich war
doch neugierig und gehorsam machte. Sie ging ihm nach und holte
Tor ein. Sie schritten schweigsam über den mondbeleuchteten Feld-
Gehölz. Jetzt blieb Oliver stehen und flüsterte ihr zu, die klappern-
lzschuhe auszuziehen. Barfuß schlichen sie sich an die Holzhacker-
eran, aus der Licht schimmerte. Die Frau sah Claes bei der nackten
Hauwel liegen, der fünfzehnjährigen Magd aus Oudenaarde. Eliza
eine Bewegung, als wollte sie in die Hütte stürzen oder schreien; doch
der hinter ihr stand, schlang die Arme um sie, preßte die rechte
uf ihren Mund und die linke auf ihre Brust und das Gesicht gegen
ücken und flüsterte in der äußersten Erregung:

ryk!"

Frau duldete wie betäubt die Umarmung einen Augenblick. Dann
den Knaben heftig zurück und eilte fort. Der Zufall wollte es, daß
dem einsamen Feldweg den Henryk traf, — oder er hatte hinter dem

Heuschober auf sie gelauert. Seine starken Arme hoben sie auf; sie
nicht, sie wehrte sich auch nicht. Er trug sie keuchend ins Feld, s
Worte hervorstoßend, und legte sie sanft auf die Erde. —

Oliver stand im Torbogen, starr wie ein Pfahl, hell im Mondlich
Eingang einengend, und wartete. Zuerst kam Eliza; sie lief, als w
verfolgt, prallte vor dem Knaben zurück, mit kurzem Atem, die Auge
auf ihn gerichtet, das aufgelöste Haar in wirrer Eile zum Knoten ste
Oliver sprach nichts und bewegte nicht das Gesicht. Seine Augen schie
dem weißen Licht so tief in den Höhlen, daß es der Frau war, als
bohrte die Nacht seinen Kopf an diesen beiden Stellen und als bli
durch ihn hindurch in unendliche Schatten. Sie stöhnte auf und frag
ganz veränderter, ganz fremder Stimme:

„Bist du blind, Oliver?"

Der Knabe antwortete nicht; aber es schien ihr, als grinste er. S
deckte die Augen mit der Hand, preßte sich an die Torwand, um ihr
zu streifen, und ging mit kleinen demütigen Schritten vorbei. Er dreh
nach ihr nicht um. —

Dann kam Henryk, mit hängenden Händen und gewölbtem Rücke
hob am Tor den Kopf und erschrak nicht sonderlich.

„Ach, Oliver!" sprach er traurig.

Doch als er den Knaben sah, wurde er unruhig. Er stotterte ver

„Ich habe ... sie ... nicht gefunden ... gefunden. — Oliver, bitte ..

Er bückte sich, kam mit den Augen ganz nahe an des Knaben Aug
und plötzlich schlug er ihn ins Gesicht. Oliver taumelte gegen den
pfosten, Henryk schritt in den Hof. Der Knabe, ohne einen Lau
Schmerzes oder der Wut, schüttelte sich und stellte sich an seinen
zurück.

Er wartete zwanzig Minuten; die Stille der Nacht brauste ihm i
Ohren. Hin und wieder bellten Hunde; vom Dorf her johlten Betru
Oliver biß die Zähne zusammen, weil er mit einemmal das Bedürf
weinen fühlte. Doch er weinte nicht. — Und Grietje kam, mit einem k
Lied auf den Lippen. Jetzt schrie sie auf: Jesus-Maria! Dann ging si
bei und sagte leise und eindringlich:

„Teufel!"

Und Claes kam, ein wenig nach vorne geneigt, mit seinen langen Sch
Er blieb erstaunt stehen.

„Was tust du hier, Oliver?"

Der Knabe sah ihn lange an und sprach dann langsam, fast ohn
tonung:

„Die Peitsche ist noch blutig und die Grietje ist schon drin."

Claes schaute über ihn hinweg, den Mund ein wenig offen, und lehn
an die Mauer, als sei er plötzlich sehr müde. Er sagte nach einer
Pause und ohne Sinn: „Ja", hob den Knaben auf, küßte ihn auf die
schloß das Tor und trug ihn ins Haus.

nun an herrschte Oliver über die bösen Gewissen wie ein Tyrann. Er nie eine Drohung aus oder eine Erpressung, aber er bedrückte und die Menschen durch seinen Blick, durch seinen Ernst, durch sein — durch seine Gegenwart, die von ihren Zusammenhängen wußte. erte sich der Stiefmutter nie mehr; und sie hatte von jenem Tag an und wie von ungefähr auf Gewalt und Rechte der Erzieherin ver- und ihn wie einen Erwachsenen behandelt. Henryk versuchte es wieder, durch Freundlichkeiten aller Art den Schlag ins Gesicht gut nen; Oliver ließ sich nicht bestechen und nicht rühren. Er blieb kühl, nd und undurchdringlich, auch gegen den Vater, der sich ihm in Zeit aus einer bestimmten innerlichen Erschütterung heraus nähern Oliver ließ sich seine heimliche Macht nicht mehr entwinden. Er daß die wilden Körper Elizas und Henryks sich immer wieder und daß Claes seiner Greisenlust zu jungen Mädchen immer mehr Und die drei Menschen wußten, daß der Knabe jede ihrer schlimmen kannte, daß es ihm und seinem stillen Lächeln zuweilen gefiel, Ge- ten zu verschaffen und Widerstände fortzuräumen, und daß er sie ch mehr mit seinem Dasein folterte.

m die Nacht, in der Henryk es nicht mehr ertrug. Er füllte einen großen Sack mit sehr feinem Sand, in den Glassplitter verrieben und trug ihn, auf nackten Sohlen schleichend, in Olivers Kammer. r Knabe schlief nicht. Er fragte durch das Dunkel, wer da sei. Der rührte sich nicht. Doch jetzt sagte Oliver, als sähe er durch die

Henryk."

Mann trat kalter Schweiß auf die Stirn. Er wartete eine Minute ei Minuten. Als Oliver ruhig blieb, sprang er, den Sack schwingend, Richtung auf das Bett und leerte ihn aus.

Henryk", sagte in seinem Rücken Oliver, der sich zur Kammertür en hatte, „weißt du auch, daß ich deiner Mutter Sohn bin?"

er schlug die Tür zu und verriegelte sie von außen. Und er sprach as Holz:

ist Sand, der mir die Lunge zerreiben sollte, Bruder Henryk; ich von schon gehört. So brachte einer in Brügge viele Leute um. — Henryk, warum willst du mich umbringen?"

Bruder rührte sich nicht; doch er biß sich die Haut von den Knöcheln. ner Weile hörte er wieder die sanfte, hohe Stimme Olivers:

Henryk, ich habe nichts von dir und Eliza dem Vater gesagt; aber werde ich es ihm sagen, morgen oder übermorgen, — lieber morgen lltest du mich morgen abend wieder umzubringen versuchen. — Jetzt cht."

ng fort und schlief auf dem Heuboden. Am anderen Morgen ent- er leise die Tür seiner Kammer und fand den Bruder auf seinem Bett n Schlaf. Er weckte ihn. Henryk fuhr auf mit verstörtem Gesicht. fragte ihn mit seinem bösen Lächeln:

„Du hast nur den Sand und nicht dich selber aus dem Fenster gew
Henryk?“

Der Mann umklammerte seine Hände. Er flehte:

„Sage nichts . . .“

Oliver schnitt eine Grimasse. Henryk hob die Fäuste — doch er lief
aus der Kammer. Bis zum Mittag hielt er sich noch bei der Arbei
Vater und den wie absichtslos um ihn herumstreichenden Oliver beoba
zerfressen von seiner Angst. Nach dem Essen aber und im Laufe des
mittags, als die genaue Kontrolle der beiden immer schwieriger
machte ihn die Ungewißheit mürbe. Er befahl dem Großknecht, de
nach Gent zu bringen hatte, aus irgendeinem Grunde zu bleiben un
selber in die Stadt. Er kam nicht zurück, sondern ging von Gen
Brügge. Ein Thielter brachte in seinem Auftrag das Fuhrwerk hei
meldete, Henryk sei in Geschäften nach Lüttich gereist. Da den N
solche plötzlichen Abschwenkungen eigentümlich waren, verwunderte
sich über die Nachricht nicht sonderlich. Nur Oliver lachte auf seine ab
Art; Eliza sah dieses Lachen; aber sie gehörte zu den Menschen, die
fragen und vieles mit sich selber abmachen. Selbst Oliver mußte nic
sie sich nach Henryk sehnte oder auch nur an ihn dachte. Er wurde f
licher zu ihr.

Sechs Wochen später tauchte Henryk wieder in Gent auf, erfuh
schwer, daß zu Hause nicht Bedeutsames vorgefallen sei, und erschi
gleichen Tag in Thielt, wahrhaftig mit Geld, einigen Ballen feinen T
und nicht unbedeutenden Aufträgen auf heimische Erzeugnisse. Der
fang war ziemlich kühl, weil bei den Neckern Sentiments nicht ges
wurden. Claes nickte mit dem Kopf, Eliza lächelte ein wenig und
„Guten Abend, Henryk.“ Oliver übersah die Hand, die der Brude
reichte. —

Und doch war er um diese Zeit gut zu einem Menschen, ohne ein
sicht und ohne verdeckte Gedanken gut: zu Louize, der schöneren u
fährlicheren der Schwestern. Die für eine Necker-Tochter seltsame L
entwicklung der Älteren, bis fünfundzwanzig Jahre im Haus zu bleibe
dann zu heiraten, wiederholte sich bei Louize nicht. Als sie achtzehn
alt geworden war, änderte sie mit einemmal ihr kaum bemerktes und
eben lautes Mädchenleben. Ihr erwachter Körper verwirrte für eine
Zeit nur sie selber; dann aber lernte sie, ihn zu gebrauchen, mit ih
Männer zu reizen und daran Freude zu haben. In diesem Augenblick
sie an Oliver, dem sie bisher auswich wie die anderen, ohne doch ihr
Abneigung zu teilen, mit aller Selbstverständlichkeit einen Bundesge
Helfer, Boten, Zuträger und Beschützer. Es war zwischen den beide
notwendig gewesen, sich einander zu entdecken, mitteilsam zu werden
trauen zu erbitten und Verschwiegenheit zuzusichern: als sie eines A
aus der Scheune schlüpfte, stand er vor ihr und riet ihr freundlich, jetz
nicht das Haus zu betreten, da Eliza noch auf sei, sondern Jehan, den
knecht, zuerst gehen zu lassen und selber in der Scheune zu warten,

er, mit einen Stein gegen das Tor klopfte; — das war alles. Von dieser
de an waren sie verbunden, minierten gemeinsam das Gehöft und dann
Dorf und ließen die Männer springen. Sie fingen sie vom halbwüchsigen
chen bis zum abwegigen Familienvater, neckten sie, betrogen sie, hetzten
ufeinander und lachten, wenn sie sich prügelten und die Weiber heulten.
Klagenden, die sich zu Claes wagten, wurden verlacht oder hinausge-
en; denn der Vater wußte, daß Oliver in einer Ecke oder vor der Tür
te. Einmal wollte Eliza das Mädchen zur Rede stellen; aber Louize
nicht allein, Oliver hinter ihr sah die Frau an — und Eliza schwieg.
leicht verwunderte sich Louize über seine Macht, vielleicht auch hielt
olche Wirkung für angemessen seinem Wesen: sie fragte ihn nicht. Dann
den ihr die Grenzen für ihre wilden Spiele zu eng: sie fuhr mit Oliver
großen Samstagsmarkt nach Brügge. Oliver kam allein zurück. Claes
te ihn nach Louize.

Es geht ihr gut", sagte Oliver und hob den Kopf.

Kommt sie zurück?" fragte leise Eliza.

Nein."

an sprach nicht mehr von ihr.

as Schicksal, das Oliver bisher im Kreise um sich sah, von ihm in selt-
r Art und Frühe angerührt, aber ihn nicht anrührend, ergriff seine
d, als er fünfzehn Jahre alt war. In Thielt herrschte Erregung. Des
ers Dascher achtjährige Tochter Roosje war vom Beerensammeln nicht
heimgekehrt und blieb verschwunden, allen Nachforschungen zum
z. Um die gleiche Zeit wurde Oliver krank, das erstemal in seinem
n. Er erbrach sich eine ganze Nacht lang, ohne daß man die Ursache
mutmaßen können; denn keiner im Haus außer ihm fühlte bei gleicher
rung irgendwelche Beschwerden; er weinte auch viel, und das vor allem
befremdlich; denn man hatte ihn noch niemals weinen sehen; er sprach
Wort und ließ nur Eliza zu sich; er lag zwei Tage. Als ihn Eliza am
d des zweiten Tages verlassen wollte, hielt er sie zurück und sprach
ruhiger Stimme:

ch verzeihe dir, Mutter, verzeihe mir auch."

e Frau betrachtete ihn beunruhigt; doch er antwortete auf keine ihrer
en und schien müde zu sein. Sie küßte ihn leicht auf die Stirn und

der gleichen Nacht stand Oliver auf, zog sich an und schnürte seine
en zu einem Bündel. Dann ging er barfuß, eine kleine Laterne in der
d, zur Kammer Claesens, der seit vielen Jahren allein zu schlafen pflegte.
Tür war verschlossen. Oliver klopfte. Der Vater antwortete sofort, mit
er, etwas heiserer Stimme:

Wer ist da?"

Oliver."

Was willst du, Oliver?"

Öffne, Vater."

Warum soll ich öffnen, Oliver?"

„Warum willst du nicht öffnen, Vater?"

Claes schwieg eine Weile und atmete schwer. Dann sprach er:

„Ich will dich nicht sehen, Oliver."

„Warum willst du mich nicht sehen, Vater, wenn du mich doch h
mußt?"

Oliver hörte ein kurzes wildes Schluchzen; er sagte nach einer W
leiser:

„Ist es für dich leichter, Vater, wenn du mich nicht siehst?"

„Ich weiß nicht, wovon du sprichst", antwortete Claes dumpf, als
eine Hand auf seinem Mund; „aber ich will dich nicht sehen, Oliver."

Der Sohn preßte seine Stirn gegen das rauhe Holz der Tür und stöh

„Ich muß jetzt fort von hier, Vater."

„Warum, Oliver?"

„Ich weiß, wo Roosje liegt und wie sie aussieht, Vater."

Die Stille, die jetzt folgte, war so schwer, daß Oliver seine Schläfe g
das Holz pochen hörte. Dann flüsterte Claes — und das geflüsterte W
schlug durch die Tür wie ein lautes Wort —:

„Du mußt jetzt fortgehen, Oliver."

Und Oliver fragte leise zurück:

„Ist das alles, Vater?"

„Nimm Geld aus der Truhe, Oliver."

„Ist das alles, Vater?"

„Ich habe dich geliebt und ich liebe dich noch heute, Oliver, mein So

Oliver fiel auf die Knie und krallte die Nägel ins Holz.

„Vater! Vater! Und wie wirst du mich morgen lieben?"

Claesens Stimme wurde freier, als wiche von ihm die Angst:

„Tote lieben nicht mehr, Oliver." —

Der Knabe rüttelte an der Klinke und wimmerte gequält:

„Ich will dich noch einmal sehen, Vater; ich will dir noch etwas sa
Vater, etwas, das ich weiß und das du nicht weißt . . ."

Claes unterbrach ihn klar und ruhig:

„Du sollst mich nicht mehr sehen und du sollst mir nichts mehr sa
Oliver, und du sollst die Menschen verachten, wie ich sie verachte, und
sollst dich drum nicht groß lieben; denn du bist kein Teufel, sondern
armer Mensch, — wie ich mich nicht liebe, weil ich ein armer Mensch
Und du darfst ihnen weh tun, wenn du dadurch auch dir weh
Oliver. — Und du wirst erfahren, daß der Schmerz ganz nahe bei
Freude ist, oder du hast es schon erfahren, Oliver. Jetzt geh." —

Als Oliver schon zwischen Thielt und Gent war und als der Morgen k
hörte das Haus den Schrei Elizas, die den Erhängten gefunden hatte.

Oliver beeilte sich, Gent zu verlassen, ehe das Thielter Ereignis in
Stadt bekannt wurde. Er fand bereits um die Mittagszeit einen Lütti
Waffenhändler, der mit seinen Karren nach Brügge unterwegs war und g
Entgelt den Knaben mitzunehmen sich bereit erklärte.

In Brügge brauchte er nach Louize nicht lange zu fragen. Der Wirt

asthaus er ein Jahr zuvor mit ihr abgestiegen war und wo er sie als
nes feisten alten und sichtlich begüterten Florwebers zurückgelassen
trachtete den hageren Jungen belustigt und äußerte spöttische Zwei-
einem Vermögen, das in doppeltem Sinn benötigt sei, wolle er in
rnst die Dame angehen — er lachte gemein —; denn sie sei zugleich
igste und die teuerste Kurtisane der Stadt. Oliver lachte mit und
, ohne viel zu antworten und ohne sich als ihren Bruder in die Er-
des Mannes zu rufen, die Straße nennen.

bewohnte ein schönes Haus in der Nähe des Jakobtores. Da sie es
großen Herren hielt, ließen die Behörden sie in Ruhe, zumal sie den
häusern, den Kirchen und Armenanstalten oft Geschenke machte,
mehr aus Klugheit als aus barmherzigem Sinn. Der Florweber war
worden, als er nach dem Geschenk des Hauses sparsam und auch
werden begann und als ihre Schönheit genug gesehen worden war,
den reichen Kaufleuten der florentinischen Kolonie und unter den
n Söhnen der Brügger Patrizierfamilien wählen zu können. La Rossa,
genannt wurde und bald auch sich nannte, lebte seither auf eine zu-
gehrte und lüsterne, ergebene und dominierende Art und war mit
ieden.

hatte einige Schwierigkeiten, um an dem riesenhaften vrijeschen
vorbeizukommen, der hartnäckig und mit mißtrauischem Blick er-
laß die Dame jetzt nicht empfange. Da der Knabe es im Interesse
inftigen Verwendung für geraten hielt, sich nicht als Bruder zu ent-
gab er sich für einen Scholaren aus, den die Rossa als Sekretär in
zu stellen beabsichtige. Sein schwarzer Anzug mochte der Schüler-
ähnlich sehen oder seine Art der Wahrheit: der Portier ließ ihn
s.

nahm ihn freudig auf. Er blieb bei ihr und diente ihr wie in
doch sie verschwiegen ihre Verwandtschaft. Mit großer Sicherheit
n er nach wenigen Wochen, die Situation übersehend, die Regie ihres
Er begriff rasch die außerordentliche Macht ihres Körpers und
hre Ziele höher. Er sah, daß während der Messe in Sankt Salvator
r Prälat sie nicht aus den Augen ließ. Sie wurde seine Matresse und
genug, Olivers Rat zu folgen und um des mächtigen und wohl-
n Kirchenherrn willen ihren Gebrauch an Männern einzuschränken.
lat fand auch an dem zutunlichen, zu allem brauchbaren, diskreten
lligenten Knaben Gefallen und hatte eine Zeitlang Lust, ihn für den
n Beruf zu gewinnen. Oliver sagte nicht nein, lernte bei den barm-
Brüdern des Johannesspitals Lesen, Schreiben und ein wenig Latein,
geschickt und immer wieder die Termine, die der Protektor für den
eines Noviziats anordnete, sah bald auch mit seinen scharfen Augen,
izens Gegenwart das Gesicht des Alternden nicht mehr so schön be-
früher und hielt einen Wechsel des Gönners und des Ortes für ge-
o konnte ein päpstlicher Legat, ein junger, schöner Mensch aus altem
t, der mit dem Prälaten bei Louize bankettiert und seine Blicke

schlecht im Zaum gehalten hatte, am nächsten Tag den merkwürdigen
tär der Rossa in seinem Quartier sehen und bedachte Vorschläge hö
Dame sei bereit, ihm zu folgen, wenn er selber in aufrichtiger Art
dem Prälaten auseinandersetzte und den Ankauf des Hauses durch
reiche, wenn er ihren Sekretär, den Türhüter und die zwei Kamme
mitzunehmen bereit sei, wenn er sich verpflichte, sie erst acht Tage na
Ankunft in Rom um ihre Gunst zu bitten, und wenn er innerhalb
Zeit den nötigen Aufwand für ihre Person sicherstellen könne. Der
dem die vor Blässe leuchtende Haut und der schmale, harte Mund
zuweilen bernsteinfarbenen, länglich geschnittenen Augen der Ross
Ruhe ließen, sagte ja und fand bei dem gütig und klug lächelnden P
einen viel geringeren Widerstand, als er zu überwinden entschlosse
Die Reise ging über Frankreich und Anjou nach Nizza und von d
einer päpstlichen Galeere nach Rom.

Dort erlebte die fremdartige Schönheit des Mädchens die großen Tri
Der Legat konnte die Fiamminga — so hieß sie bei den römischen
leuten — nicht lange gegen den Ansturm der Bewunderung und der
halten; er trat sie dem allmächtigen Kardinal Borgia gegen eine reich
ab, zumal er ehrgeizig war und sich selber unter dem Kardinalshut
wenn der andere die erstrebte Tiara gewann. Oliver blieb die wi
Person ihres kleinen Hofstaates und zu ihrem Ja die unvermeidli
stanz, die selbst der Kardinal anerkannte. Doch da Oliver den guten
satz seiner Politik beibehielt, ehrlich und eindeutig zu dem zu stehen
Freundschaft am wertvollsten war, — da er also dafür sorgte, daß
deren Bewerbern wohl die Geschenke abgenommen, sie selber aber
Schlafzimmertür verabschiedet wurden, hielt ihn der Kardinal für
Verbündeten. Er beschäftigte sich mit ihm, zuerst nur, um ihm zu g
und durch ihn der Rossa. Dann aber bemerkte er das Außergewöhnl
dem jungen Menschen: einen Willen dunklen Zielen zu, eine unhe
und unchristliche Energie, die ihm aus den Augen glühte und seine
schwer erträglich machte, — und doch war es nicht der böse Bl
Jettatore, den man mit Hörneramuletten, gegabelten Korallenzweig
wenigstens doch mit der geheiligten Geste der ausgestreckten zwei
auffangen und paralysieren muß: nein, diese Augen waren nicht v
gend und sehr nahe beieinander, sondern tiefliegend, langwimperig
einer Frau und von einem unbestimmbaren, unergründlichen Dunkel,
und gefährlich wie die unbewegliche Fläche der albanischen Seen. D
dinal bemerkte seine kluge, stille und gleichsam verantwortungsbewuß
tung, ein erstaunliches Gedächtnis, das kaum vier Monate brauchte,
Sprache zu beherrschen, eine intrigante Begabung, welche — in den
den eines Gespräches die Menschen durchschauend — sofort mit ihren
chen oder Wünschen sich bewaffnete und doch nicht losschlug, sond
verwirrend sanft und unmerklich in die Niederlage hineindrängte.
begriff die Verwendbarkeit eines solchen Menschen, den er nicht m
einen Knaben hielt (denn Oliver sagte niemals sein Alter); er lenk

gen Worten seine Gewissenlosigkeit einem neuen und anziehenden Bezu: der unterirdischen Politik. Oliver arbeitete für ihn wie ein Geheimtär und versorgte ihn, den Führer der spanischen Partei, mit Informan über die Bewegung der gegnerischen Gruppen: der antiklerikalen chen Aristokratie und der mit dem toleranten Papst durch wissenschaftInteressen verbundenen und scharf gegen eine Borgia-Kandidatur arnden Humanisten. Oliver wurde es nicht allzu schwer, die scheinbare ralität des kleinen Palazzo nahe dem Forum Trajanum, den Louize hnte, zu seinen politischen Zwecken auszunutzen und prominente Nobili Gelehrte mit der Lockspeise der Fiamminga in die notwendige Vernsseligkeit zu locken. Doch als er auf Geheiß des Kardinals den anmelten Brennstoff anzündete, kam er selber zu Schaden. Ein Literat, zu den fanatischen Apologeten der republikanischen, antipapistischen enzen Lorenzo Vallas und anderer Humanistenführer gehörte, wurde Oliver und den übrigen Provokateuren des Kardinals bis zur Verrung gegen das Leben des Papstes gebracht. Borgia wollte am Vorabend Attentats die Konspiration aufdecken und dadurch die Mittel in die bekommen, die ganze Partei zu vernichten. Doch der Literat wurde itig schwach, stellte sich der päpstlichen Behörde, gestand den Plan und e seine Helfer. Borgia, der Mühe hatte, sich selber zu entlasten, ließ Leute unbedenklich im Stich; aber die päpstlichen Sbirren, die in das der Rossa drangen, um ihren Sekretär festzunehmen und ihn neben nderen an ein Türmchen der Engelsburg zu hängen, fanden ihn nicht. r war nach Bracciano geflohen, dessen Herr gerne Männer aufnahm, er Papst verfolgte. Dort kopierte er des Poggio lateinische Übersetzung Cyropädie Xenophons, rasierte den Duca und versprach ihm die ninga.

ch Oliver sah die Schwester nicht wieder. Als die Pest mörderisch in Gewimmel des Heiligen Jahres schlug, wagte er sich in das entsetzte, Papst, Kurie und Magistrat verlassene Rom. Er fand auch den Kardilast und das Haus der Rossa leer. Einige sagten, die Kurtisane sei ben, andere wußten, sie sei noch vor dem Ausbruch der Epidemie mit Höfling König Alfonsos nach Neapel geflohen, andere wiederum en sie im Gefolge des in südlicher Richtung der Pest enteilenden Borgia en haben. Oliver war traurig; er nahm ein kleines Bild mit sich, das hüler des älteren Pollajuolo von Louize gemalt hatte, und begab sich mmen mit einem Kopisten des Georgios Trapezuntios nach Florenz.

rt arbeitete er zunächst wieder als Schreiber und Barbier, kam dann ein öffentliches Mädchen, das ihn protegierte, auf den Gedanken, nken und Schönheitswässer herzustellen, und gelangte in kurzer Zeit nem gewissen Wohlstand. Aber da seine Mixturen zuviel Quecksilber lten, richteten sie gesundheitlichen Schaden an, und Oliver entging mit ber Not dem Bargello.

folgten fünf Jahre des Wanderns unter hundert verschiedenen Masken Namen, als Schreiber, Scholar, Barbier, Wunderdoktor, Schwarzkünst-

ler, als Spion, Zuhälter, Falschspieler, durch viele Tiefen des Lebens
die Brandungen hastigen Schicksals, doch nur gestreift von den Ereign
niemals mitgenommen, niemals mehr von sich zurücklassend als ein K
einen Namen, selten ein Stückchen Haut, von den Menschen doch meh
liebt als gehaßt und selber nicht liebend und nicht hassend, nicht ei
geldgierig in der Ausnützung seiner Überlegenheit und immer deutl
seine Sehnsucht nach dem Norden fühlend. Er war fünfundzwanzig J
alt, als er wieder in Gent auftauchte.

Am Tage nach seiner Ankunft schon drängte es ihn nach Thielt. Er
zur Mittagszeit an; er sah ohne Bewegung die backsteinerne Dorfkirche
bekannten Häuser und Wege, das väterliche Gehöft. — Was will ich
fragte er sich erstaunt über sein Gefühl der Erwartung, das ihn nicht ver

Eliza war eine schwere Matrone geworden, im Haar graue Strähnen
wandte sich nach der Tür um und sagte mit ihrer dunklen, ein w
kehligen Stimme:

„Ach, Oliver!"

Sie stand freundlich auf und ging ihm entgegen. Auch Henryk, d
Kopf kahl zu werden begann, begrüßte ihn, wies dann unvermittelt
mit fast verlegener Bewegung auf eine hübsche junge Frau, die neben
saß, und sagte:

„Das ist Lysbeth, die Tochter Meister Willem Ryms. Wir sind seit
Jahren verheiratet."

Doch Oliver hatte nur flüchtiges Wort und Auge für die Drei. Am T
neben Lysbeth, saß ein Mädchen von zehn oder zwölf Jahren, welches
zugelacht hatte, kaum daß er die Stube betrat. Es geschah selten, daß
Menschen ihm zulachten; und es geschah ihm noch nie, daß ein lächel
Mensch Helle um sich verbreitete und daß er diese Helle in den Augen
in der Brust spürte. — Er lachte zurück (und Oliver lachte nicht oft
gutes Lachen); eine reine und unbekannte Freude streifte ihn wie
Rauschen, wahrhaftig wie ein Rausch, ein gleichsam trunkener Ged
kreuzte dazwischen: ich habe ja diese Freude erwartet! Er löste den begl
ten Blick von den grauen Augen und den schönen Zähnen des Mädd
sah die anderen an, wie triumphierend; — und sieh: es lachten auch
Drei, und die Stube war nicht mehr dunkel. Eliza sagte:

„Ich freue mich, daß es dir gut geht, Oliver."

Und Lysbeth sprach:

„Das ist Anne, meine kleine Schwester."

Oliver sah sie wieder an.

„Ich bleibe jetzt in Gent", sagte er und lächelte noch immer.

Oliver trat in die Zunft der Barbiere ein. Er hatte es nicht schwer,
durchzusetzen, weil er ein Necker und ein weitgereister Mann war
weil er als Altgeselle bei Willem Rym arbeitete, dem Zunftmeister
verehrten Führer der gentischen Unabhängigkeitsbewegung. Oliver w
bald Meister und reorganisierte zusammen mit Willem Rym die nach
unglücklichen Krieg mit Burgund und dem Verlust der alten Stadtprivile

geschwächte Oppositionspartei. So liebte ihn der alte Meister, der in
ur den Patrioten und geschickten Zunftgenossen sah, wie einen Sohn,
o heiratete er Anne, als sie fünfzehn Jahre alt geworden war. Rym starb
Zeit darauf, Oliver war der selbstverständliche Erbe seiner beruflichen
olitischen Stellung. Jetzt erst, unabhängig und im Besitz der geliebten
gestattete er sich selber zu sein, wie er in Wahrheit war. Allmählich
nangreifbar terrorisierte er die proburgundische Partei, nicht aus Pa-
mus, sondern aus Freude am einmal begonnenen politischen Spiel, auch
reude an seiner geistigen Kraft und in kluger Berechnung von des
ösischen Gegenspielers Überlegenheit. Er arbeitete mit den dunklen
ln seines Genies und seiner Erfahrung. Er dezimierte die gegnerischen
r, ohne sich bloßzustellen, und nahm ihnen durch das leicht fanatisierte
den Anhang weg. Er war ein gefälliger und zu allen freundlicher
, scheinbar ohne großen persönlichen Ehrgeiz, nicht auf magistratische
en bedacht, nicht zu oft und nicht zu selten in der Öffentlichkeit.
er hielt schon Zügel, die man nicht sah, fest in der Hand, lenkte die
e in seine Richtung; und die Menge merkte den Steuermann nicht, auch
den heimlichen Fänger der Seelen; doch sie begriff den Abstand zwi-
sich und ihm, das Besondere an ihm, das Isolierte und Erhobene auch:
h ihn gerne und lief ihm gerne nach. Aber sie mochte nicht zu nahe
en. — Er wurde der Agent Frankreichs, nicht aus einem persönlichen
sse am Verrat, sondern gleichsam aus der Lust des Strategen an der
itzung parallel laufender Bewegungen und Kräfte. Er blieb Genter
t in den Augen des Volkes. Und der Mund des Volkes nannte den
r, wie das Thielter Gesinde den Knaben genannt hatte: den Teufel
r. Doch er selber fühlte den Unterschied: es war nicht der Fluch er-
kter Knechte, sondern die Huldigung der Genter, die den Teufel im
hatten und ihn liebten.

Drittes Kapitel

DER PRÜFSTEIN

TER Olivers Haltung nach dem Abzug des Herzogs war den wenig-
egreiflich. Er wandte seinen ganzen Einfluß auf, um das Temperament
tadt von unnützem Lärmen gegen Brüssel abzuhalten. Er erreichte es
die ihm ergebenen Zünfte bei den Stadtschöffen, daß in den ersten
en Tagen die Häuser der herzoglichen Beamten durch Bewaffnete ge-
t und die in Schutzhaft genommenen Führer der proburgundischen
ohne Beeinträchtigung ihrer bürgerlichen Ehre und Stellung freigelassen
en. Durch die Stimmen dieser Leute und der Gemäßigten unter den
meistern gelang es ihm, eine knappe Majorität gegen die Radikalen
bringen, die ein Bündnis mit dem vor der offenen Rebellion stehenden
h verlangten.
Tage nach dieser geheimen Beratung traf Oliver den Pieter Heuri-

blocq vor den Lagerhäusern der Koornlei. Der Kaufmann, der keine regierenden Körperschaften angehörte, war dem Meister nach jener einandersetzung und unter dem Eindruck der letzten Ereignisse äng ausgewichen. Als er ihn jetzt unvermutet neben sich sah, versuchte er, Angst unter kalter Höflichkeit zu verstecken. Doch Oliver machte ein geduldige Handbewegung und sagte ernst:

„Man will dir nicht schaden, Heuriblocq, im Gegenteil, man braucht

Pieter sah ihn mißtrauisch an. Der Meister zog ihn in einen To sagte ihm mit leisen, knappen Worten Thema und Resultat der Abstim und forderte ihn auf, nach Brüssel zu fahren und sie seinen Geschäftsf den mitzuteilen — geschickt natürlich, scheinbar nebenbei, zwischen beruflichen Gesprächen. Heuriblocq runzelte die Stirn:

„Hältst du mich für so dumm, Oliver, daß die plumpste deiner Te fallen für mich gut genug sei?"

Der Meister schüttelte ärgerlich den Kopf: ob er nicht das Stadtg kenne, welches Amtsgeheimnis verletzende Ratspersonen als Hochver bestraft.

„Und was willst du damit sagen, Necker?"

„Mein Gott, Heuriblocq, ich will damit sagen, daß du, ein unbeam Mann, mich, ein Ratsmitglied, von diesem Augenblick an in der Hand ha Glaubst du jetzt noch immer an Fallen und siehst du mir nicht n Sorge an?"

Der Kaufmann schwieg. Seine Sorge sei, fuhr Oliver fort, daß der H die Stadt zu gleicher Zeit und nicht anders behandeln werde wie Lü es gelte ihn zu beruhigen.

„Da du ihm gute Nachricht bringen kannst", schloß er, „darfst du di persönlichen Gewinn in Ziffern ausrechnen, Pieter." —

Am Nachmittag kam Heuriblocq zu ihm und übernahm den Auftra

Die Ereignisse gaben dem Meister recht. Lüttich schlug los, ermorde herzoglichen Beamten und stieß bis Sankt Truiden vor. Es gab noch sch Tage für Oliver und die gemäßigten Stadtschöffen, als die Radikalen ihre Köpfe hinweg das wilde Genter Volk unter Waffen riefen. Der k Schachzug des Magistrats, der auf den Rat (oder auf die Lüge) Olivers Sieg des Herzogs vierundzwanzig Stunden zu früh manifestierte, br den Umschwung. Zwei der Aufwiegler wurden in eiligem Gerichtsverfa hingerichtet und die Brüsseler Regierung in dem Augenblick von dem U unterrichtet, als der Herzog in Wahrheit die Lütticher Kräfte bei S Truiden und Tongern schlug. Während er vor Lüttich zog und nach we Tagen fast kampflos die Stadt nahm und schwer bestrafte, schickte Olive Pieter Heuriblocq ein zweites Mal nach Brüssel. Als er zurückgekommen überraschte der Meister den Magistrat mit einem ungeheuerlichen Vors wollten sie der Stadt den gewichtigen Teil der Privilegien und den Fr erhalten, so genüge die Neutralität nicht mehr, so sei ein Loyalitätsb notwendig, der freiwillig auf rein formale Vorrechte verzichte. Er rie erhobener Stimme den erregt Unterbrechenden zu:

weiß, was ich rede, ihr Herren! Ich weiß vielleicht auch, warum ich
le! Meine Bemühungen haben ein redliches Teil zur Stärkung der
hen Partei und zur Zurückgewinnung der gentischen Rechte bei-
en. — Ist einer unter euch, der meinte, meine Vorschläge der letzten
ienten einem anderen Interesse als dem gentischen?"
schwieg.
darf ich dem Hohen Rat um des Wohles unserer guten Stadt willen
hlen, ohne Verzug zehn der angesehensten Bürger mit den Bannern
infte nach Brüssel zu schicken, demütig zu Fuß nach Brüssel, und sie
Herrn Herzog zu Füßen zu legen. Er wird sie zurückgeben oder er
ie behalten. Was tut es? Es gibt Seide genug in Gent. Der junge Herr
Zeremonien. Die Geste der Demut wird ihn die Demütigung vergessen
die er plant — wahrhaftig, ihr Herren, die er plant!"
letzten, laut und eindringlich gesprochenen Worte ließen keinen Ein-
zu. Der Erste Schöffe fragte nach einer schweren Pause:
irdet Ihr bereit sein, die Delegation zu führen, Meister Necker?"
er bedachte sich einen Augenblick, mit geschlossenen Augen und dünnen
, die Hände gegen die Tischkante pressend. Jetzt antwortete er
m:
danke meinem Herrn Schöffen für die ehrende Frage. Ich bin bereit,
elegation anzugehören. Sie zu führen, besitze ich, der jüngste Zunft-
, nicht genügend Qualifikation. Eine solche Ernennung schadete dem
nehmen, zumal in den scharfen Augen des Herzogs." —
wählte als Führer der Abordnung den Dritten Stadtschöffen, als
eder außer Oliver vier Ratsherren und drei Zunftmeister, die mehr
veniger zur burgundischen Partei gehörten, und auf Olivers Vorschlag
Weinhändler Heuriblocq, dem er seine Brüsseler Informationen ver-
—
ne", sagte Oliver lächelnd, als er zu Hause war, und küßte sie, „das
Spiel beginnt. Aber Gent wird von mir nur um einen guten Barbier
eun brave Bürger gebracht; und das ist kein zu hoher Preis für seine
g. — Und unser großes Spiel beginnt, Anne."
Delegation brach zwei Tage später auf, nachdem die Stadt in feier-
Proklamation die Sorge für ihre persönlichen und beruflichen Inter-
uf sich genommen hatte. Jedes Mitglied hatte einen Diener bei sich,
den Daniel Bart. In Wetteren, dem ersten Rastort, nahm der Meister
em unbemerkten Augenblick ein florentinisches Pulver. Auf dem
marsch wurde er gelb im Gesicht und bekam Fieber. Er schleppte sich,
niel gestützt, bis Aalst. Dort brach er zusammen, delirierend, mit
n Augen. Er mußte unter der Obhut Barts in einem Gasthof zurück-
n werden. Heuriblocq versuchte, mit dem Phantasierenden allein zu
n. Aber Daniel Bart wich nicht vom Bett und sagte endlich mit
Augen:
rr Pieter, mein Meister sagte noch in Gent, daß Sie nicht weniger
als er. Was wollen Sie also von ihm?"

Heuriblocq ging ohne ein Wort hinaus. Da Oliver in einem lichten A
blick nach dem Priester und nach Anne verlangt hatte, sandte der be
Schöffe kurz vor dem Aufbruch der Delegation einen berittenen Bote
Gent, um die Neckerin herbeizurufen. Es überraschte den Boten ein
die Frau bereits reisefertig zu finden; aber ihr heftig geäußerter S
über die Erkrankung des Mannes und einige Silbertaler hielten den A
davon ab, weiter über die Zusammenhänge nachzudenken.

Die Abordnung, die den Verlust Olivers als Erschwerung ihrer M
beklagte, kam mißmutig nach Brüssel, wunderte sich, daß zu ihrem Em
nicht die geringsten Anstalten getroffen waren, und ahnte nichts Gut
wartete viele Tage, ehe sie vorgelassen wurde, trotz des Antichambr
des häufig abwesenden Heuriblocq. Als die Mehrzahl der Delegierten
willens war, nach Gent zurückzukehren, und ihre Absicht der Behörd
teilte, war die militärische Bewachung ihrer Quartiere die Antwort. S
lich empfingen sie in wenig höflicher Form den Befehl, vor dem Herz
erscheinen. Sie fanden einen sehr ungnädigen Herrn, der vor ihren A
die Banner zerreißen ließ und die Genter als Geiseln zurückbehielt, u
— wie er grimassierend sagte — vor künftigen Wundern Sankt Lievi
schützen. Im übrigen sei seine Gnade groß; denn er wolle vorerst
anderes Exempel gegen Gent statuieren, so sehr die aufsässige Stadt e
dient habe. Er gebe ihnen die Erlaubnis, einen ihrer Diener nach
zurückzuschicken, um den Magistrat von der Lebensgefahr zu unterri
die sie bei der kleinsten Insurrektion in der Stadt liefen. — Als die
gierten unter Bedeckung ins Quartier zurückgebracht wurden, merkte
daß Heuriblocq fehlte. Er wurde am gleichen Tag vom Herzog als S
einnehmer nach Lüttich gesandt.

Die Wirkung des schwachdosierten Präparates — eines jener Ge
mittel, mit denen die florentinischen Apotheker ihren jeweiligen H
wirksamer dienten als Kondottieri — wurde durch ein gemäßes Antid
wenigen Stunden neutralisiert. Anne fand den Meister bereits in heils
Schlaf. Am nächsten Morgen war er wieder bei Kräften und sagte
Wirt, daß er bereits nach Brüssel weiterreisen könne. Die drei verließen
Aalst in südlicher Richtung, schwenkten aber bei dem ersten Dorf w
ab und kamen nach Oudenaarde, wo das Gepäck und ein fester Reisew
auf sie wartete. Sie schlossen sich einem Kaufmannszuge an, der nach V
ciennes ging. Sie waren schon in Paris, als in Gent das Gerücht laut w
der kranke Meister sei mit der Neckerin und seinem Altgesellen zwi
Aalst und Brüssel auf rätselhafte Weise verschollen; man vermutete,
sie Opfer von Strauchdieben oder der feindseligen Bevölkerung gewo
waren. Man beklagte sie ehrlich, noch voller Leid um das Schicksal
anderen Delegierten. —

Oliver hatte schon unterwegs erfahren, daß der Hof in der Tou
weile, und Jean de Beaune von seiner Ankunft unterrichtet. Er warte
Paris auf die Antwort. Nach etlichen Tagen kam in das Gasthaus nah
Porte du Temple, dessen Adresse er angegeben hatte, ein Kurier mit

signierten, doch durch königliches Siegel geschlossenen Befehl, seinen thalt in Paris zu benutzen, um gegen den Franziskanermönch Antoine , dessen Predigten in der Klosterkirche bei der Porte Saint Germain Aufsehen erregten und dem König mißliebig seien, Material zu sam- dann solle er nach Amboise kommen.

ne", lachte Oliver, „der Herr will mir noch einen Prüfstein in den ollen, — oder ist es schon das große Spiel?"

hörten eine Predigt des Fraters an. Viel Volk war zusammengelaufen. Mönch, ein schöner Mann, zeigte seine guten Zähne. Seine mächtige e füllte und färbte die graue gotische Basilika. Er donnerte gegen die n des Fleisches und gegen die Wollust und gegen das Laster der rt; er gebrauchte kräftige nackte Worte, — Oliver lächelte; und schon er, mit einer kleinen Tonverschiebung die sinnliche Atmosphäre über uhörern lockernd, ohne sie indes aus ihrer folgsamen Erregung zu über die Laster der Stände, glitt unmerklich in die Politik, tadelte lechte Justiz der Städte, der Herren und Fürsten; schon nannte er rson des Königs, mit fanatischem Schwung der Stimme seine Kühnheit tigt, fast selbstverständlich machend: unser großer König! — dann g er zwei Sekunden, der mächtige Raum wagte nicht laut zu atmen, auen hingen berauscht an seinem Gesicht: vor die Kritik machte einen n Bogen; es war, als hätte die Stimme sich vor der Majestät verbeugt: önig ist gut, der König will das Gute; aber die Leute, die ihn um- sind schlecht; sie sind Erpresser, Henker — und vielleicht Verräter! — kniff die Augen zusammen. — Der Mönch hob die Stimme noch und sprach fast leise, die Augen von den Köpfen fort in die Höhe en: er sehe Gefahr für den König, Gefahr für das Land; die Verräter Krieg, das Volk wisse, was Krieg ist; die Stadt möge an die Drang- r letzten Belagerung denken, von der kaum drei Jahre sie trennen; vermeide Krieg! — Oliver betrachtete ihn ernst. Er flüsterte der in zu:

r Mann ist nicht ungeschickt; mir scheint, es steckt allerlei hinter ihm; ein Körper ist dumm und dumpf wie der eines Stiers. Er ist mit den sten Mitteln zu fangen."

e beichtete bei ihm, nicht mit gesenkten, sondern mit fordernden Nach der hastigen Absolution bat er sie, erregt über ihren Hals d und das Busentuch verschiebend, um eine Zusammenkunft. Die in nannte eine bestimmte Stelle im Wald von Neuilly nahe dem fer; dort würde sie am kommenden Tag nach Einbruch der Dunkel- m zu Willen zu sein. Doch als der Bruder Antoine zur angegebenen en bewaldeten Hügel hastig vom Ufer aus hinanstrebte und gerade inen Schatten sich vom Dickicht lösen sah, empfing er einen starken gegen den Hinterkopf. Daniel Bart hob den Ohnmächtigen auf und nn mit Olivers Hilfe an einen Baum. Dann hielt ihm der Meister eine riechende Essenz unter die Nase. Der Mönch öffnete die Augen, e sich gegen die Stricke und wollte schreien. Aber die Säure, durch

den Mund geatmet, erstickte ihn fast. Oliver, der die Blendlaterne aus
Nähe dem hustenden Frater ins Gesicht scheinen ließ, steckte die Phi
und brachte die Order mit dem königlichen Siegel in den Lichtsche
sprach fast höflich:

„De par le roy, Bruder Antonie; es wäre also nicht angebracht, Zet
Mordio zu schreien. Sie sind leider in die Falle gegangen. Daß Si
Beruf ein Moralist und von Natur ein Bock sind, gehört zu den häu
Späßen, die sich der liebe Gott mit uns erlaubt. Als sündiger Mensch k
ich Sie also begreifen; doch als Justizagent des Königs hätte ich da
schon Material genug, um meinen Leuten zu gestatten, sowohl die Wi
des Strickes als auch Ihr augenblickliches Verhältnis zum Baum im
wörtlichen Sinn zu erhöhen und als bekannte Sanktion des Verfahre
Lilie in die Rinde zu schnitzen."

Er ließ für den Bruchteil einer Sekunde den Lichtkegel der Latern
Seite schwingen, wo Daniel Bart — nach Art der Henker im ärme
Wams — in der Übertreibung der Schatten mit mächtigen Schulter
ein Zyklop hockte. Der Mönch sagte heiser und hastig:

„Ich unterstehe nicht weltlicher Gerichtsbarkeit, sondern der des Pr
Oliver lachte leise:

„Wissen Sie denn nicht, Frater, daß sich der König nicht nur häufig
dern auch mit augenscheinlichem Vergnügen über solche Vorurteile hi
setzt? — Und glauben Sie denn, er würdigte Sie einer eigenen Orde
weil Sie ein Bock sind? Der Bock ist doch nur der Sündenbock fü
andere, — und das andere ist, daß man keine Böcke schießen darf,
man politischer Agent ist, Bruder Antoine. — Von dieser Sünde ka
Sie auf keinen Fall absolvieren."

Der Mönch preßte die Lippen zusammen und blinzelte in das Licht.
bat er leise:

„Darf ich das Gesicht dessen sehen, der mit mir spricht? — Es ist s
gegen das Dunkel zu antworten. Und die Sprache, die ich höre, ist nic
eines Profosen."

Er schloß die Augen und ließ den Kopf sinken.

„Vielleicht versucht mich der Teufel wie in jenem Weibe", stöhnte
Oliver riß die Augen auf und ließ das Licht einen Augenblick in der
seines gewaltsam starren, hohlwangigen Gesichts.

„Apage Satana!" schrie der Mönch, rüttelte an den Stricken und be
sinnlos rasch zu beten.

„Frater!" lachte Oliver, „ich könnte jetzt mit dieser simplen Pha
magorie alles aus Ihnen herausbekommen, was ich nur wollte; aber ic
es auf schlichtere und verlässigere Art tun, als es die zufällige Regie
mondlosen Nacht und Ihre Verwirrung empfiehlt. Ob ich der Teufel
ein Profos bin oder ob gar der Teufel Profos des Königs ist, ma
unseren Fall ziemlich gleichgültig sein." — Er sprach plötzlich flä
ohne die kleinste Pause zwischen den Sätzen zu lassen: „Und Sie sind
banter, lieber Freund, und arbeiten für den Herzog."

Mönch unterbrach das Gebet und schien eine Antwort auf den Lippen
en; aber er hustete nur krampfhaft und betete weiter. Oliver sagte
ldig, in der gleichen Mundart:
ter, das ist keine Teufelei! Ich hörte es schon aus Ihrer Predigt, bei
en Worten, die für flämische Zungen schwer sind, — trotz Ihres guten
ösisch."
Bruder flüsterte mit geschlossenen Augen schnelle lateinische Worte.
sprach über die Schulter auf flämisch:
habe es satt, Daniel; nimm deine Leute und mach Schluß mit ihm."
hörte das Knacken von Zweigen. Der Mönch, dem der Schweiß über
cken rann, sah entsetzt in die Finsternis und rief:
ich bin aus Brüssel!"
er befahl in die Dunkelheit hinein: „Wartet!" Dann wandte er sich
an den Frater:
ren Sie mir jetzt zu, Bruder Toon; aus Ihrer Haltung weiß ich genug:
ören zu den Agenten des Burgunders, die zumal in Paris gegen einen
agitieren; denn der Herzog kann ihn jetzt noch nicht brauchen, weil
n genug in seinem eigenen Haus aufzuräumen hat oder weil er viel-
noch Alliierte sammelt, vielleicht sogar Alliierte unter des Königs
n Städten. So sollen Sie den König unpopulär machen. Alles das ist
r Sie gefährlich, wie Sie sehen. — Aber nun geben Sie acht: Sie
en in der Predigt von dem Erpresser — das ist Herr de Beaune, von
enker — das ist Herr Tristan; doch Sie sprachen auch von dem Ver-
War es Rhetorik? Oder spielen Sie ein wenig Deus ex machina zu-
n Ihrer Prophetie? — Sie wissen, daß man die beiden ersten nicht
len dritten nennt: den Kardinal Balue. — Frater, wenn Sie ihn mit
erräter meinen und mir die geringste Unterlage für Ihre Behauptung
schneide ich Sie vom Baume los — und Sie sind frei."
ielt die Laterne so, daß sein Gesicht beleuchtet war wie das andere.
iden Männer sahen sich schweigend an. Oliver sprach langsam:
bin aus Gent, Frater, und diene nur mir, auch wenn ich fremden
diene. Und ich schade niemals einem Menschen, der mir Nutzen
Sie werden mich wohl verstehen. Sie bringen mir Nutzen, wenn
ine Frage beantworten. So werde ich als Entgelt Ihren Kopf retten,
ist ohne Rettung verloren ist."
Franziskaner sagte leise, nach kurzer Überlegung:
Kardinal führt von Paris aus heimliche Korrespondenz mit Herrn
vecoeur, dem burgundischen Kanzler, in dessen Diensten ich stehe.
nserer Konfratres ist der Bote. Der Beweis für ihre Zusammenarbeit
t schwer: der Kardinal wird in kurzer Zeit dem König raten, in eine
nenkunft mit dem Herzog einzuwilligen. Das wird für den König
fahr sein, von der ich sprach."
aß der Kardinal von Ihrer Existenz und der Bedeutung Ihrer Pre-
"
viß nicht", entgegnete der Mönch; „ich arbeite ganz unabhängig von

seiner scheinbar noch zweifelhaften Unternehmung. — Ich arbeite wo
für den Fall, daß das offenbare Mißtrauen des Herzogs gegen ihn sic
fertigen sollte."

„Sagen Sie nur noch den Namen des Boten, Frater."

„Jacques Viole."

„Ich danke Ihnen, Bruder Toon. — Wir werden uns vielleic
brauchen."

Oliver schnitt die Stricke durch, die den Mönch an den Stamm b
Fradin bewegte die schmerzenden Glieder. Er möge jetzt gehen, sa
Meister freundlich, sich ruhig verhalten und die Kanzel meiden. E
nichts Schlimmeres zu erwarten als das Verbot, öffentliche Predigt
zuhalten, und als verschärfte Klausur.

Der Frater ging mit hastigem Dank, ohne sich umzusehen.

„Der Anfang ist gut." sagte Oliver zu Daniel Bart, „und nicht
schwer."

Am anderen Morgen verließen die Drei Paris, durchquerten das
Beauceland, übernachteten in Orleans und folgten dann dem Lauf der
Zur Zeit des Sonnenunterganges sahen sie das Schloß Amboise, mißt
und abwehrbereit auf dem Felsen, böse inmitten des schönen Friedens
barer Landschaft, — und Anne sagte, Olivers Arm berührend:

„Das wird ein ernstes Spiel, mein Freund. Das ist ein Hasser, der
liebt als seinen Willen."

Oliver antwortete mit einem guten Lächeln:

„Ich liebe außer meinem Willen noch dich, Anne; so bin ich ihm vi
überlegen."

Die schweren Rundtürme des Schlosses schlugen das letzte Rot des
hinter Mauer und Fels; seine düstere Silhouette hing in der Luft w
Faust, die der Himmel über die Erde ballt.

„Ich habe Angst", sagte Anne.

Oliver strich ihr beruhigend über die Stirn; doch auch er fühlte den
der steinernen Drohung auf die Seele. Er dachte daran, daß jene Re
wie ein infernalisches Gleichnis die Kellerkerker der Oubliettes als
ment hatte, die furchtbar endgültigen Vergessenheiten für die Feine
Ludwig Valois, Qualkammern für hundert langsam Sterbende, Schäch
tiefsten Verzweiflung, des erstickten Stöhnens und der vergeblichen
— Wenn dieser Mann auf solchem Bett schlafen kann, dachte er, und
es mir nicht gelingt, ihn schlaflos zu machen, dann ist er der Stärker
dann wird es schlimm um mich stehen, will ich ihn abschütteln; — und
werde ich ihn abschütteln müssen, will ich nicht ausgesaugt werden.
runzelte die Brauen. — Aber wenn es mir gelingt, sein Gewissen
spähen und in die Hände zu bekommen, so wird er weder mich noc
Gewissen abschütteln können ... — Doch er sagte nichts von seine
danken zu Anne.

Schon vor dem stark befestigten Stadttor standen Posten an dre
einanderfolgenden Barrieren und prüften die Passierenden. Vor der

Order, die Oliver zeigte, öffneten sich sofort Schlagbäume und Tor. dem Meister zu spät erschien, um mit der müden Frau und dem Ge- noch aufs Schloß zu fahren, stiegen die Drei bei dem nahe gelegenen of ab. Eine Stunde darauf — es mochte gegen zehn Uhr sein — er- ein schottischer Leibgardist mit dem Befehl für den Necker, vor dem zu erscheinen. Oliver unterdrückte Unmut und Müdigkeit und folgte oldaten. Sie gingen durch nachtstille Straßen und stiegen auf steilem, erlichem Pfad zum Schloß empor. Oliver hielt sich dicht hinter dem , weil man ihm von Fußfallen und Eisenspitzen erzählt hatte, die die rtsstraßen bedrohten. In kurzen Abständen rief der Gardist die Parole nkel; niemand antwortete, doch man hörte neben sich, vor sich, über s dumpfe Schüttern gepanzerter Männer, die in ihre Nischen zurück- und den Weg freigaben. Jetzt stieg die äußere der drei Umfassungs- n auf. Drei Tore, unregelmäßig hintereinanderliegend, ließen sie durch Ausfallpforten passieren. Oliver folgte dem anderen durch Höfe, dungsgalerien, verwirrende Gänge, über viele Treppen, durch viele , an unbeweglichen Posten vorbei, immer durch graue, beunruhigende, mende Stille, hinter den ungeheuren Quadern seltsam von der Angst kt, nicht mehr atmen zu können.

ß die Zähne zusammen: seine Nerven durften jetzt nicht rebellieren. ist nur Reisemüdigkeit, beruhigte er sich. — Sie kamen jetzt in den König bewohnten Schloßflügel. In einem kleinen Kabinett, dessen rings mit flandrischen Gobelins bekleidet waren und das keine Tür ließ, bat der schweigsame Führer den Meister zu warten. Als sich in dem Gemach umsah, war der Soldat verschwunden; einen Augen- örte man Stimmen. Oliver ging die Wand entlang und suchte in der nach der Tür, durch die sie eingetreten waren und die eben sein er wahrscheinlich wieder benutzt hatte. Er fuhr zurück, da der Stoff- jetzt unter seinen Händen nachgab und er einen menschlichen Körper t zu haben glaubte. Der Teppich schlitzte sich fast unmittelbar neben ean de Beaune betrat das Zimmer und begrüßte ihn mit seiner gut- n fetten Stimme. Wieder wurde der Behang aufgehoben: ein alter, wachsener Mann mit verwittertem Gesicht und wässerigen, geröteteten in schwarzer Höflingskleidung von erlesenem Schnitt ließ den Stoff sich zurückfallen und blieb an der Wand stehen.

ister Oliver", sagte Jean de Beaune, „bevor Sie den König sehen, will Tristan mit Ihnen ein paar Worte wegen jenes eloquenten Franzis- sprechen."

an L'Hermite, der Generalprofos, seit dreißig Jahren im Namen des folternd und henkend, gefürchtet und verflucht wie kein zweiter des Reiches, ging mit etwas unsicheren Schritten und ein wenig vor- auf Oliver zu und reichte ihm die blasse, schmale Greisenhand.

zeihen Sie, Meister, daß ich Sie noch heute abend bitte, mir Ihre ehmungen über diesen Fall mitzuteilen. Ich möchte noch diese Nacht rier an den Parlamentspromotor abfertigen."

Die Frage war gut für Oliver; sie erfrischte seinen Geist mit den wußtsein, daß er wohlgerüstet war. Die Mattigkeit des Gehirns, welch Düsternis der Zeit, des Ortes und der Menschen auf nicht gewohnte und fast kampflos hatte eindringen und die Seele bedrängen lassen, schnell vor der blanken Freude, auch hier Schicksale in der Hand zu h zu wissen, was die anderen nicht wußten, auf seine sonderliche Weis paar Schritte voraus in der Zukunft zu stehen und die Blinden in die tung zu ziehen, die ihm beliebte. Das war die heimliche Technik un Lust seines Lebens; und sie auch gegen die gesteigerte, gefährliche, viel gleichwertige Energie dieser Herrschenden zu üben, war er hier. — W es gegen gewichtige Gegner zu tun pflegte, die er einkreisen wollte gegen die er mit Finten begann, sah er antwortend den Frager nicht a

„Messire", sprach er in dem höflichen, durchaus nicht gewichtigen eines berichterstattenden Beamten, „der Franziskaner-Bruder Antoine F scheint einer der typischen, rednerisch begabten Ekklesiasten zu sein weniger aus orthodoxer Religiosität als aus Freude an der persönlichen kung auf der Kanzel agieren. Er ist also ein mittelmäßiger und harm Mensch. Es genügt — und es wird für ihn Strafe genug sein —, ihm seinen Prior das Predigen zu verbieten und meinethalben noch strenge sur über ihn zu verhängen."

Tristan kniff ein wenig die Augen zusammen und wiegte den Kop und her.

„Ich danke Ihnen sehr für die Auskunft, Meister." sprach er freun „aber es möchte mir fast scheinen, als seien für uns die eitlen Prieste fährlicher als die fanatischen. Könnten auch Sie nicht der Ansicht sein der Wunsch zu wirken einen Rhetor sehr leicht einem demagogischen zuführt? Ist also Ihr Urteil über seine Harmlosigkeit nur als Folgerun der Erkenntnis seiner Mittelmäßigkeit zu verstehen?"

Oliver hob etwas den Kopf und lächelte ein wenig.

„Ich glaubte, seine Mittelmäßigkeit zu erkennen, Seigneur", sagte e schmeidig, „als ich ihn auf sehr unschädliche Weise von den menschl Lastern auf die politischen Laster sich schwingen sah; denn ich hatte b Ihre erste Frage präzisiert: ist seine mögliche Demagogie die Folge pe licher Eitelkeit oder vielleicht gar eines fremden Befehls?"

Der Profos betrachtete ihn überrascht.

„Das eben ist unser Verdacht, Meister", sprach er nach einer kl Pause; „und er wird Ihrer Meinung nach allein schon durch die Ar Predigt entkräftet?"

Oliver sah ihn einen Augenblick an.

„Durchaus nicht, gnädiger Herr: ich hatte ihn zu sprechen und zu p Gelegenheit."

Tristan war verwirrt und seine Stimme um ein wenig lauter:

„Wenn ich mich aber doch entschlösse, mich seiner Person zu bemäch und ihn einem peinlichen Verhör zu unterziehen?"

Oliver betrachtete lässig seine Hände.

essire", sagte er gleichmütig, „auch ich hatte mich seiner Person be-
igt und unterzog ihn einem gleichsam peinlichen Verhör, wobei mein
r, ein stämmig gebauter Mann, die Rolle eines Profosknechtes spielte,
nen aufzuhängen bereit war. — Und der Arme hatte nichts anderes
stehen als lateinische Gebete."

n de Beaune lachte, Herr Tristan lachte, hinter den Gobelins lachte
ritter. Oliver wandte sich um. Die Bespannung der Wand bewegte
Beaune sprang hinzu und hob sie zur Seite. Ein mittelgroßer, etwa
gjähriger Mann trat ein; er trug ein abgenutztes Jagdwams und auf
Kopf einen alten Filzhut mit kleinen bleiernen Heiligenbildern an der
ogenen Krempe. Das bartlose, etwas gedunsene Gesicht war von einer
chkeit, die erschreckte. Über den sinnlichen und brutalen Wülsten der
n hing eine ungeheure, schiefe Nase. An den eingekniffenen Mund-
ln saßen die Kerben der Ironie und der Grausamkeit. Doch die Augen
geraden, strengen Brauen, in einem Gewirr von Runzeln und Fältchen,
von merkwürdiger Schönheit, groß, tiefliegend, unbestimmt gefärbt,
durchdringend zugleich und undurchdringlich, schwer zu ertragen der
und doch anlockend.

hat meine Augen, dachte Oliver, als er die Hand des Königs küßte.
r Tristan und Jean de Beaune waren still zurückgetreten und standen
r Wand. Der König wandte sich an den Profos.

vatter", sprach er mit tiefer, tönender Stimme, „du wirst den Kurier
abschicken und das Mönchlein nicht mit deinem Namen ängstigen.
verden dem Rat unseres Flamand folgen und das Redeverbot für das
lein durch Balue, der ja den Fall von Anfang an für harmlos ge-
hat, auf episkopalem Weg erlassen. — Jetzt, Compères, laßt uns mit
m Freund Oliver ein wenig allein."

beiden Herren verbeugten sich und gingen. Der König setzte sich auf
der schweren, hochlehnigen Stühle, die an den Wänden standen, winkte
zu sich heran und betrachtete ihn lange, nachdenklich und dringlich.
hm den Hut ab und zeigte eine hohe reine Stirn, die sich unter der
der Gedanken faltete.

iver", sprach er dann langsam und fuhr hastig durch das graue Haar,
annte dich besser, als ich dich noch nicht gesehen hatte; ich erkannte
Genie, das dem meinen ähnlich ist. Ich benutzte es. Ich rief es hierher.
kannte es eben noch, als ich hinter jenem Vorhang lauerte und lachte.
jetzt sehe ich nicht in dich hinein, Oliver; nicht einmal die Be-
ng sehe ich, daß ich dein Herr bin, — nicht einmal, daß du zu fürch-
st! — Täte ich klüger zu sagen, ich lese in deinem Gesicht und in
n Blick, was ich erfahren wollte und was abzulesen ich gewohnt bin?"
Meister war von dieser Frage seltsam betroffen und fühlte jäh eine
Neigung für den anderen.

ver", sagte der König, wieder fast flüsternd, „du hast jetzt Augen
n guter Mensch. — Freund, selbst die guten Menschen haben vor mir
der hassende oder feige Augen. Und man nennt dich den Teufel, und

ich rief dich, den Teufel. — Bist du mutig? Bist du, Le Mauvais, bis zu Grade mutig, gut sein zu können? — Ahnst du, was solches Beispie mich bedeuten möchte? — Oliver, wirst du den Mut haben, gut zu se einem Menschen, wie ich es bin?"

„Sire", antwortete der Necker erschüttert, „ich liebe Sie."

Viertes Kapitel

DER FAUN

DIESER beiden Männer absonderlicher Ausbruch des Gefühls wieder sich nicht mehr. Sie spürten die Notwendigkeit, ihn zu vergessen un gegen eine bewußte, einander zutiefst kennende Zusammengehörigkeit zutauschen, wie sie sonst nur eine lange Spanne gemeinsamen Lebens der erprobten Übereinstimmung zu gewähren vermag. Es war ein Zu menprall der Seelen von solcher Wucht und Schnelligkeit gewesen, jeder, sich ablösend, den Eindruck des anderen behielt. Jeder kannte anderen auf seine Weise und in seiner Sicht: der König sah seine ge Kraft und die dämonische Vielfältigkeit seiner politischen Energie in Diener und er sah ihn aufs äußerste bereit zu dienen; er sah nicht nu Hingabe der nützlichen Intelligenz, sondern auch die Ergebenheit der schen Begabungen, die er für größer und tiefer hielt als die eigenen. C aber kannte den Sinn von jedem Wort, jedem Blick, jedem Lächeln, Geste des Königs; er kannte zuweilen seine Gedanken und immer die nahme oder Teilnahmslosigkeit seiner menschlichen Empfindungen. Er c ihm mit einer Freude sondergleichen; aber diese Freude und dieses D waren besondere Arten von Besitzenwollen; auch seine innerliche Ne für ihn war ein Eindrängen in die brüderliche Seele, die doch auch kön und begehrenswert war. — Der König glaubte, Oliver zu besitzen, wurde gemach von ihm besessen. Der Necker glaubte zu wissen, wi er in dem anderen sei, und wußte noch nicht, wie sehr er sich selber eignete.

Oliver bewohnte mit Anne und dem zu seinem Lakaien ernannten D Bart eine Zimmerflucht in dem Schloßflügel, der den höheren Palastbea zur Verfügung stand. Der Dienst beim König jedoch, der jede politisch-administrative Angelegenheit mit ihm besprach, ihn oft — der Sitte der gemäß — bei sich schlafen und sich fast immer von ihm ankleiden und kleiden ließ, der ihn bei Audienzen und Beratungen hinter Vorhänge Vertäfelungen zu stellen pflegte und zu jeder Zeit des Tages und der N ihn beanspruchte, machte ihn zu einem immer selteneren Gast in s eigenen Räumen. Anne hielt sich tapfer und ohne laute Klage. Die beso Stellung des Meisters, die auch von seiner Umgebung eine vollkom Zurückhaltung verlangte, isolierte die lebhafte, an den Wechsel der Ges und der Worte und an den Beifall der Menschen gewöhnte Frau. A

ds dem König gefiel, den Meister auch zu den Mahlzeiten nicht zu
uben, sondern ihn an seiner Tafel mitessen zu lassen, völlig un-
mert um jedes Zeremoniell, — als es ihm schließlich zum Bedürfnis
, Oliver auch zum Vertrauten seiner Lüste zu machen und seine zahl-
n nächtlichen Debauchen von ihm in Szene setzen zu lassen, fand der
r das schöne Gesicht der Neckerin von dem verhaltenen Leid schmerz-
eformt und gefärbt.

Befremdliche war, daß der König, der schon in den ersten Tagen den
l Bart zu sehen wünschte, niemals Anne zur Vorstellung befahl, trotz-
er zu wissen schien, von welcher Bedeutung sie nicht nur für den
hen, sondern auch für den Teufel Oliver war. Auch Jean de Beaune
e den Eindruck vergessen haben, den die Meisterin in Gent auf ihn
ht hatte: er erwähnte sie kaum. Nur der Kardinal Balue — der einzige
en drei vertrauten Räten des Königs, der sich mit heimlicher Feind-
und ständischem Hochmut gegen den eindringenden Oliver wehrte —
in der ersten Zeit von des Neckers Anwesenheit am Hof mit einer
sse gesagt:

an sagt, Meister, Sie haben eine sehr schöne Frau . . ."

h der König hatte scharf unterbrochen:

an sagt, Eminenz, Sie haben an Beichtkindern keinen Mangel!" —

ver sah noch nicht die Gründe für des Königs Verhalten. Er bat zu-
um Urlaub für den Abend oder für die Nacht, um bei Anne sein
nnen. Als er ihre Schwermut erkannte, sagte er ihm ehrlich, sie leide
der Einsamkeit und Abgeschlossenheit, und sie sei es wert, daß man
enig auf sie Rücksicht nehme.

liebst die Frau sehr?" fragte der König abgewandten Gesichts.
er suchte seine Augen.

liebe sie wie ein Vater", antwortete er langsam, „weil sie mein Ge-
ist, und ich liebe sie wie ein Geliebter. — Das ist zweifach große

s ist fast sündige Liebe", sprach Ludwig und sah ihn nicht an. „Aber
ollen wir für sie tun?" fuhr er etwas hastig fort; „sie als Kammer-
er Königin geben? — Aber Madame von Savoyen weiß sehr gut, daß
s dort zu sein hat, wo ich nicht bin. — Und in eine Trennung möchtest
um einwilligen. — Also was sollen wir tun?"

n könnte", sagte Oliver zögernd und beobachtete den König mit
her Unruhe, — „man könnte uns vielleicht eine Wohnung in diesem
anweisen oder ihr die Erlaubnis geben, sich in meiner Nähe auf-
en."

König wandte ihm das Gesicht zu, — das Gesicht eines Fauns; aber
imasse dauerte nur eine winzige Sekunde; oder vielleicht waren es
e Augen, die gemein geblickt hatten. Schon sprach er ernst, fast gütig:
n, mein Freund, nein! Denn deine Nähe bedeutet auch meine Nähe,
ahr?"

ers Haut wurde grau vor Blässe. —

Der König stand plötzlich auf und ging erregt in dem kreisrunden T
zimmer, in dem er zu arbeiten pflegte, auf und ab; seine dürren Bei
den abgenutzten, faltenschlagenden Strumpfhosen knickten in den
kehlen. Jetzt blieb er vor dem Meister stehen, legte die Hände auf
Schultern und flüsterte:

„Oliver, man kämpft lieber gegen den Himmel über sich als gege
Hölle in sich selber. — Aber sieh, Freund, man kämpft. — So sei klug
hilf mir und erwähne mir nichts mehr davon."

Er ließ ihn los und schritt ans Fenster, durch das die sonnensch
Touraine mit breitem Schwunge in den Raum leuchtete. Er schien sich
den anderen ablenken zu wollen oder war schon mit seinem unab
arbeitenden Gehirn in neuen Bezirken. Er wandte sich um; sein Gesicht
verkniffen und listig wie immer, wenn seine Überlegung schon weiter
als seine Rede.

„Was hältst du von Balue?" fragte er unvermittelt.

Oliver war noch zu erschüttert und dem Ansturm der schlimmen
danken preisgegeben, daß er die stets geübte Vorsicht vergaß, klare U
über die nähere Umgebung des Fürsten zu vermeiden, und nach k
Sammlung antwortete:

„Der Kardinal ist meinem Gefühl nach von den Dreien der Ehrgeiz
und darum der Unzuverlässigste."

Ludwig lächelte ein wenig und zog auf peinliche Art die rechte A
braue in die Höhe.

„Ist dieses Gefühl ganz frei von persönlicher Verärgerung, Oliver?"

Die Ironie dieser Frage, die deutlich den taktischen Fehler des Me
unterstrich, brachte ihn sofort zur Kaltblütigkeit und zur gewohnten Ar
weise zurück. Er belauerte das Gesicht des Königs, um durch die kl
Erkenntnis eines Blickes oder einer Muskelbewegung in das Geheimni
Gedankens zu dringen. Und in der gleichen Sekunde beglückte ihn die
zuckende Idee, daß er — wenn er es nur klug beginne — eben durch
und durch das, was er von ihm wußte, ein größeres Schicksal bestim
könnte als die intrigante Eitelkeit des Kardinals, — früher auch, als
hoffen wagte, vielleicht früh genug, um die Gefahr für Anne auszusch
und niemals doch zu spät, um zu strafen, sollte Strafe notwendig we
Er antwortete mit einem klugen Lächeln:

„Sire, das Gefühl, auch das verärgerte, pflegte sich seltener zu irre
die Vernunft; denn meine Vernunft hätte sagen müssen: die Eminen
nächst mir Eurer Majestät treuester Diener."

Der König runzelte einen Augenblick die Brauen; dann sagte er gela
„Du hast recht, mir so zu antworten, Oliver; denn ich forderte s
Rede heraus . . ."

Er verschränkte die Arme und sann vor sich hin.

„Ich hätte dich anders fragen müssen", sprach er dann ernst; „ich
dich nicht reizen dürfen; denn jetzt verwirrst du mich nur, und ich
wohl einen klaren Kopf haben. Du weißt noch nicht, um was es sich han

t eine sehr bedeutsame Entscheidung, die mir der Kardinal vor einer
e nahegelegt hat. Ich versäumte leider, dich zuhören zu lassen. Mich
schte sein Vorschlag; er machte mich wohl auch mißtrauisch; aber viel-
haben mich erst deine dehnbaren Unterscheidungen von Gefühl und
nft mißtrauisch gemacht."
chwieg wieder. Oliver betrachtete ihn erwartungsvoll.
rz und gut", begann der König wieder mit merklicher Ungeduld,
t du den Kardinal für fähig, bewußt gegen meine Interessen zu
en? — Ich frage dein Gefühl, mein Freund."
ver wich seinen Blick nicht aus, er antwortete nachdenklich:
wußte Arbeit gegen die Interessen des Königs ist Verrat. — Mein
l und auch meine Erfahrung halten jeden emporgekommenen Men-
für fähig des Verrats. — Sire, ich kann ohne meine Vernunft nicht
nmen, und meine Vernunft sagt mir, daß es von der Eminenz un-
nftig oder sogar dumm wäre, sich gegen Sie zu wenden. Und da er
ger Mann ist und in seiner erhobenen Stellung kein doppeltes Spiel
nötig hat, würde ich ihm vertrauen."
König schüttelte leicht den Kopf.
ine Sophistik überzeugt mich nicht, Oliver, und mir scheint, sie will
uch nicht überzeugen. — So höre zu: der Kardinal hält es für ratsam,
h meinem Vetter von Burgund einen Besuch abstatte und ihm mit
n Umarmungen und Beteuerungen, die mir so gut anstehen und mich
nig kosten, sowohl von der neuen Fronde der Fürsten gegen mich ab-
— und sie sind ohne ihn nicht nur ohne Kopf sondern auch ohne
—, als auch von seinem persönlichen Mißtrauen gegen mich. Wenn
also der deutsche Räuberhauptmann Johann von Wildt, den ich für
uerliche Revolutionierung Lüttichs gemietet habe, ein wenig später
er Stadt als Befreier gefeiert wird und mit seinen Landsknechten
ht dem Herzog arg zu schaffen macht, so wird Burgund nach der
gegangenen Rührszene und in seiner ritterlichen Sinnesart mich nicht
Drahtzieher verdächtigen und behandeln können. An wilden Gesten
den Herrn von Wildt soll es zur rechten Zeit ja auch nicht fehlen. —
Oliver?"
Meister schien ruhig zu überlegen; er strich sich das Kinn, wie er es in
onzentration zu tun pflegte; er sah auf den Boden. Der Kampf in
Innern war heftig und aufwühlend; er fühlte, wie das Blut seine
ötete; er bedeckte sie mit der Hand; gleichsam eifriger nachsinnend.
eser ersten Entscheidung für oder gegen den König empfand er
die ganze Stärke seiner Neigung für ihn und die lähmende Nähe der
n Seele, die mit gefährlicher Bereitwilligkeit immer näher kam. Es
n schwer, die wenigen, eindeutigen Worte zu unterdrücken, die Balues
s Spiel klärten. Er schloß eine Sekunde die Augen und prüfte sich
er sah Ludwigs geile Lippen und lüsternen Hände an einem Frauen-
; aber es war nicht die dicke Bäuerin Perrachon, die er zumeist
f, noch eine seiner anderen Favoritinnen, — es war Anne. Oliver

biß die Zähne zusammen, daß die mageren Backen kantig wurden; er entschlossen.

„Nun, Oliver", fragte der König wieder, „soll ich auf ihn hören?"

Der Meister antwortete langsam:

„Der Plan ist gut; aber weiß denn der Kardinal, ob der Herzog ge ist, Eure Majestät zu empfangen?"

„Ich bin des Herzogs Oberlehensherr, wenn auch nur auf dem Pa und wir sind augenblicklich nicht im Kriegszustand, wenn auch noch im Frieden; er darf mir schon aus Prestigegründen den Empfang nicht weigern; und täte er es, gäbe er mir freies Spiel."

Oliver wiederholte bedächtig:

„Der Plan ist gut; — doch", fügte er rascher hinzu, „er ist gefähr

„Warum, Oliver? Hast du Bedenken für meine persönliche Sicherhei Ich meine, Karl Burgund ist der letzte, der Gastfreundschaft verletzt und zumal gegen des Königs geheiligte Person." — Er zeigte grinsend schlechten Zähne. — „Er ist nicht ich", fistelte er an Olivers Ohr; „ ich möchte bei aller Gast- und Vetternfreundlichkeit ihm nicht raten, zu nach Amboise zu kommen, so herzlich ich es wünschte!"

Oliver trat ein wenig zurück. Ihm war, als könnte der König — a nahe — die schwere Arbeit seines Kopfes hören.

„Sire", sagte er bedenklich, „man soll nicht in die Höhle des L gehen — fremder Löwen am allerwenigsten. Es tut nicht gut, wenn Fü einander besuchen und sich auf moralische Stützbalken verlassen, für d zu schwer sind oder die sie gar selber angesägt haben. — Und noch weniger darf sich Eure Majestät auf eine schwelende Zündschnur verla Bomben und Revolutionen garantieren schlecht den Zeitpunkt der Explo — Und der junge Herzog ist jähzornig wie ein junger Stier. Wenn Lütticher, die noch unzuverlässiger als meine Genter und Waffenschm von Profession sind, ein wenig zu früh das rote Tuch schwenken, dürft das Stierchen nicht lange besinnen, wer das nächste und beste Ziel für arg spitzen Hörner sei. — Ist die Eminenz von allen diesen Besorgn frei?"

Der König ging wieder im Zimmer auf und ab; so oft er im R Olivers war, warf er aus den Augenwinkeln einen raschen prüfenden zu ihm hin. Der Meister fühlte es an dem kleinen, mißtrauischen Stocke Schrittes. Er rührte sich nicht. Jetzt blieb der König am Fenster stehen Gesicht in der einströmenden Sonne, und sprach leise, ohne sich umzudr

„Es tut mir weh, Oliver, daß du heute zu mir nicht so ehrlich bist ich zu dir. Du magst Gründe haben; aber sieh dich vor, daß ich es darauf ankommen lasse und unsere Verbindung der Feuerprobe unterzi

Er wandte sich schnell um und fing den rebellischen Blick des an auf; er konnte diesen Blick nicht niederkämpfen; er senkte den Kopf

„Oliver", sagte er wieder und seine Stimme flatterte ein wenig, „d der erste Mensch, der mir droht und den ich nicht unschädlich mach Wirst du es mir danken?"

a", entgegnete der Meister gepreßt.
laubst du, daß Balue mich in eine Falle locken will?"
re!" rief Oliver, „glauben Sie, ich verschwiege es, würde ich es wissen
annehmen?"
r König brachte sein Gesicht ganz nahe dem Gesicht des Neckers,
n Stirn sich rot fleckte; dann flüsterte er:
a, Freund Oliver."
r Meister schloß die Augen, um vor dem durchdringenden und all-
nden Blick des Fürsten nicht auf die Knie zu fallen und zu gestehen.
re", sagte er tonlos, „können hinter meinen ehrlichen, vernünftigen
naheliegenden Einwendungen besseres Wissen oder böse Absicht ver-
t werden?"
a, Freund Oliver; denn du bist klug."
re", stöhnte der Necker, „was sollte solche Klugheit?"
as weiß ich nicht, Oliver; aber ich weiß, daß du sie nicht gebrauchst
ndere Antworten gefunden hättest, würde unser Gespräch anders be-
n haben."
wandte sich ab und ging langsam zur Tür; er blieb, den Griff in der
, stehen und fragte über die Schulter:
liver, mein Freund, glaubst du, daß Balue mich in eine Falle locken
?
r Necker, das Gesicht wie ein grauer Stein, sagte durch die Zähne:
re, ich glaube es nicht."
r König stieß die Tür auf.
omm und rasiere mich", befahl er.
ver folgte ihm in das Ankleidekabinett; eine Wand des kleinen
es wurde von einem großen, kostbar facettierten Spiegel eingenom-
einem Geschenk der venezianischen Republik, als Ludwig noch mit
Alliierten, dem Herzog von Savoyen, seinem Schwiegervater, und
nicht mit dem Mailänder Sforza befreundet war. — Der König setzte
uf einen dreibeinigen Stuhl mit niedriger Lehne, öffnete die Halskrause
eugte den Kopf zurück; seine Lider schienen geschlossen, aber sie sahen
die Wimpern im Spiegel jede Bewegung des Barbiers, der ruhigen
ts in einem silbernen Becken Schaum schlug. Wie Ludwig eingeseift
bewegten sich die Lippen, als ob er lautlos unter der weißen Masse
. Der Meister schärfte mit gewandter Hantierung das Messer.
ir sind guter Stimmung", sagte der König, ohne die Augen zu öffnen;
wollen heute abend fröhlich sein. Wir wünschen, fröhliche Menschen zu
"
ver trat mit dem Messer heran und beugte den Kopf des Königs sanft
ie Seite.
iver, du wirst meine drei Gevattern zur Abendtafel bitten."
Barbier nickte bejahend und umspielte mit dem Messer Backe und
des anderen. Der König sagte, fast ohne den Mund zu öffnen:
er nur der dicke Beaune wird lustig, wenn er betrunken ist. Herr

Tristan wird stumm und Balue gemein. — Du wirst der Vierte sein, Oli

Er streckte häßlich die Lippen vor, als der Meister das Messer unte des Kinns bewegte. Wieder murmelte er, die Augen immer geschlosse

„Aber du bist schlecht aufgelegt heute; deshalb wünschen wir, daß du er öffnete die Augen — „daß du deine Frau mitbringst, Oliver."

Eine Sekunde hob sich das Messer von der Kehle; der König sah ih Oliver biß sich auf die Lippen, daß seine Zähne rot von Blut wu Ludwig fragte ganz leise:

„Ist es so schwer, eine Kehle durchzuschneiden, Olive, mein Freu

Er lächelte. Oliver beugte sich ein wenig vor, das Gesicht unbewe gleichsam taub.

Das Messer setzte sacht die Schneide an und glitt zart die Backe hi

Der Abend kam. Die Hitze des Hochsommertages sammelte Gewitter Nerven der Menschen waren gespannt wie die schweren blauen Luftschi über ihnen. Nur der König schien elastisch, guter Dinge, unempfindlich den Druck der Atmosphäre, gleichgültig auch gegen des Neckers gefäh und fast verletzende Ruhe, die wie ein absonderliches Gleichnis de drohten und drohenden Landschaft das Gesicht der Wut maskierte. — war die Ruhe dieses Menschen nur die kluge Außenseite der ratlosen die zwischen den entgegengesetzten Gefühlen und Anziehungen hin un pendelte und sich die notwendige Parteilichkeit zu konstruieren trac — Oder war sie ehrlicher Ausdruck einer inneren Entscheidung? — Monarch wußte es nicht; er hatte sich hinter seiner Heiterkeit versch um den anderen beobachten zu können, ohne seine Neugierde zu ver aber Oliver hatte Ernst, Gemessenheit, Zurückhaltung und nicht ganz la Demut wie eine Mauer vor sich aufgeschichtet.

Als der Necker um Urlaub bat, um sich umzukleiden und die Fra benachrichtigen, und als er schon — mit gar nicht verlangtem und gei Zeremoniell — rückwärts aus dem Arbeitskabinett getreten war, k Ludwig seine Zweifel nicht mehr verbergen. Er rief ihn zurück. Oliver mit geneigtem Kopf und hängenden Armen in der Tür stehen; der überwand schnell die letzte Hemmung, seine Ungewißheit zu gestehen winkte ihn näher heran, mit der Geste gewohnter Vertraulichkeit, di nicht ganz glückte. Der Meister gehorchte, schweigend und mit höfl Gesicht.

„Oliver", sagte der Fürst leichthin, streckte den Arm aus und strich fr schaftlich über das schwarze Samtwams des Barbiers, „als du die Mögli eines Gegensatzes zwischen uns noch nicht bedachtest, erzähltest du mir intime Techniken deiner Vergangenheit, die du heute vielleicht nicht un in Vergessenheit bringen möchtest. Aber eine meiner Begabungen i treffliches Gedächtnis. So dürfte zum Beispiel eine plötzliche fiebrig krankung der Dame für dich unangenehmer sein als selbst die doppelte deiner Tränklein für sie; und so werde ich auch sehr genau hinschau das Äußere der Dame Bearbeitungen durch deine florentinisch ges Schminkkunst verrät." Er lachte leise und häßlich aus einem Spal

wülste. — „Ich meine damit nur die sozusagen negativen Zutaten,
r Necker; — sie zu verschönern, verbiete ich dir gewiß nicht."
er kicherte devot ein zutunliches Höflingslachen.
re Majestät belieben zu scherzen."
n zum Teufel!" sagte Ludwig böse.
er, an der Tür, verbeugte sich tief.
Teufel geht zur Teufelin, Sire."
er war ein anderer, als er abgekehrten Blickes durch die dämmer-
und steingrauen Gänge schlich, er war ein von allen Verzweiflungen
ttelter. Weil er wußte, daß das zukünftige Schicksal, über das er
ht gebieten mochte, den Ablauf der tragischen Gegenwart nicht unter-
, sondern im besten Fall nur eine vollendete Tatsache rächen konnte,
eil der unabwendbare Schmerz nicht zu ertragen und kaum faßbar
fühlte er sich schwach und hilflos wie kaum je in seinem Leben.
er seine Wohnung betrat, war er äußerlich wieder ruhig; doch Anne
k über sein zerfallenes Gesicht.
s ist geschehen, Oliver?" fragte sie bestürzt.
etrachtete sie zärtlich und küßte sie.
Spiel wird sehr ernst, Anne, meine gute Frau", sagte er traurig,
verlangt sehr hohen Einsatz von mir."
ah ihn bekümmert an, spürte seine Erschütterung, begriff durch sie
seine Machtlosigkeit, weil sie ihn noch niemals erschüttert gesehen
begriff auch, daß seine Verzweiflung nicht der eigenen Person galt,
keiner Schwierigkeit des Lebens kampflos kapitulierte, und ahnte
n Instinkt ihrer Liebe, von welcher Art der Einsatz und die unmittel-
efahr sei. Doch sie fragte nur dies:
eust du, daß du gekommen bist, Oliver?"
bereue vielleicht, daß w i r gekommen sind", antwortete er mit
r Betonung. — „Ach, Anne", wehrte er schnell ab, „das ist eine
und eine vergebliche Frage. Dieser Dämon ist schon so tief in mir
n in ihm, daß ich noch gestern, noch heute morgen eine solche Frage
gefunden hätte, und daß ich jetzt nur eine sinnlose Antwort weiß."
lich bog er den Kopf zurück, preßte die Fäuste gegen die Schläfen
ulte auf wie ein verwundetes Tier.
st meine Schuld!" stöhnte er. „Es ist meine Schuld! — Ich war blind
war taub!"
war bleich und mit großen, entsetzten Augen zurückgewichen. Sie

er", fragte sie tonlos, „Oliver, bin ich der Einsatz?"
Necker sah sie an; sein Gesicht war noch ein wenig verzerrt, die
waren hart. Anne rief leise und in äußerstem Schmerz: „Großer
und sank aufschluchzend auf einen Stuhl. Oliver schrie:
darfst nicht weinen. Anne! Du darfst keine roten Augen haben!"
Frau schnellte auf, als hätte sie ein Schlag getroffen. Sie sprang ihn
rüttelte an seinen Schultern.

„Oliver!“ keuchte sie, „Oliver! Du willst, was er will?“

Er schüttelte den Kopf mit so schmerzlichem, so zerrissenem Lächeln die Frau die Augen schloß und sich an ihn drängte.

„Er will, was ich nicht will“, sagte er leise, „aber er ist mein König mein Herr. — Und schließlich, was will er denn? Anne, er will nicht e viel. Er tut uns die Ehre an, uns beide, dich und mich, heute aber seiner Tafel zu speisen. Das ist alles. — Ist es viel, Anne? — Wir w uns umkleiden, wir wollen uns schön machen, Anne.“

Sie gingen ins Schlafzimmer. Als er ihren jungen Körper in seiner sch unsäglich bekannten Nacktheit sah, breitete er die Arme aus, wie we sie umfangen wollte. Doch er kam ihr nicht nahe, und sie blieb unbew und etwas geduckt in ihrer Ecke.

„Anne“, flüsterte er, und seine Arme sanken langsam und wie entm abwärts. „Anne, dein Geist ist von meinem Geiste und er wird es bleibe Dein Leib ist meiner Liebe Leib und man kann ihn mir nehmen. — wenn man ihn nimmt...“

Er unterbrach sich und zog sich an, sorgfältig und langsam. Die die erschöpft sein Gesicht beobachtete, sah es immer kälter und werden. Dann prüfte er sachlich die fertig Angekleidete: sie trug ein sch Gewand aus gelbem, gemustertem Brokat in florentinischem Schnitt, w Meister ihn liebte, das Unterkleid mit engen langen Ärmeln und gesch Brust, darüber die üppig fallende Vorder- und Rückenbahn des Überk das, von der Schulter aus sich spaltend, die straffe Kontur des Körpers ließ; auf dem Kopf trug sie die Hörnerhaube der Bürgerfrauen, Nackentuch über den Rücken fiel. — Sie sah schön aus wie ein Bil Ghirlandajo. Oliver nickte beifällig. Er verzog sein Gesicht zu einer br Grimasse und preßte ihren Arm.

„Anne“, sagte er an ihrem Ohr, „wenn man ihn nimmt, wenn ma deinen Leib nimmt, macht man mich lieblos, wahrhaftig, wie den haftigen — und dann, Anne, dann wirst du lieblos sein wie ich .. mein Geist ... wie dein Geist ... ja, wie sein Geist! — Anne, dann m zwischen uns wie zwischen zwei Zangen sein!“

Sie schrie unter dem Druck seiner Finger leicht auf. Wie er sich abk um die Tür zu öffnen, umschlang sie seinen Nacken und küßte wild Mund.

Durch die offene Galerie, die sie dann durchschritten, pfiff jäher Sie blieben stehen und ließen sich die Schläfen kühlen. Die Blitze h zackig in die blaue Nacht. Der Donner kam näher.

„Es wird ein schweres Wetter“, sagte Oliver.

Anne zögerte, als er weitergehen wollte.

„Warum ist es deine Schuld, warum sagtest du es, Oliver?“

„Weil ich zu ihm von deiner Verlassenheit sprach und weil er Güte, Anne, um uns zu schonen! — nie deine Existenz erwähnt hatt erwähnt wissen wollte.“

„Oliver, dann ist es meine Schuld.“

Meister streichelte ihre Hände:
e Schuldfrage ist so unnütz wie jene Frage der Reue", lächelte er, „du
dich wahrlich nicht selber verurteilen wollen. — Zu was, Anne? Zu
Opfer?"
sagte, sich zum Gehen wendend, mit veränderter Stimme:
darfst nicht einmal den Gedanken haben, Anne. Welchen Gedanken
lu? — Ist es ein Opfer, sich an des Königs Tisch zu setzen? — So
."
hielt ihn wieder zurück und zog ihn zur steinernen Brüstung der
e, als ob sie noch die Richtung seines Weges ändern könnte.
verstehe dich nicht mehr, Oliver", flüsterte sie, und in ihren Worten
ine tiefe Angst, „und das ist das Schlimmste! Ich verstehe deine Viel-
keit nicht mehr! — Du darfst mich nicht verwirren und mir nicht den
nehmen! — Ich will Klarheit haben; ich bin gewohnt, mich zu ver-
en oder anzugreifen. Ich bin deine Schülerin, Oliver: so darf ich nicht
er scheinen."
Necker lachte befreit.
hast recht, Anne, meine kluge Frau. Doch ich kann dir noch keine
geben. Ich bin nicht vieldeutiger als dieser Tag. Ich will, daß du die
r weißt, und ich will, daß du dir dein Wissen nicht anmerken läßt. —
ht du mich jetzt? — Du sollst heute abend mit deiner ganzen inneren
mit mir in Fühlung bleiben. Dann werden wir beide wissen, wann
s verteidigen und wann wir angreifen müssen." —
gingen weiter. Das trockene Gewitter polterte um den Schloßfelsen.
Neckerin drängte sich näher an den Mann.
d dies noch, Oliver", sagte sie im Schreiten; „er sah mich noch nie.
n fürchtest du so viel?"
hat meine Augen, Anne."
lem hohen, holzgetäfelten Speisesaal flackerten die Flammen der weißen
fackeln unruhig unter der Gewalt des Sturmes, der an den Fenstern
e. Die drei Männer, der Kardinal, der Profos und der Schatzmeister,
nahe beieinander auf klobigen, lehnenlosen Hockern an dem mäch-
mit silbernem Geschirr beladenen Eichentisch und unterhielten sich
ut, wie eingeschüchtert von dem Lärm der Natur und von der düsteren
des Raumes. Der thronähnliche, mit rotem Brokat überzogene Stuhl
önigs an der Stirnseite des Tisches war noch leer.
Oliver mit Anne erschien, sahen die Drei überrascht auf. Dann er-
Jean de Beaune die Meisterin, erhob sich höflich und ging ihr mit
lichen Worten entgegen. Auch Herr Tristan stand auf und hatte ein
Lächeln um den Mund, wie er ihren Namen hörte und sich galant
hre Hand beugte. Der Kardinal blieb sitzen, wie es seine Würde be-
nd neigte kaum merklich den Kopf, als Jean de Beaune ihm die Frau
hmeichelhafter Phrase vorstellte; doch seine Augen unter den grauen,
g vorstehenden Brauen faßten sie mit dem dreisten Blick des Viveurs.
r ein großer, stattlicher Mann im Alter des Königs, das fleischige Ge-

sicht von Gesundheit und Lebensfreude gerötet, würdig, klug und nießerisch unter dem roten Käppchen, ein vollippiger, fast weibischer M über dem zurücktretenden Doppelkinn, die kurze, stumpfe Nase aber, gebuckelte Stirn und der harte Schnitt der Augen von überraschender En und Erbarmungslosigkeit.

Annes anmutige Gegenwart wirkte wie eine Erfrischung. Die He sprachen mit freierer Stimme, die freudlose Ausdehnung des Saales w von dem lebendig und wichtig gewordenen Tischmittelpunkt vergessen, s das Gewitter schien ein sorglos äußerer und fast lustiger Lärm. Oliver h bereits wieder den Saal verlassen, da er bei den intimen Banketts, die l wig ohne sonderlichen Aufwand an störender Dienerschaft liebte, die antwortung für die Speisen und Getränke trug und die wenigen war Gerichte den Aufwärtern vor der Saaltür abzunehmen pflegte. Währen hin und her eilte, die bäuchigen Silberkannen mit unterschiedlichen We füllte, schwere Platten mit vielerlei Pasteten, mit kaltem Wildbret, B werk und Früchten auftrug und in geschickter Reihenfolge ordnete, Anne, blankäugig und wachen Geistes, die Galanterien des Beaune, Tris sparsame und geschliffene Zweideutigkeiten und des Kardinals entkleide Blick und laszives Lächeln auf und parierte als geübte Fechterin. Zuwe sah sie über ihre Köpfe hinweg den geschäftigen und scheinbar achtl Oliver an; und immer dann, ob ihr Blick seine Augen, sein Profil oder se Rücken traf, erhielt sie von ihm heimliche Antwort.

Die Zurichtung der Tafel war beendet. Oliver setzte sich stumm n die Neckerin. Balue belauerte ihn aus den Augenwinkeln und flüsterte emporgezogenen Brauen dem neben ihm sitzenden Herrn Tristan ein Worte zu. Der Profos verzog ironisch den Mund. Der Kardinal beugte etwas über den Tisch und sagte lächelnd:

„Sie sehen aus, Meister Necker, als ob Sie nicht viel Appetit hätten Das Gewitter scheint Ihnen im Magen zu liegen."

Man lachte. Oliver sah flüchtig auf.

„Gott behüte mich vor solchem Donnerwetter in Ihrer erlauchten Ge wart, Eminenz", sagte er.

Die Herren lachten lauter. — Die hohen Doppeltüren an der Schmalw des Saales wurden aufgerissen. Eine Stimme rief:

„Der König!"

Alle erhoben sich. Ludwig blieb an der Tür stehen, die sich hinter schloß. Er überflog mit raschem Blick die Menschen und den bereiten T und sagte freundlich:

„Guten Abend, Compères, ich freue mich, daß ihr guter Dinge seid."

Er ging mit seinem kleinen, schnellen Schritt auf sie zu. Oliver kam entgegen, an der Hand Anne führend.

„Sire", sprach er mit ruhiger und lauter Stimme, „ich bitte um E Majestät Gnade und Gunst für die Dame Necker."

Anne beugte ein Knie; der König reichte ihr flüchtig die Hand zum und sagte:

en Sie mit uns fröhlich, Madame."
ah über sie hinweg den Meister an, mit etwas schiefem Lächeln:
r danken dir, Oliver."
n trat er an den Tisch heran, nickte den Herren zu und setzte sich.
deren folgten seinem Beispiel. Das Mahl begann. Oliver bediente den

ge Minuten lang herrschte Schweigen, als ob die Sechs einander nach
Hintergründen der Gedanken abtasteten. Das Gewitter wurde wieder
und ernster.
ho!" rief der König plötzlich aus und nahm einen mächtigen Schluck,
e Person pflegt doch sonst kein Lachen abzuschneiden. — Dein Baß,
l Jean, der kardinalische Bariton und tristanischer Tenor dröhnten
ig und gar lieblich in mein Ohr, als ich vor der Tür stand. Warum
Chorus jetzt so stumm?"
e", antwortete der Profos mit seiner leisen Greisenstimme, „wir be-
en ohne Meister Necker keine rechte Melodie heraus."
t du nicht bei Stimme, mein Oliver?" fragte Ludwig und kniff die
zusammen.
Necker goß ihm schweren gelben Wein aus der Côte-d'Or in den
okal und legte ihm ein scharf gewürztes, in Kapern und Champignons
ortes Lerchenragout vor. Er entgegnete mit höflich geneigtem Kopf:
e Eminenz diagnostizierte bereits, daß meine Stimme unter dem Ein-
es Gewitters ihren Sitz aufgegeben habe und sich im Gedärm befinde."
König lachte lärmend:
teilen Sie aus der Erfahrung Ihres dicken Bauches, Monsignore?"
Kardinal schlürfte von erlesenem roten Wein aus Hochburgund, be-
hn mit aufgehobenem Blick auf der Zunge und schluckte ihn dann
tig.
in, Sire", meinte er und zeigte lächelnd die gelben starken Zähne,
lgerte objektiver, mit komplizierteren Abteilungen. — Und der Aus-
unkt meiner Überlegungen war der immer magere Bauch Eurer
ät."
der Mutter Gottes von Embrun!" rief Ludwig, „ich müßte das Zeug
em guten Papst haben, begriffe ich die Logik Ihrer Bauchphilosophie,
n", polterte Jean de Beaune, dessen Gesicht schon ziegelrot war, „die
nz geht von dem überwundenen Standpunkt aus, daß nur die mageren
tüchtig seien — und hat dabei doch höchst persönlich und mit be-
m Erfolg solche Behauptung widerlegt."
König trank unaufhörlich; seine Augen funkelten sonderbar. Er um-
erte den Pokal und rief mit scharfer Stimme:
seid im Zug, meine Herren Räte, weiter! weiter! Wie gelangt eure
e von meinem Hahnenbauch zum krähenden Bauch Meister Neckers?"
Kardinal fing mit spitzen Lippen die letzten Tropfen aus seinem
und sagte sanft, nach der Kanne greifend:

„Über das zuweilen unchristliche Problem der Nächstenliebe."

Ludwig grinste:

„Und wie komme ich von der Nächstenliebe zum gewitterigen Olive

Die Herren wagten nicht sofort die Antwort. Anne sah unruhig Meister hin, der schweigsam und mit unbeweglichem Gesicht den K beobachtete. In die plötzliche Stille schlug schwer der Donner. Der K fuhr zusammen und bekreuzigte sich.

„Compères", sprach er mit veränderter Stimme, „ihr wißt, daß ich m mal nicht nur aus Politik gläubig bin, sondern auch aus innerem Bedü Jetzt paßt es meinem Gewissen, abergläubisch zu sein. Ihr sollt nicht antworten, meine ich."

Balue und Jean de Beaune sahen kleinlaut in ihre Becher. Herr Tr der still getrunken und gegessen hatte, ließ den ironischen Blick im K gehen und meinte leise und gleichmütig:

„Da das Unwetter nicht allein unserem Meister Necker die Sprad verschlagen scheint und da die etwas dunklen Theorien der Eminenz nur das Mißfallen des Himmels, sondern auch die Mißlaune unseres gn sten Herrn hervorrufen, schlage ich als einfachste Lösung aller aufgew nen Probleme vor, die schöne Dame Necker mit der ersten Stimme z trauen und unseren Chorus nach der Melodie zu singen, die sie anzu beliebt. — Das wird auch den Himmel wieder besänftigen, Majestät."

Der König sah Anne an, mit einem prüfenden, aufwühlenden Blick hatte sie bisher kaum beachtet.

„Mein Profos hat recht", sagte er. „Sind Sie einverstanden, Mada

Anne hatte die Farbe gewechselt und hob verwirrt die Schulter. C rief höhnisch:

„Der Profos hat immer recht, Anne! Was wäre sonst des Königs Justiz?"

Er wandte sich an den König:

„Die Dame Necker ist so loyal wie ich, Sire."

Jetzt lächelte Anne, und sie sah ihr Lächeln auf dem beglückten G des Monarchen, der sich über den Tisch beugte, ihre Hand ergriff un küßte. Der Kardinal belauerte die beiden aus klein gewordenen Auge sprach würdevoll:

„Ab igne ignem."

Ludwig hatte sich wieder zurückgelehnt und ergriff den Pokal:

„Auf Ihr zukünftiges Singen, Madame, und auf Ihre Loyalität!"

Er trank und strich sich über die Stirn. Er begegnete Olivers drohe Blick. Er wog den Becher von schwerem getriebenem Gold in der Han ein Wurfgeschoß. Der Necker zuckte nicht mit der Wimper und senkte den Blick. Der König holte aus, als wollte er ihm den Pokal an den werfen; aber er unterbrach den Schwung und ließ das Gefäß geschi des Meisters Schoß hüpfen.

„Von des Königs Mund für seinen Ersten Kämmerer", sagte er mit blassen Lippen.

ver sprang auf, als hätte ihn der Pokal ins Gesicht getroffen. Er
ng ihn in die Höhe, wie wenn er ihn zurückschleudern wollte. Beaunes
achte polternd und betrunken, der Kardinal und Herr Tristan fielen
nd ein; Anne — in tödlicher Furcht — lachte mit, schrille und hohe
wie kleine Angstschreie; der König öffnete den Mund, als lache auch
er er lachte nicht, und sein Gesicht war verzerrt und schweißig, seine
hingen an Oliver. Der sah die aufgerissenen Mäuler der Lärmenden
es Entsetzten und Annes blasses, krampfiges Profil und brüllte:
lebe der König!"
klang wie eine Beschimpfung.
e Instrumente sind gestimmt!" heulte Jean de Beaune.
König küßte wieder Annes Hände; er lachte jetzt wie ein Faun. —
Gewitter war schwächer geworden.
gen Mitternacht war die trunkene Woge abgeebbt. Jean de Beaune saß
lasigen Augen auf dem Fußboden und knurrte, die Stirn gegen ein
ein gelehnt, sinnlose Worte. Balue hatte sich in einen Lehnstuhl im
rgrund des Saales zurückgezogen und schnarchte leise aus offenem
. Herr Tristan saß noch still und zusammengekauert am Tisch, mit ur-
wächsernem Gesicht. Oliver, der vom König unter dem Gebrüll der
Höflinge mit Annes Hörnerhaube gekrönt und mit ihrem Übergewand
det worden war, saß mit dem absonderlichen Kopfschmuck steifrückig
em Taburett — nüchtern, aufmerksam und gefährlich, und sah aus wie
iester der Astaroth. Anne, berauscht, hin und her gezerrt zwischen dem
des Meisters und der Begierde des Königs, müde von Wein und Angst
er steten Spannung, saß auf Ludwigs Geheiß vor ihm auf dem Tisch,
irren Haaren und matten Augen, das Gesicht Oliver zugewandt. Der
preßte den schweren Kopf gegen die Rückwand seines Stuhles und
e an, ohne sie zu berühren. Sein Blick strich über ihren Nacken, über
Arme und das Profil ihrer straffen Brüste.
tzlich stand er auf und hob die Frau vom Tisch. Seine Bewegung war
und sicher, als sei die Trunkenheit abgeschüttelt. Er umfaßte wortlos
hultern der Neckerin, mit der Ruhe des Besitzers, und führte die vor
aschung Willenlose zur Tür. Dort stand Oliver, in den Händen
Haube und Oberkleid, das Gesicht hart und wild von Entschlossen-
Schon duckte sich die Frau geschmeidig aus Ludwigs Arm: mit einem
n Schritt war der Necker zwischen ihr und ihm. Auf des Königs Stirn
llen die Adern.
rt!" sagte der König durch die Zähne. Oliver rührte sich nicht.
e Dame bittet um Urlaub, Majestät."
rt!" rief Ludwig und hob die Faust. Oliver faßte ihn mit dem Blick.
e, es tut nicht gut, mich zu schlagen", sagte er leise, drängte Anne zur
nd warf ihr die Kleider zu. Schon war sie aus dem Saal geschlüpft.
König schrie über die Schulter:
fos!"
r Tristan fuhr in die Höhe; der scharfe Anruf seines Berufes schlug

ihm den Rausch ab wie eine Maske. Er fragte ernst und erwartungsv

„Sire?“

Auch der Kardinal erwachte und kam gähnend in den Vordergrund. Jean de Beaune wurde nicht mehr erschüttert.

„Zwitschert der Vogel schon im Nestchen?“ fragte Balue, sich umschau

Oliver hatte beide Türflügel geöffnet und flüsterte, sich höfisch verbeug

„Sire, es ist zu spät, um noch zu henken.“

Ludwig sah ihn verblüfft an; dann lachte er auf.

„Du hast recht, Oliver, das hat immer noch Zeit.“

„Eure Majestät riefen mich“, sagte Herr Tristan.

Der König drehte sich um.

„Ich wollte, daß du dem Kardinal, dem da unter dem Tisch und dir se den Kopf abschneidest, weil ihr sitzt, wenn ich stehe. — Jetzt soll mich Teufel holen und ins Bett bringen, weil ich es nicht mehr will. — G Nacht, Compères.“

Der Kardinal antwortete würdevoll:

„Wir wünschen Ihnen einen guten Schlaf, Majestät, und die entschwun erste Stimme als zutunlichen Succubus. — Voluisse sat est, sagt Properz.“

Ludwig hatte schon den Saal verlassen. Oliver folgte ihm über eine wundene, spärlich erleuchtete Treppe in die Wohnräume des oberen St werks. Er half ihm schweigend aus den Kleidern, legte ihm den p gefütterten Schlafmantel um die Schultern und wollte sich dann mit e Verbeugung zurückziehen.

„Nein“, sagte der König, „du schläfst bei mir.“

Er ging ins Schlafzimmer. Das venezianische Bett mit reich geschnit Säulen und rotsamtenen Baldachin stand in der Mitte des Raumes auf e stufiger, teppichbelegter Estrade. An seinem Fußende war ein Lager Polstern und Fellen für den diensthabenden Kämmerer oder Leibgardis Der König trat an das offene Fenster und atmete die reine frische Nacht

„Leg dich hin“, sagte er, ohne sich umzuwenden. Oliver gehorchte. Stille war groß und gebieterisch. Selten nur schrie ein Nachtvogel. Ein Fa taumelte jetzt gegen das gedämpfte Licht der Nachtlampe. Der Scha des Königs, der sich im sanften Schein des Mondes vom Fenster bis zu Ol spannte, rührte sich nicht. Der Necker schlief ein — —

„Oliver!“

Er öffnete die Augen; er wußte nicht, wie lange er geschlafen hatte wußte auch nicht, ob er gerufen worden war. Der Schatten des Königs fort, aber sein kurzer, ein wenig bedrängter Atem war zu hören, zuw auch ein Knacken des Bettgestells. Der Meister schloß wieder die Auge war müde.

„Schläfst du, Oliver, wenn ich wache?“

„Herr, ich schlafe nicht.“

Wieder war Schweigen; doch Oliver wußte jetzt, daß das Hirn des Kö arbeitete, und wurde ganz wach. Er fing die Spannung auf, die von erhöhten Bett ausging.

ll ich dem Kardinal vertrauen, Oliver?"
r Meister antwortete nicht gleich; er hörte im Ohr den Pulsschlag des
. Dann fragte er langsam zurück:
ertrauen Sie m i r, Herr, immer noch m i r?"
lwig schwieg. Oliver richtete sich auf.
re", bat er dringlich, „sagen Sie, daß Sie heute abend keinen Kämmerer
ierten! Sagen Sie, daß das nicht war, was war!"
lwig schwieg.
re!" rief Oliver gefoltert, „ich bitte Sie um meinen Abschied!"
König sagte:
u wirst morgen mit dem Kardinal nach Paris fahren. Du wirst ihn
chten und dich über seine Ziele vergewissern. Du wirst, wenn es nötig
ach Lüttich gehen und Sorge tragen, das Herr von Wildt nicht zur
t losschlägt. Du wirst natürlich bei mir sein, wenn ich in die Löwen-
gehen sollte."
n werde morgen fahren", flüsterte Oliver, „ich werde Daniel Bart und
ame Necker mitnehmen, weil ich an ihre Gegenwart und an die Zu-
enarbeit mit ihnen gewöhnt bin."
u kannst den Daniel Bart mitnehmen", sagte der König; „die Frau
hier."
ver sprang auf die Füße und stand an der untersten Bettstufe. Ludwig
te sich auf und sah ihn an.
as willst du, Oliver?" fragte er ruhig.
re", sagte der Meister mit heiserer Stimme, „wenn ich Ihnen sagen
e, daß der Kardinal . . ."
ein Freund", unterbrach Ludwig, „dann schicke ich dich morgen aus
anderen Grund nach Paris — oder in die Oubliettes."
ver stieg eine Stufe höher, drohend, bebend.
re, warum nehmen Sie mir die Frau?" keuchte er.
König legte sich auf das Kissen zurück; er schloß die Augen; sein
t war wie ausgelöscht.
iver", sagte er leise und langsam, „glaubst du, ich habe Angst, daß
ch töten könntest?"
Necker fiel auf die Knie, den Körper vorwerfend.
re!" flehte er, „ich gehöre Ihnen! Ich knie vor Ihnen! — Lassen Sie mir
au!"
iver", flüsterte der König wieder und bewegte sich nicht, „glaubst du,
te es, daß du Sentiments hast wie die anderen, daß du kniest und ein
nacktes Herz zeigst? daß du verwundbar bist? daß du abtrünnig bist
s Herzens willen?"
n sprach er nichts mehr. Als der Necker sich aufrichtete und nach seiner
tastete, schien er schon zu schlafen. Er schien so fest zu schlafen, daß
Hand unter Olivers Lippen nicht zuckte.
Necker setzte sich leise auf die oberste Stufe der Estrade und stützte
Kopf in die Hände. Der tobende Puls beruhigte sich: er konnte in sich

hineinlauschen. Er hörte schon hinter dem fremden Lärm die eigene, ru
behauptete Stimme: Ergib dich nicht! Ergib dich nicht! — Er sah auf.
König, den Kopf zur Seite gewandt, blickte ihn an.

„Sire", sprach er langsam, „der Kardinal meint es ehrlich; aber ich w
ihn prüfen."

Ludwig zögerte zu antworten; doch er sagte es, mit unfreier Stim

„Du bist stärker als ich, du bist schon wieder unsichtbar, Dämon mit
Tarnkappe."

Und nach einer Weile:

„Geh und schlafe bei ihr. Nimm Abschied von ihr. — Geh, Oliver."

Fünftes Kapitel

DER NACHTKREIS

WIEDER brannte die Landschaft in der Sonne. Die kleine Kavalkade
langsam längs der Loire auf Orleans zu. Der Fluß brachte keine Kühl
Die Zeit floß dumpf und träge hin, wie die weißglühende Landstraße zwis
den Pferdebeinen.

Der Kardinal hatte höhnisch den Mund verzogen, als der König bei
Abschiedsaudienz den Meister Necker als seinen Begleiter nannte: er m
sich seines Kämmerers Vertrautheit mit den burgundischen Verhältni
zunutze machen und ihn bei den Vorbereitungen zu der Zusammenk
mitarbeiten lassen. Balue hatte boshaft gefragt, wie lange der Majestät
der fernhaltenden Beschäftigung des Eifersüchtigen gelegen sei: eine Nach
fünf Nächte — zwanzig Nächte — oder gar für die nicht schwer zu
reichende Ewigkeit? — Doch er war blaß geworden und unsicher unter
Wut, die aus Ludwigs Augen blitzte, und unter seinen scharfen Worte

„Zur Stunde saufen wir nicht, Eminenz!"

So hatte er übellaunisch und unhöflich den Meister während der er
Stunde neben sich herreiten lassen. Doch als dann sein zufälliger Blick
graue und finstere Gesicht Olivers streifte, riß ihn ein blanker Gedanke
der Verärgerung. Er schloß eine Augenblick wie geblendet die Augen.
begann ein Gespräch; aber Oliver war wortkarg, eingeschlossen von tri
Bildern. Er dachte an Anne, an den Abschied, bei dem kein Wort von
tausend andrängenden Worten ausgesprochen wurde. Er hatte nicht
Nacht, nicht dieser Nacht wundervolle Liebe mit dem Bericht des Erle
und der ungeheuerlichen Entscheidung schänden wollen und ihr erst
Morgen mit dürren Worten gesagt, daß ihn der König mit triftiger
gründung — um Balue zu überwachen — nach Paris schicke.

„Hat er untersagt, daß ich mitkomme?" hatte sie blaß gefragt.

„Nur Daniel darf mich begleiten."

Mehr hatten sie nicht zu sprechen. Doch als er sie umarmte und ihr in
Augen schaute, mit seiner ganzen Gewalt alles, was zu sagen war, in e

drängte, sah er in ihren Pupillen fremde, gelbe, grausame Lichter auf-
n. Und als er sich ein letztes Mal umgedreht hatte, sah er ein fremdes
llippiges Kurtisanengesicht ohne Lächeln und ohne Erbarmen, ohne
und ohne Angst. — Das ist die Fiamminga, hatte er sich gesagt; —
as Herz schmerzte ihn wie eine bohrende Nadel. —
bemerkte nicht, daß des Kardinals lammfrommer Zelter immer lang-
geworden war und daß er unwillkürlich sein Pferd stets in der gleichen
mit ihm hielt. Jetzt ritt schon das Fähnlein Bewaffneter, das sie be-
e, in einigem Abstand vor ihnen. Nur Daniel Bart hielt sich unent-
hinter seinem Herrn.
r Staub! Der Staub!" klagte Balue, hielt an, lüftete seinen schwarzen,
änderten Hut und trocknete sich die Stirn. Auch Oliver und Daniel
en ihre Tiere.
sehen schlecht aus, Meister", sagte der Kardinal mit einem schnellen
„fühlen Sie sich krank?"
ver hob den Kopf und wollte sich sammeln.
ich krank bin, Eminenz? — Gewiß nicht."
er sie haben vielleicht Kummer", tastete sich Balue vorsichtig heran.
Necker betrachtete ihn erstaunt; dann lächelte er schlau:
elleicht, Monsignore; — aber unsere Leute gehen uns davon. — Daniel,
hnen nach: sie sollen auf uns warten."
t gehorchte. Jetzt lächelte auch Balue.
t, Meister, gut! Wir haben uns vielleicht allerlei zu sagen, was andere
interessiert."
klopfte nachdenklich den Hals seines Zelters.
ir sind Männer von einiger Erfahrung, glaube ich", begann er etwas
nd; „wir werden uns gewiß nicht überraschen oder gar verletzen, wenn
on den Hintergründen, die uns beiden nicht verborgen geblieben sind,
ypokritischen Vorhang ziehen. — Ich darf also annehmen, daß Sie
er die eigentlichen Gründe Ihrer plötzlichen Mission nicht im unklaren
Herr Oliver?"
rchaus nicht", bestätigte der Necker.
wußte es", fuhr Balue sicherer fort; „ich hatte die kräftig dramatische
von gestern abend trotz meines schließlichen Zustandes nicht nur mit
aden Zynismus erlebt, den ich bei solchen Gelegenheiten zu äußern
ich habe sehr wohl Ihre schlimme innerliche Verfassung erkannt und
Widerstand bewundert."
cht wahr?" lachte Oliver, „war ich gestern abend nicht so etwas wie
roischer Moralist? Eine gar seltene Spezies in Ludwigs Menschen-
ung, nicht wahr, Monsignore? Denn Ihre gewiß nicht angezweifelte
keit zum Beispiel gelangt schon aus Gründen des Zölibats nicht in
eldischen Bereiche!"
Kardinal betrachtete ihn sehr verwirrt.
begreife Ihre Spaßigkeit nicht ganz", sagte er achselzuckend; „denn
ach sehr ernst und bin gewiß noch nicht am Ende. Und bis zu dieser

DUESNE UNIVERSITY LIBRARY

Minute sahen Sie mir nicht so aus, als ob Sie witzig sein wollten, Meist

Oliver ritt weiter.

„Die Sonne brennt unerträglich, wenn wir auf einem Fleck stehen bleib sagte er, „und die Leute werden ungeduldig."

Balue folgte ihm; als er wieder neben ihm war, sprach er scharf:

„Sie sind nicht der Mann, der so rasch Ja und Amen sagt."

„Woher wollen Sie das wisssen?" sagte Oliver und schaute mit zusamm gekniffenen Augen geradeaus, „und — verzeihen Sie — warum wollen das wissen?"

Der Kardinal lachte.

„Mir scheint gar, Meister, Sie fürchten, daß ich Sie in seinem Auf aushorche."

Oliver hob die Achseln und unterdrückt ein Lächeln. Sie hatten Eskorte erreicht.

„Wahrhaftig", flüsterte Balue hastig, „Sie irren sich oder Sie geben den Anschein, als verstünden Sie nicht, daß ich Ihre Opposition gern sehe.

Jetzt lachte Oliver leise und sah ihn mit einem unverhüllten Blick an. Kardinal schüttelte verblüfft den Kopf.

„Was lachen Sie, Meister?" sagte er gepreßt. "Was . . ."

Doch Daniel Bart hielt sich wieder so dicht hinter ihnen, daß es dem I laten gut schien, zu schweigen. Sie ritten weiter, hin und wieder gleichgül Worte wechselnd. Balue beobachtete den Gefährten aus den Augenwink Oliver behielt auf den Lippen sein unangenehmes und vieldeutiges Läch Der andere hustete erregt. —

Am Horizont stieg die schlanke Silhouette des Schlosses von Blois in blauen besonnten Mittag. Sie kamen in die Stadt und waren für die z Raststunden Gäste des Bischofs, der den müden und einsilbigen Balue seiner geschwätzigen Devotion quälte. Auch während des Nachmittags, der Trupp ein wenig frischer in einem leisen Wind wieder nordwärts tra suchte der Kardinal keine Gelegenheit, das heimliche Gespräch mit Ol fortsetzen zu können. In Orleans nahmen sie bei dem Statthalter des Kö Nachtquartier.

„Mein Daniel könnte vielleicht mit Ihrem Sekretär die Kammer teil sagte Oliver wie von ungefähr. Balue nickte zufrieden und wählte für und Oliver ein Zimmer, das durch einen kleinen Gang von dem Schlafra ihrer Diener getrennt war. Er schützte seine und des Kämmerers Reisemü keit vor, um der Einladung des Königleutnants zu entgehen. Die bei speisten, von einem Kleriker und Daniel Bart bedient, auf dem Zimme

Der Kardinal lehnte sich zurück, satt, mit listigem Ausdruck im Ges Der Meister befahl dem Bart, abzudecken und nicht mehr zu stören. verschloß hinter ihm die Tür und wandte sich um; er lächelte wieder.

„Wir sind jetzt so ungestört, Eminenz, wie Sie es nur wünschen könn

„Sie wünschen es doch auch?" fragte Balue, wieder mißtrauisch. „Sie sol in Ihrem Interesse alles vermeiden, was mir die Lust nähme, mit der Spr herauszurücken."

meinem Interesse?" lachte Oliver. „Sie, Monsignore, schienen mir
der letzte, der für mich ein Wort einlegen möchte, geschweige denn ein
zuviel."
r Kardinal trommelte ungeduldig auf die Tischplatte.
Meister, Meister, meine Hilfsbereitschaft gilt nicht der Kreatur des
, die Sie in meinen Augen bis gestern abend waren, sondern dem ge-
ten und beraubten Mann, der den Mut hat, nicht zu vergessen, —
noch: zu handeln!"
ver zog spöttisch die Brauen in die Höhe:
ie Worte klingen nicht sehr christlich, Eminentissime. — Und wer sagt
, daß ich nicht immer noch Ludwigs Kreatur bin? — Decken Sie nicht
ch Ihre Karten auf! — Oder ist es doch nur eine Finte, wenn Sie sich
als den Gegensatz zu Ludwigs Kreaturen bezeichnen?"
h glaube", sagte Balue vorsichtig, „Sie mißverstehen mich. Ich diene dem
und leite seine auswärtigen Geschäfte. Aber wenn ich trotzdem meine
ge Unabhängigkeit bewahrt habe und nach Männern suche, die seiner
ose noch nicht verfallen sind, so geschieht es, weil ich gewisse Zu-
enhänge übersehe, die mich über kurz oder lang vielleicht in Gegensatz
iner Politik bringen könnten."
r Necker beugte sich über den Tisch und sah dem anderen, der ge-
gen lächelte, in die Augen.
onsignore", sprach er langsam, „allein für diese wunderschöne Para-
e des Begriffes Hochverrat gebührte Ihnen der rhetorische Lehrstuhl an
rbonne, wären Sie nicht schon Kardinal. — Ich warnte Sie, Ihre Karten
nell aufzudecken."
ue wurde rot vor Ärger oder Angst; aber er unterdrückte unbesonnene
ort und zwang sich zur Ruhe. Er sagte ironisch nach einer kleinen Pause:
e haben eine lebhafte Phantasie, Meister; das hängt mit Ihrem früheren
zusammen. Aber sollten Sie hoffen, gleichsam im Austauschverfahren
en weißen Leib Ihrer Meisterin den grauen Kopf des Kardinals Balue
n königlichen Rachen werfen zu können, so muß ich Ihnen sagen, daß
ch noch viel mehr Anstrengung kosten muß, in meinen Karten zu lesen."
ver drängte sich kichernd, die Hände rechts und links an den Tisch-
weiter vor; Brust und Kopf lagen fast auf der gebeizten Platte.
ll ich mich die Anstrengung kosten lassen, Eminenz, oder soll ich
n, bis Ihnen in Paris der Bruder Viole die letzten Neuigkeiten von
Crèvecoeur zustellt — vielleicht die Antwort auf Ihre Meldung über
erfolgversprechende Bearbeitung des Königs, sich bei Herrn Burgund
ast zu laden?"
ue machte eine Bewegung, als ob er aufspringen wollte; doch es war,
elte er sich an dem Tisch fest; er preßte die Lippen zusammen. Oliver
e sich auf, mit ernstem Gesicht.
ahrhaftig", sprach er, „ich hätte dem königlichen Untier den Kardinals-
vorwerfen können, noch ehe ich wußte, daß er grau war. — Man soll
den Rhetoriker für harmlos halten, Monsignore, sie schwätzen manch-

mal zu viel; und vielleicht stellt sich der Jacques Viole so gerne auf
Kanzel wie jener andere harmlose Franziskaner, wie jener brave Fra Frac
der jetzt nicht mehr die menschlichen Wollüste bekämpfen darf."

Der Kardinal sah ihn offen an.

„Necker, wir wollen die Gleichnisse lassen und eindeutig sein. Wir wol
auch die unnützen Andeutungen lassen, wie Sie zu Ihrem Wissen kam
Gewiß ist, daß Sie genug wissen. Sie sind im Vorteil, nicht nur in dies
Augenblick sondern seit vielen Wochen. Sie haben Zeit gehabt, sich Ihr Op
auszusuchen. — Haben Sie den König verurteilt oder mich?"

Oliver schwieg. Balue lächelte klug.

„Glauben Sie, Meister, ich wüßte jetzt nicht, wie Sie gewählt haben?
Glauben Sie, ich wüßte jetzt nicht, daß wir auf ein Haar das gleiche Gespr
haben würden, auch wenn ich nicht damit begonnen hätte, Sie auf me
Seite zu ziehen? — Nicht wahr, Herr Oliver: weil Sie vor Ihrem Ehe
keine Fußangel mehr anbringen können, graben Sie hinter ihm die Wo
grube."

Oliver blickte ihn an.

„Der König hat Verdacht gegen Sie", sagte er kurz.

Der Kardinal stand erregt auf.

„Beliebt es Ihnen, mit mir noch weiter zu spielen, Herr? — Wissen
nicht, daß auch Sie sich eine kleine Blöße gegeben haben, als Sie mir zu v
stehen gaben, daß Sie dem König von meiner angeblichen Verbindung
Brüssel nichts sagten? — Das ist genug, um Sie mitzureißen, wenn ich fal

Oliver hob die Achseln.

„Sie verlieren die Überlegung, Eminenz", sagte er gleichmütig. — „
König hat durch mich Verdacht gegen Sie."

„Wollen Sie mir damit sagen, daß Sie mir beigegeben worden sind,
mich zu überwachen?"

„Ja."

Balue lachte spöttisch.

„Das wäre vielleicht bedenklich, wenn die Order v o r dem Spectacu
von gestern gegeben und ausgeführt worden wäre."

„Falsch", sagte der Necker; „dann wäre sie so überflüssig wie unsere
schwerliche Reise; dann säßen Sie wahrscheinlich noch kühler, Monsigno

„Was führen Sie mich also im Kreise, Herr?" fragte der andere ärger
Oliver schüttelte den Kopf.

„Das tue ich nicht", lächelte er, „ich zeige Ihnen nur meine Ehrlich
von allen Seiten. — Sie sollen einsehen, daß von mir allerlei abhängt.
werben Sie um mich; denn ich bin der einzige, der den König in eure
locken könnte. — Werben Sie nicht mit sentimentalen Argumenten
bisher, auch nicht mit umschreibender Eloquenz, die bei mir ebensow
wirkt wie etwa brutale Bestechung, sondern mit klaren politischen
sachen."

Der Kardinal musterte ihn mißtrauisch:

„Wenn ich Sie recht verstehe, Meister, verlangen Sie von mir, in die

he Idee, der ich diene, und in die Konstitution ihrer Machtmittel ein-
eiht zu werden. — Aber wer garantiert mir, daß Sie nicht Ihre Kennt-
zugunsten des Königs verwerten?"
hre eigene Person", entgegnete Oliver ohne Zögern, „Sie selbst, weil Sie
in den Oubliettes sitzen, sondern in Orleans, und weil Sie morgen in
s sein werden und ich mit Ihnen. — Wäre dem nicht so, Eminenz, dann
e doch gewiß das, was ich weiß, schon in Amboise dem König genügt,
einer Statt die bewährten Praktiken Herrn Tristans für die notwendigen
en und Antworten in Anspruch zu nehmen. — Sie werden es einsehen."
lue stand auf und ging überlegend im Zimmer hin und her. Schließlich
e er, vor dem Necker stehenbleibend:
Gut, Meister, fragen Sie mich."
liver strich lächelnd das Kinn.
ch erkenne immer mehr", sprach er, „was für einen Diplomaten der
ig in Ihnen verliert. Und meine Anerkennung ist nicht einmal zu ver-
en; denn ich hatte einst Gelegenheit, von Rodrigo Borgia hohe spanisch-
sche Schule reiten zu sehen. Wählen Sie ihn bei dem nächsten Konklave
seien Sie sein Staatssekretär, Monsignore. Rom liebt sie, weil Sie so
er des siebenten Karl schismabergende Pragmatische Sanktion zer-
gen und in allen Ehren für sich den Kardinalshut und für unseren
lich christlichen König den notwendigen Superlativus Regis Christia-
mi eroberten. Rom könnte Ihnen eine zutunlichere Tätigkeit verschaffen
ie mühselige und nicht ungefährliche Arbeit, ihm seine weltlichen Super-
e zu beschneiden. — Und das wollen Sie doch, Eminenz?"
lue hatte mit säuerlichem Gesicht zugehört und wurde durch die plötz-
Frage nicht überrascht.
Das will ich nicht allein", sagte er kalt.
Gewiß nicht", bestätigte Oliver, „und dem König ist nicht unbekannt,
die Fürstenliga reaktiviert werden soll."
ie ist es bereits."
Und Sie gehören ihr an, Eminenz?"
er Kardinal hob die Hand.
Diese Frage dünkt mich ein wenig zu inquisitionsmäßig, Meister."
o vergeben Sie mir", lachte der Necker und schien in guter und sorgloser
mung. — „Burgund natürlich ist der Führer, wie er es gewesen war,
Bundes Kopf und Arm, wie ihn Ludwig apostrophiert, — und er weiß
eicht mehr, als gut ist, Monsignore! Burgund kann sich gewiß auf die
erstützung des immer oppositionslüsternen Bretonenherzogs verlassen,
der König im Augenblick ein paar östliche Festungen wegnimmt, wie
vissen. Auch Armagnac im Süden wird dabei sein, wenn es gilt, Valois
ukreisen. — Das sind nicht sonderlich geheimnisvolle Fakten, nicht
? — Doch wie ist es mit Herrn Karl von Frankreich, des Königs ein-
n und darum doch beileibe nicht brüderlichem Bruder? Ist der alte Haß
n den jungen normannischen Herzogstitel neutralisiert?"
Nein, er gehört zur Fronde."

„Herr Karl gehört zur Fronde", wiederholte Oliver nachdenklich, „u
der englische Edward ist Burgunds Schwager! — Rate ich nicht gar zu schn
den Weg der Liga zum Ziel, Eminenz?"

Balue schwieg.

„Und Nemours?" fragte Oliver plötzlich, „der Duc de Nemours, dem
König verziehen hat? Ist der alte Haß noch da?"

„Ja, er gehört zur Fronde."

Der Necker kniff die Lippen zusammen.

„Herr Karl ..." sann er, „Jacques Nemours ... Und wer ist — auf
uns beiden — von den Herren dabei, die jetzt im Dienst des Königs stehe

Balue schwieg.

„Gut", sagte Oliver geduldig, „ich will meine Frage auf den Großmeis
der Armee und auf den Konnetabel beschränken, die beide der ersten Fürst
liga angehörten und jetzt — als einzige der Pardonnierten — sehr hohe u
wichtige Ämter innehaben."

Der Kardinal wandte sich jetzt ab, trat ans Fenster und starrte in
Nacht.

„Graf Dammertin gehört nicht zur neuen Liga", sagte er dann leise u
abgewandten Gesichts; „aber auf Saint-Pol ist trotz seiner persönlichen A
mosität gegen den Burgunder und trotz des Herzogs Mißtrauen gegen
zu rechnen, zumal im Augenblick des Erfolges."

„Der Großmeister nicht, aber der Konnetabel", flüsterte der Necker. A
er stand auf und ging nachdenklich mit seinem leisen Schritt zum Fens
blieb dicht hinter dem Prälaten stehen.

„Herr Karl ... Nemours ... Saint-Pol ... Balue ..." murmelte er.

Der Kardinal schrak zusammen und kehrte sich um. Die beiden Män
standen sich nahe gegenüber, ihre Körper berührten sich fast; Balue beu
unwillkürlich den Kopf zurück, heimlich irritiert; denn Oliver sah ihm n
in die Augen, sondern sinnenden Blickes und ohne die Lider zu bewegen
die Stirn.

„Warum vergessen Sie sich in der Aufzählung?" fragte Balue schließ
gereizten Tones.

„Ich", lächelte Oliver und trat einen Schritt zurück, „ich gehöre nicht
den Atemzug der erlauchten Namen. Ich komme erst jetzt."

Er wurde ernst.

„Es ist gut, daß Sie mir geantwortet haben, Eminenz. Ich kann jetzt na
denken; ich kann das Aufgebot gegen den König überschauen und s
Kraft abschätzen. — Die Fronde ist stark, Monsignore, sie ist furcht
weil sie bis in Ludwigs Paladinschaft reicht, vielleicht sogar bis in sein H
vielleicht sogar in seine Seele. — Ja", fuhr er fort und sah den anderen s
sam dringlich an, „seien wir offen, Herr Kardinal: Sie, der Konnetabel
selbst meine unbedeutende Person möchten die Liga für den Valois r
derischer machen, als es nur je für seinen Vater die englische Woge und
große Bedford gewesen waren; denn der siebente Karl hatte seine X
trailles, La Hire und Dunois trotz allem und gegen alle, aber den Lud

is wollen seine Minister, Konnetabel und Kämmerer von hinten anfallen, guten und sicheren Stunde, wenn die Liga der alten und neuen Feinde die Hände festhält!"

iver hatte mit starker Stimme gesprochen. Balue wurde blaß und wich, Hand abwehrend ausgestreckt, an die Wand zurück. Der Necker folgte langsam, mit dem gleichen brennenden Blick; und wieder sprach er, unherzig — und seine Worte wurden Peitschenhiebe.

Wir wollen offen sein, Herr Kardinal. Es ist gut und festigt die Gemeint, wenn Verschwörer sich die nackte Seele zeigen. — Was waren Sie, enz, ehe Ludwig Valois Ihre intrigante Begabung entdeckte? — Sie n ein kleiner Kleriker, kleiner Leute Kind. Sie mußten vierzig Jahre alt en, bis Ihr Ehrgeiz das Trittbrett fand, den Bischof von Angers, den icht verehrten, weil er der Verehrung würdig, sondern weil er Rat des gs war. Sie wurden durch den Bischof Kanonikus, Sie wurden durch Kapitelsschatzmeister, bis es Ihnen gelang, des Königs Aufmerksamkeit sich zu ziehen, sein Sekretär, sein Almosenier zu werden. Sie konnten Trittbrett den Fußtritt geben, den Wohltäter in Ungnade bringen und einer Stelle Bischof von Angers und Kronrat werden. Sie wurden Kar- und Minister, durch Ludwig erhoben wie wenige Menschen: gut, Monre, den königlichen Wohltäter kann man nicht in Ungnade bringen, ern nur verraten! — Aber dann, Balue? — Wollen Sie Burgunds oder ands Statthalter in Frankreich werden? — Und dann, Balue? — Sie en dann noch immer fünf oder zehn Lebensjahre Zeit haben; denn Sie en alt . . ."

r Kardinal war aschgrau im Gesicht; er hob die Fäuste.

Mensch!" keuchte er, „was wagen Sie . . ."

iver blieb vor ihm stehen.

ch wage nur, ehrlich zu sein", sagte er kalt; „und ich spreche jetzt nicht von Ihnen, nicht vom Grafen Saint-Pol, der aus des Königs Händen Konnetabelschwert empfing, sondern von dem dritten und niedrigsten: mir. Denn Sie und die anderen sind immerhin Hochverräter mit geistigem Politiker oder ehrliche Feinde, ich aber bin der Kammerdiener, der den ssel zur Tür hergibt." —

non lächelte Balue aus seinem rotem Gesicht, ganz ohne Überleitung von lassen Wut und der heimlichsten Erschütterung:

ie sind also eindeutig und ohne Einschränkung bereit, Meister, mit uns rbeiten und den König in das herzogliche Lager zu bringen?"

streckte ihm die Hand hin. Oliver übersah sie.

leiben Sie doch wenigstens im Zorn, Herr Balue", sagte er mit Verng. — Er drehte sich um und begann, sich zu entkleiden.

n diese Stunde verließ der König das Bankett, das er zu Ehren Stefano Finos, des päpstlichen Legaten und Erzbischofs von Mailand, gegeben , ging in sein Turmkabinett und entließ den diensthabenden Kämmerer ler Weisung, daß er noch arbeite und nicht gestört sein wolle. Doch er

wartete nur, bis sich die Tür hinter dem Höfling geschlossen hatte u
schob in der Täfelung das Paneel zur Seite, das die Wendeltreppe zu d
geheimnisvollen, über dem Arbeitszimmer liegenden Gemach verhüllte.

Anne hörte seine Schritte und richtete sich auf. —

Als Herr de Beaune, der ihr sofort nach Olivers Aufbruch gemeldet ha
daß die Majestät sie des Abends zu empfangen wünsche, vor einer hal
Stunde mit dem gleichen höflichen Ernst erschien und sie abholte, verl
sie nicht ihre zugleich nüchterne und lässige Sicherheit, — die Energie,
der Meister ihr mitgeteilt hatte: sich der Waffe des Körpers zu bedien
Sie wurde in das obere Turmzimmer geführt, in das kreisrunde Behält
der königlichen Lüste. Sie verzog ein wenig den Mund und wurde n
sicherer: der Raum war ein einziger Alkoven. Die fensterlosen Wände,
gelbem, goldgefädeltem Brokat bekleidet, wölbten sich zur gleichfarbe
Decke wie ein Zelt oder wie ein Betthimmel. Der Boden war mit Rehle
in der Farbe alten Goldes überspannt und nur zu einem schmalen Strei
längs der Wände sichtbar. Zarte, helle Seidenteppiche ließen fast die K
turen des Podestes verschwinden, auf dem das breite, niedrige, mit Bl
fuchsfellen belegte Lager ruhte. Matte Ampeln mit wohlriechendem Öl ga
ein silberblaues Licht, das in der Rautenfläche des venezianischen Deck
spiegels wie milchige Tropfen von einem Märchenmond hing.

Da das Gemach keinen Stuhl und kein Sitzpolster aufwies, hatte sich
Frau auf das Bett gesetzt, das unter ihr nachgab und sie kupplerisch auf
Rücken lockte. Die zärtlichen weichen Haare der Felle, die wie der ga
Raum unbestimmt und verwirrend nach Zibetpuder und Myrrhe duftet
schmiegten sich an ihren Nacken und streichelten ihre Hände. Sie hob
Augen auf und sah am Plafond sich selbst, den hingestreckten Körper u
die lasterhaft verschwommene, opalfarbene Fläche des Gesichts. Es gefiel
sich zu betrachten, die Glieder unter dem glatten hellen Samt des Kleides
bewegen, mit den Händen der Form der Brüste und der Hüften nachzutas
und des Gesichtes wollüstiges Lächeln neugierig aufzuspüren. Als sie
Spieles müde war — nicht einmal verwundert, daß kein beunruhigender o
bekümmernder Gedanke sich an den Mut und an das Selbstvertrauen
Körpers heranschlich — und träge den Kopf zur andern Seite drehte,
sie auf einem niederen Tischchen, dessen Platte mit gebleichtem Schweinsle
überzogen war, eine mächtige Silberplatte mit kleinen goldenen Schalen
erlesener Speisen: zarte Lachs- und Rohrdommelpasteten, Wildbretwürf
in Säften von blauen Muskattrauben und Ingwer, mit Majoran und Rosma
gewürzte Lampreten, likörgetränkte Torten nach florentinischen Rezep
Becher mit schweren süßen Weinen aus der Languedoc, aus Spanien, Sizil
Zypern und Ungarn, Fingerschalen mit Wasser, das nach Mandeln roch. A
durch die Arbeit der Sinne hungrig, reckte sich quer über das Bett, griff
den Speisen und trank hastig und wahllos drei, vier der Becher aus. D
rollte sie sich auf den Rücken, im Gaumen noch den aufreizenden Geschm
der Gewürze, das Hirn dumpf von Wein und den einhüllenden Düf
Farben und Stoffen.

as Geräusch der zurückgeschobenen Paneeltür machte sie wach, der rasch
ende Schritt auf der Treppe ließ ihr Herz klopfen; sie hob den Ober-
er auf und stützte die Hände hinter dem Rücken auf die Felle. Sie suchte
der Tür. Jetzt öffnete sich links in der Wandbekleidung ein mannshoher
aler Spalt. Anne streckte die Brüste vor und lächelte. Der König stand
Zimmer und sah sie an, ernst, befremdet.
Sie haben ein anderes Lächeln heute, Madame", sagte er leise und rührte
nicht von der Stelle.
ie Frau antwortete nicht, entblößte die Zähne ein wenig mehr und schloß
die Augen, den Kopf sacht zurückbiegend. Ludwig betrachtete ihren
d und hob die Brauen.
Erinnern Sie sich, Madame", fragte er kühl, „daß Sie die letzte Nacht in
Armen ihres Mannes lagen?"
nne öffnete groß die Augen; aber sie lächelte noch.
Sire", sprach sie und richtete sich in den Knien auf, „da Sie mir nicht die
de küssen wollen, erlauben Sie, daß ich die Ihren küsse."
er König verschränkte die Hände hinter dem Rücken.
Madame", sagte er ein wenig lauter, „erinnern Sie sich, daß Sie vor
nzig Stunden in den Armen Ihres Mannes lagen?"
ie Frau lächelte nicht mehr; ihre Augen wurden hart.
O gewiß, Majestät, — und Ihr Befehl hat ihn innerhalb dieser zwanzig
den zwölf Reisestunden von diesem Zimmer entfernt, in das Sie mich
a rufen lassen."
e ließ sich wieder zurücksinken. Ludwig verzog den Mund.
ch danke Ihnen, daß Sie gekommen sind, Madame. — Und darf ich
en, ob Sie gerne kamen?"
Sire", entgegnete Anne spöttisch, „wenn es Sie aufreizt und Sie es hören
ten, so antworte ich Ihnen gerne, daß ich blutenden Herzens gekommen

udwig grinste und wies auf die Speisen:
Aber Sie hatten Ihres Herzens ungeachtet Appetit? — Doch", fuhr er
er ernst fort, „wenn ich Sie jetzt bäte, sich zu entkleiden?"
O würde ich es tun", sagte sie ruhig.
er König kreuzte die Arme und sah auf den Boden; dann warf er rauh
Worte hin:
Ziehen Sie sich aus!"
nne hob sich auf, trat auf die Bettstufe und riß mit sicherem Griff die
chnürung der Ärmel und des Mieders auf. Dem Mann zitterten die
en, als ihre weiße Haut aus dem Spalt des Kleides leuchtete.
assen Sie, Madame", sagte er gepreßt und wandte den Kopf ab, „ich
be an Ihre Bereitwilligkeit. Aber ich verwundere mich, wie sie zustande
— Ich habe sonderbare Gedanken."
sah sie mit vollem Blick an.
agen Sie mir, Dame Necker, ob Sie gestern gleich willfährig gewesen
n?"

Anne kreuzte die Hände über der nackten Brust und blieb aufrecht steh

„Ja, Sire", sagte sie.

Ludwig hob erstaunt den Kopf.

„Wenn ich den Meister mit Gewalt entfernt und Sie mir zu folgen zwungen hätte, so würden Sie sich mir gegeben haben? Ohne Widerstand? Madame, sagen Sie die Wahrheit."

Anne lächelte ein wenig starr:

„Wenn es eine Gewalt gegeben hätte, der der Meister gewichen wäre, da würde ich gestern so bereit gewesen sein, wie ich es jetzt bin."

Der König machte einen kleinen Schritt auf sie zu; doch als ob ihn e unsichtbare Hand zurückdrängte, wich er langsam wieder an die Wand. Se Stirn faltete sich unter der Arbeit des Hirns.

„Madame", fragte er leise und fast verlegen, „hat Sie je ein anderer Ma erkannt als er?"

Anne schüttelte den Kopf. Ihr Gesicht schien jetzt verändert; es war g weiß, ohne Regung wie eine Maske, gleichsam fremd zum eigenen atmen Körper und doch auch, als ob ihre Sinne über die Grenzen des Raumes h weg nach einer Verbindung spähten, lauschten und tasteten. Der König be achtete sie mit äußerster Aufmerksamkeit.

„Frau Anne", sprach er wieder fast flüsternd, wie fürchtend, seine Stim könnte andere, zarte, wichtige Lautschwingungen zerreißen, — „Anne, ha Sie jemals ohne ihn gedacht und gehandelt und zu unterscheiden versu was böse ist und was gut ist?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Ist immer sein Wille in Ihrem Willen und seine Seele in Ihrer Seel

Sie nickte.

„Auch jetzt?"

Sie nickte.

„Auch in Ihrem Körper, wenn er sich mir gibt und sich mir gegeben ha

Sie sagte gequält, mit einer traumhaften kehligen Stimme:

„Ja ... ja ... ja ..."

Der König sah über sie hinweg; er sah mit gleichsam erwartungsvol Blick sich um, als möchte er den Necker finden können. Er hätte in die Augenblick wohl gewünscht, ihn körperlich zu entdecken: er wäre nicht mal erstaunt, sondern von dem beunruhigenden Wahn seiner Unfaßbark der ihn verwirrte, befreit gewesen. Doch sein Auge sah nur den matten Go ton der Wände, die regungslose Frau und hinter ihr die erstarrte Wol des Bettes wie ein ironisches und irritierendes Fresko. — Seine Hand er sich unwillkürlich und schlug das Kreuz. — Ich fasse ihn nicht; ich begr ihn nicht; Gott sei bei mir! — Ist er der Böse? liebt er mich? versucht mich? will er mich verderben? — Was will er? — Ludwig sagte es l

„Was will er?"

Die Neckerin schwieg. Der König beugte sich vor, streckte die Hand und berührte ihren Arm. Sie zuckte zusammen.

Ich wollte mich nur vergewissern, ob Ihr Körper vor mir steht", sprach
veich, wie eine Entschuldigung, und strich sich mit der Hand über die Stirn.
ne wurde aus irgendwelchen Gründen rot und sagte die seltsame Antwort:
Sie haben seine Augen, Sire."
ie sprach die Worte mit langsamer, gleichsam erwachter Stimme. Ludwig
elte in seltener Güte:
Der König liebt Oliver; also liebt der König auch Sie, Anne. — Wollen
mir dieses Gespräch und dieses Gemach verzeihen, Anne?"
ie hob verwirrt die Schultern. Er senkte den Kopf und sprach noch
er:
Wollen Sie mir sagen, ob sich der Meister über unser Gespräch und über
eren Anblick verwundern möchte?"
Ja", antwortete sie erschüttert.
Der König tastete mit der Hand nach dem Mechanismus der Tapetentür
öffnete sie.
Ich verwundere mich auch", sagte er ernst; „wir kennen uns selber nicht.
können wir meinen, den Nächsten zu kennen. — Und glauben Sie",
te er hinzu, sich über ihre Hand beugend, „glauben Sie, er würde sich
t freuen?"
Ja", flüsterte Anne und hatte Tränen in den Augen.
Der König stand schon in der Tür.
Ich weiß nicht, ob er dieser Freude würdig ist", sprach er über die
ulter, „ich weiß auch nicht, ob er Gutes oder Böses im Sinn hat; aber ich
ß, daß ich wert der Freude bin, die ich jetzt empfinde. — Schlafen Sie
l, Madame, — und seien Sie schweigsam."
r schloß hinter sich die Tür.

Um diese Stunde sprach Oliver in die Dunkelheit:
Schlafen Sie, Monsignore?"
Ich schlafe nicht, Meister."
Der Necker trocknete sich den Schweiß von der Stirn.
Was wird mit der Person des Königs geschehen?" fragte er gepreßt. „Wird
Leben in Gefahr sein?"
r hörte des Kardinals erstaunte Bewegung.
Das ist eine absonderliche Frage", antwortete Balue. „Rührt sich jetzt
n Ihr Gewissen? — Doch beruhigen Sie es nur: Die Liga ist nicht so un-
nünftig, sich mit dem Tod des Königs und dem Abscheu Europas zu be-
en. — Wie man ihn behandelt und wie lange man ihn festhalten wird,
gt von den Umständen ab, vor allem von der Stimmung Burgunds. —
es werden wir wohl Umstände und Stimmung ein wenig beeinflussen
nen."
r lachte häßlich. Oliver rief mit einem plötzlichen wilden Haß:
Sie fürchten nicht, Herr Kardinal, daß ich Sie hier einsperren lassen und
des Nachts nach Amboise zurückreiten könnte!"
alue lachte:

„Nein, das fürchte ich nicht! Denn mir scheint, Sie möchten dort stö
und nicht sobald vorgelassen werden. — Lassen Sie es sich gesagt sein:
Köng bedeutete mir heute morgen nicht sonderlich diskret, daß ich I
Assistenz eher zu lange als zu kurz in Anspruch nehmen darf. — Und sa
Sie dies Ihrem Gewissen."

Oliver antwortete nicht mehr. Wie in den beiden vergangenen, schlaflo
und verquälten Stunden biß er in die Kissen um nicht zu schreien.

Sechstes Kapitel

DIE ÜBERWINDUNG

DER Kardinal arbeitete in Paris kaltblütig und planmäßig seinem Ziel
Trotzdem er durch den Gewinn Olivers des Erfolges sicher war, operierte
in seiner bedachtsamen Klugheit immer nur mit zwingenden Tatsachen,
doch selbst dem scharfäugigen König verbergen konnten, daß er ihr Mo
war. Er meldete nach Amboise von bedenklichen Truppenkonzentratio
an der pikardischen Grenze, beunruhigte Ludwig, dessen Heer im Wes
beschäftigt war, durch den Hinweis auf die Gefahr eines burgundisc
Rückenangriffs, durch die Mitteilung von des Herzogs Anwesenheit
Sommegebiet, und übermittelte schließlich dem König ein ultimatives Schrei
des Burgunders, in welchem er eine Fortsetzung des Feldzuges gegen sei
bretonischen Alliierten mit dem Angriff auf die Pikardie zu beantwor
drohte.

Oliver hatte sich sofort nach seinem Eintreffen in Paris von Balue — u
guten Vorwänden — eine Empfehlung an den Franziskanerprior ge
lassen und ohne Schwierigkeit die Aufhebung der Klausur über den Bru
Fradin erreicht. Er benutzte den dankbaren Mann, um die Machenschaf
des Kardinals und auch die fast sorglose, fast verdächtige Aufgeschlossenh
die er ihm seit der Nacht zu Orleans bewies, zu kontrollieren. So erfuhr
daß Balue ihm gegenüber und auch in seinen Meldungen an den König ehr
war; er bestätigte in einem geheimen Bericht nach Amboise die bedrohli
Situation an der Somme, ohne doch die Frage der persönlichen Begegn
zu berühren. Er erfuhr aber auch durch Fradin, daß das Mißtrauen
burgundischen Regierung, zumal des Herzogs, gegen Balue nicht geschwun
sei, daß man hinter seinem Eifer die lenkende Hand des Valois vermute,
daß man eine Selbststellung des Königs gerecht bezweifle. Und schließ
versicherte ihm der Mönch, daß der Kardinal die Revolutionierung Lütt
durch den König nicht in die burgundische Rechnung gestellt habe; die herz
lichen Beamten in der Stadt hätten der Regierung wohl von neuen Umtrie
gemeldet, hinter denen wahrscheinlich französische Agenten ständen: a
gewiß sei, daß weder der Herzog noch seine Räte von der akuten Rebelli
gefahr und der Aufgabe des deutschen Söldnerführers als Beauftragten
Königs eine Vorstellung hätten.

iesen Schachzug des Kardinals konnte sich Oliver um so weniger erklären, Balue das Lütticher Problem auch ihm gegenüber zu übersehen schien. dem Tag, an welchem Jean de Beaune dem Prälaten die Order des Königs brachte, unverzüglich dem Herzog seinen freundschaftlichen Besuch an- gen und sich zu diesem Zweck ins burgundische Hauptquartier zu be- n, fragte der Necker den Kardinal ins triumphierende Gesicht:

Denken Sie an Lüttich, Eminenz?"

lue schien keinen Augenblick betroffen.

Gewiß denke ich an Lüttich, lieber Meister", entgegnete er mit listigen en, „glauben Sie, ich übersehe den wichtigsten Faktor?"

Den wichtigsten Faktor?" staunte Oliver. „Sie haben weder mit mir iber gesprochen noch — soviel ich weiß — mit Herrn de Crèvecoeur der lt wegen korrespondiert."

er Kardinal lächelte.

Mit Crèvecoeur gewiß nicht, Meister Necker, — und mit Ihnen darüber prechen, ließ ich mir Zeit, bis Sie die notwendigen Fragen stellen. Da ich Intelligenz kenne, erwarte ich sie schon geraume Zeit. Würden Sie nicht en, so hätte ich ruhig schweigen können, ohne Ihnen gegenüber unlauter andeln."

ch danke Ihnen für Ihre gute Meinung", sagte Oliver achselzuckend, r ich begreife Ihre Worte durchaus nicht. — Es besteht doch die Gefahr, bei einem unfreiwillig verlängerten Aufenthalt des Königs im burgun- ien Hauptquartier die bereits glimmende Lütticher Lunte die Explosion eiführt, während Ludwig noch Häftling ist."

lue rieb sich gutgelaunt die Hände.

Es besteht nicht nur die Gefahr, mein Freund", erwiderte er mit einem sen, „sondern es ist gewiß; und Lüttich wird nicht erst explodieren, n der König bereits etliche Zeit festgehalten ist, sonder am dritten oder en Tag seines Besuches, sofern man sich auf den Konnetabel, der von m Luxemburg aus die Regie führt, verlassen kann."

liver sprang entsetzt auf.

Das bedeutet für den König Tod oder lebenslängliche Gefangenschaft!"

er.

Warum erregen Sie sich?" fragte Balue gleichmütig. „Der Herzog wird wagen, seinen Lehnsherrn zu töten. — Und wie es auch sei, begreifen doch, Meister: das bedeutet für uns beide in den Augen der Welt, selbst en Augen des Königs gleichsam das Alibi. Durch die nicht voraussehbare cher Rebellion, durch solche höhere Gewalt also sind wir für das Schick- les Königs nicht mehr verantwortlich. denn man wird ihn bis zum Ein- en der Hiobspost doch wohl nicht viel anders wie einen Gast behandeln würde ohne sie nur in aller Höflichkeit seine kleinen Erpressungen en können. — Und da ich durch gute Organisation jedenfalls als erster chlimme Zeitung erfahren werde, kann ich davon so geschickten Gebrauch en, daß mir auch die burgundischen Herren meine persönliche Unschuld n werden." — Er kniff die Augen zusammen. — „Man weiß ja in Europa,

daß der König von Frankreich seine dunkelsten Wege gerne allein geht. Jetzt begreifen Sie alles, Meister."

Oliver antwortete nicht gleich und ging nachdenklich hin und her. staunte über das Genie dieses purpurtragenden Judas; er staunte aber a über sich selbst, daß sein Wille niemals sich jenem zugesellte, so weit er d schon mit ihm gegangen war. — Ist die Entscheidung noch immer nicht fallen? fragte er sich; weiß ich immer noch nicht, wen ich verurteilt habe? ich wahrhaftig vom Valois besessen? Soll ich seine Tat vergessen? Soll kläglich Entschuldigung suchen oder Zweifel konstruieren? — Er biß auf die Lippen; er wußte, wenn er jetzt umkehrte, war er an den stärke Dämon verloren. — — Und doch ...

Sein Hirn arbeitete gegen seinen Willen mit der Enthüllung des Kardi wie mit dem erlauschten Geheimnis eines Feindes; er tastete den schein vollkommenen und gegen jeden Hieb des Zufalls gepanzerten Plan n Einbruchstellen, nach Lücken, nach Sprengpunkten ab; er umschlich ihn besann die Griffe, um ihn gegen Balue umzustülpen, um mit ihm wie einem Hebel den Urheber zu Fall bringen zu können. — — Warum n warum nur? Was sollte die zwölfte Stunde noch in ihrem Schlag aufgeha werden? Warum denn wollte er dem König nicht vorher, nicht jetzt n gestehen, welche Zeit es sei?

Oliver beantwortete sich die Fragen nicht, er zwang sich auch nicht Entscheidung auf, weil der hellsichtige Instinkt schon das Sinnvolle in se eigenen innerlichen Unklarheit einsah. Und er sagte dem Kardinal nicht Naheliegende und sich auf die Zunge drängende: daß der Plan für ihn, Necker, schwerlich ein Unschuldsbeweis sein würde, weil er selber dem K auf die Lütticher Gefahr aufmerksam gemacht habe und weil er sogar Auftrag habe, sich persönlich um die Sicherung der Lage in der Stadt zu kümmern; daß er also eine klare Verantwortung trage und schon — da die Wahrheit verschweigen oder verfälschen müsse, um den König in Löwenhöhle zu locken — mit der einbrechenden Katastrophe von Lud als Hochverräter entlarvt sei. — Er antwortete nur:

„Ja, Eminenz, jetzt begreife ich alles." —

Er verließ das Haus des Kardinals, das im Areal des Notre-Dame-Klos lag. Sein Quartier war in des Königs Hotel des Tournelles, nahe der Bas Saint-Antonie; denn Ludwig zog das kleine Schloß dem Palais Royal, zudem dem Parlament als Sitz diente, für seine meist nur kurzen Residen in Paris vor und bestimmte es auch zur Unterkunft für die Mitglieder se Hofes.

Oliver wußte, daß Herr de Beaune auf ihn wartete und für ihn Nachric vom König, vielleicht auch von Anne hatte. Er eilte über den Pont-a Oiseaux, auf dem die Vogelhändler ihre lärmende, zwitschernde, flatter Ware anpriesen; er wandte sich nach rechts in die Richtung auf den Ten und bedachte, der Menschen und des Straßenlärms nicht achtend, daß wenigen Grüße, die bisher die Neckerin ihm durch den Kurier gesandt h von einem merkwürdig gleichgebliebenen, sicheren und nicht befled

hüt zu zeugen schienen. Kam nicht von hier aus die Ungewißheit über
— Er schritt unwillkürlich schneller aus, als könnte die nächste Stunde
Klarheit bringen. —

ean de Beaune war schon zur Rückreise gerüstet. Ein wenig beengt und
zatmig durch das Panzerhemd, das er unter dem Wams trug, berichtete
daß der König in den nächsten Tagen Amboise verlasse, um in Com-
gne auf Balues Rückkehr zu warten. — Sein dickes Gesicht faltete sich zur
mütigen Grimasse: der König sei bester Laune und zuversichtlicher
mmung, und er — Jean de Beaune — könne gewiß seine gute Laune
tehen, viel weniger aber — und er verzog das Gesicht, als tränke er sauren
n — die Freude an dieser höchst problematischen Expedition, die ihm
önlich durchaus nicht gefalle; und der König schickte seinem Ersten
nmerer dieses Handschreiben.

Die Majestät ist in bester Laune", murmelte Oliver und entsiegelte das
ett. Es waren wenige Zeilen: die Unterredung mit Burgund sei durch die
te Entwicklung der Dinge von größter Wichtigkeit und nicht mehr auf-
ebbar, da er sich zu allem anderen auch vergewissert habe, daß dem Herrn
nz von der Bretagne nur die Aussicht auf die burgundische Hilfe den
ken steife und daß er in dem Augenblick klein beigebe, in dem er von
Zusammenkunft hören werde. Er hoffe sogar, schon mit dem Sonder-
den in der Tasche seinen Besuch machen zu können. Und das bedeute die
prengung des Bretonen von Burgund. Eine Reise Olivers nach Lüttich
ne nicht mehr, aus Mangel an Zeit und gewiß auch an Dringlichkeit. Er
sich mit Balue ins herzogliche Hauptquartier zu begeben und Augen
Ohren offen zu halten. — Der letzte Satz aber war sehr seltsam und
ermittelt den nüchternen Anweisungen hinzugefügt: „Mein Freund, der
sch ist wahrhaftig viel seltener durch Plan, Willen oder Veranlagung
oder gut, als durch den Stoß der hastigen Sekunde; — so wollen wir
niemals unbedachtsam verurteilen noch gar meinen, einander zu tiefst
kennen."

liver schloß in einem Wirbel zwiespältiger Empfindungen die Augen.
sollte er diesen Satz auffassen? Und wie durfte er — meinte er Grund
Freude zu haben — es zulassen, daß der König in sein Verderben
ne. — Absonderlich auch, daß Ludwig selber den einzigen Schein zerriß,
eine Schuld des Neckers würde verraten können: Lüttich. Gewiß lohnte
t mehr die Reise: nicht nur aus Zeitmangel, sondern wegen der Unmög-
keit, die Lawine aufzuhalten; aber jetzt, durch dieses ausdrückliche Ver-
war er, Oliver, entlastet. — Was gefiel es dem Schicksal, das ungeheure
l so leicht zu machen? — Der Necker schüttelte den Kopf.

Meister", sagte Beaune mit seinem fetten Lachen, „Sie machen ein Ge-
, als ob die Majestät Ihnen ein Rätsel aufgegeben habe. — Ich gestehe
en, auch mir ist seine Reiselust rätselhaft."

Vielleicht gibt er uns gerne Rätsel auf", lächelte Oliver; „doch was
nt meine Frau Anne, Seigneur?"

er Hofmann hob diskret die Brauen.

„Ich sah sie nicht oft", sagte er geschmeidig; „doch mir scheint, es g
ihr so gut, wie es der Königin von Frankreich nicht oft gegangen ist."
Oliver fühlte das Blut in den Kopf dringen und er wandte sich ab,
dem anderen seine Erregung nicht zu verraten.
„Wollen auch Sie mir Rätsel aufgeben, Seigneur?" fragte er mit
zwungener Heiterkeit.
Jean de Beaune sah ihn verwundert an.
„Ich spreche in Rätseln, lieber Meister? — Nun, dieses Rätsels Lös
kann ich Ihnen sagen, wenn Sie sie in Wahrheit noch nicht wissen."
„Gewiß weiß ich sie!" schrie Oliver mit verzerrtem Gesicht —
lachte plump.
„Nun also", staunte Beaune. „Und ich selber brachte sie am Tag I
Abreise in das bewußte Kabinett im Turm, und sie sah wahrlich schön
und duftete nach Eau des Anges und war guter Dinge, wie es sich geziemt
Und der König ist seither in bester Laune. — — Was lachen Sie denn
Necker?"
Oliver lachte in kurzen heiseren Tönen, sich in den Hüften biegend,
wühlte in seinem Haar mit beiden Händen.
„Der König ist in bester Laune!"
Plötzlich wurde er still und sein Gesicht erstarrte unter der Kälte,
Herz und Hirn gepackt hatte.
„Seigneur", sagte er ernst und höflich, „grüßen Sie die Königin Anne
vermelden Sie der Majestät meine Ergebenheit und meine Überzeug
daß wir auf gutem Wege gehen." —
Das herzogliche Hauptquartier war in Péronne. Der Kardinal und Oli
dessen Beglaubigungsschreiben auf den Namen Le Mauvais lautete und
sich die Haare mittels eines Destillates aus Alkannawurzeln dunkel gef
hatte, um sich vor gentischen Augen zu schützen, trafen in St. Quentin
Konnetabel Saint-Pol, einen vierzigjährigen Mann von herkulischem Kö
und edlem Gesicht. Der Graf hatte von dem neuen Favoriten des Kö
bereits allerlei gehört, behandelte ihn mit unverhohlenem Mißtrauen
voll tiefer Abneigung. Er änderte seine Haltung auch nicht, als Balue
zu verstehen gab, daß in dem Kämmerer ein sehr wertvoller Verbünd
gewonnen sei, und wollte sich nicht dazu verstehen, in Olivers Gegenw
über den Stand der Dinge zu berichten. — So werde wohl der König
nach Péronne kommen, sagte der Necker kurz. Der Kardinal beschwor
Konnetabel, nicht um einer Laune willen das ganze Unternehmen zu
fährden. — Es sei keine Laune, entgegnete Saint-Pol grob; er habe n
gegen die ehrsame Zunft der Barbiere, aber sie mögen beim Bartsch
bleiben. Oliver sah ihn an.
„Ich bin gern bereit, Sie zu rasieren, Herr Graf", sagte er spöttisch.
„Mir scheint", sprach der Konnetabel und drehte ihm den Rücken,
sind noch eher bereit, mir die Kehle abzuschneiden." — Er wandte sic
Balue: „Was lassen Sie die kleinen Spieler ans große Spiel, Eminenz?"
„Beim Blute Christi!" polterte Balue, „dieser kleine Spieler hatte s

re Trümpfe in der Tasche, ehe ich ihn kannte! Seien Sie vernünftig, , und freuen Sie sich des guten Schicksals, das ihn auf unsere Seite hte. Der Kämmerer hat nicht weniger Grund, den König zu hassen, als nd ich."

liver lachte häßlich.

Oh, Monsignore!" rief er, „lassen Sie die Gründe! Denn sonst wäre Bartscher dem Konnetabel und dem Kardinal gar in der Moral über- ."

int-Pol fuhr auf: was er damit sagen wolle. Oliver erwiderte mit ge- m Blick:

Daß Sie nicht die Motive des kleinen Spielers verachten sollen, Herr . Daß das Rasiermesser eine ehrliche und das Konnetabelschwert eine rliche Waffe sein kann, je nach den Gründen, um derentwillen man sich bedient."

int-Pol sah ihn verwundert an; dann machte er eine kurze erledigende gung mit der Hand und berichtete unvermittelt über die Lage in Lüttich. von Wildt stände mit seinen Leuten abmarschbereit in den Ardennen warte auf seine, des Konnetabels, Order. In dem Augenblick, in dem das Bistum einrücke, würden die Lütticher, die in enger Verbindung mit ständen, sich erheben, den Bischof, den herzoglichen Statthalter und e mißliebige Prälaten und Beamte gefangensetzen, die burgundische ison verjagen und dann zusammen mit den Landsknechten gegen die anter Grenze vorrücken.

Wieviel Tage rechnen Sie von der Ausgabe Ihres Befehls bis zum derhall der Ereignisse in Péronne, Herr Graf?" fragte Oliver.

twa sechs Tage."

o müssen Sie also schon die Order erlassen, bevor der König in Péronne ifft?"

edenfalls", antwortete Saint-Pol etwas zögernd und sah den Kardinal Balue beruhigte lächelnd:

Der Kämmerer ist durchaus informiert, Saint-Pol, und hat bei der wich- Aufgabe, die ihm zufällt, zu fragen ein Recht. — Sie können den nl geben, meine ich, wenn der König von Compiègne aufbricht. Sie en ja auch damit rechnen, daß er Sie in letzter Stunde noch in die Suite mandiert."

ch hoffe es nicht", erwiderte der Konnetabel, „es wäre weder für unsere gut, die uneingeschränkte Beobachtung der Geschehnisse und Ihre ver- che Benachrichtigung verlangt, noch möchte im Augenblick meine Gegen- dem Herzog sonderlich behagen. Ich würde die Lage komplizieren, da und mich aus der Freundschaft entlassen hat, seitdem ich dem Valois . Mir wäre es lieber, ich bliebe der Begegnung fern."

ch werde sehen, was sich tun läßt", murmelte Oliver; „zudem könnte ja ein künstliches Echo erzeugen, wenn das natürliche auf sich warten sollte."

r Konnetabel betrachtete ihn aufmerksam.

„Wahrhaftig", sagte er, „Sie scheinen mir kein ungeübter Spieler. Sie
zeihen meine ersten Zweifel, Herr."

„Gewiß, Seigneur", sagte Oliver mit unbestimmtem Lächeln, „zu f
Zweifel sind besser als zu späte." —

Wieder arbeitete sein Hirn mit ganz bewußter Parteilichkeit. S
während des Gesprächs hatte er mit heimlichem Schauder hinter se
eigenen Fragen den nicht erschütterten Willen zur Gegenarbeit entde
Jetzt, als er den Mechanismus der Balueschen Verschwörung unverhüllt
wollte auch der beleidigte, auch der rächende Mensch in ihm erkennen,
er die persönliche Kränkung nicht mit einer Strafe von solcher politis
Wirkung zu vergelten das Recht habe. Er zwang sich zu einem Kompro
um sich nicht eingestehen zu müssen, daß er von Ludwig besessen sei,
zwungen und fast eingesogen von seiner Dämonie. Er müsse, formuliert
das Leben des Königs schützen, indem er die Lütticher Sprengwirkung
schwäche; er wolle sich nur einen Entlastungszeugen für Ludwig besch
— sonst nichts, sonst gewiß nichts. Die Dinge mögen dann ihren
nehmen. —

Er begab sich in die Stadt, gefolgt von Daniel Bart, und suchte in
bestimmten Herberge den Bruder Fradin auf, der auf sein Geheiß un
fällig der Legation gefolgt war. Er trug ihm auf, sich noch am gleichen
auf den Weg nach Lüttich zu machen, dort den Herrn Pieter Heuribl
Steuereinnehmer des Herzogs, aufzusuchen und ihm zu sagen: ein
Genter Gevatter, dem er viel zu verdanken habe, bedeute ihm aus
Kenntnis der Dinge, daß die Lütticher in wenigen Tagen den Bischof,
Statthalter und höhere Beamte, darunter auch ihn, gefangen setzen wer
er solle nicht versuchen, die Bedrohten in Sicherheit zu bringen; denn
Rebellen würden zum mindesten den Bischof und den Statthalter kaum
der Stadt lassen und um so früher losschlagen. Er solle sich des Mör
Führung anvertrauen, der, ein Agent Burgunds, ihn unversehrt aus der
fahrenzone bringen werde. Der alte Gevatter verlange nur einen Dank:
burgundischen Regierung zu versichern, daß hinter der neuen Bewegung
der französische König, sondern deutsche Triebkräfte ständen. Die E
nisse würden ihm recht geben. Wenn er aber anders aussage, hole ihn
Teufel, den er kenne.

„Du bringst ihn dann nach Péronne", schloß Oliver; „aber du führst
nicht eher zu Crèvecoeur, bis ich es dich wissen lasse. Du sorgst auch d
daß er mich nicht zu Gesicht bekommt noch über meine Stellung und T
keit sich Auskunft verschafft."

„Aber wenn ich den Mann nicht finde oder aus irgendeinem Grund
beeinflussen kann?" fragte der Frater.

„Dann kommst du allein nach Péronne." —

Die Legation verließ die Stadt, folgte dem Lauf der Somme und pass
zwischen den Ortschaften Eclusier-Baux und Cappy die burgundischen
posten. In Péronne wurde sie mit gemessener Höflichkeit empfangen;
Kardinal meldete in feierlicher Audienz dem Herzog den Besuch des K

ler als Vetter und Freund mit Herrn Burgund die schwebenden Streit-
en besprechen und zu einem dauerhaften Frieden kommen wolle. Das
ne Gesicht des Herzogs blieb unbeweglich und undurchdringlich wie
Maske. Der alte Kanzler Crèvecoeur antwortete für ihn kalte, zere-
löse Sätze des Dankes, Versicherungen ehrenvollen Empfanges und ge-
ender Gastfreundschaft. Der Herzog stand auf; das faltige Wams aus
arzem Samt, das den schlanken Hals frei ließ und dessen Puffärmel die
ltern ungeheuerlich breit machten, umklammerte eng die schmalen Hüf-
und blähte dann wieder die Schöße wie einen kurzen Reifrock über den
etenschenkeln; er trug keinen anderen Schmuck als die schwergliedrige
e des Goldenen Vließes. Die jähzornigen Nasenflügel bebten ein wenig,
r mit häßlich scharfer Stimme fragte:
Verlangt der Allerchristlichste König von uns keinen Freibrief für die
rheit seines Kommens und Gehens?"
er Kardinal machte eine würdige Geste der Abwehr.
Mein hoher Herr legt Wert darauf, sich der Obhut und Gastfreundschaft
r Hoheit ohne Garantien anzuvertrauen, und wird auch ohne seine
le erscheinen."
as ist dieser Priester für ein genialer Schuft und was sind diese Men-
für bewunderungswerte Heuchler! dachte Oliver und betrachtete den
lichen Ernst der Gesichter. Herr Burgund hob verabschiedend die
d. —
s die Nacht gekommen war, fand sich der Graf de Crèvecoeur, nur von
m Adjutanten Melchior van Busleyden begleitet, im Quartier der Lega-
en. Der Kardinal, der den burgundischen Kanzler erwartete, hatte es
mal nach der Erfahrung mit Saint-Pol — für taktisch falsch gehalten,
den Kämmerer als Eingeweihten vorzustellen; er sei besser, die offizielle
ung wenigstens durch einen Delegierten zu bewahren, um nicht unnötige
fel an dem Ernst der Aktion oder an der Zuverlässigkeit der Balueschen
ode hervorzurufen; er werde also mit dem Kanzler unter vier Augen
hen, überdies nur kurz: einige Worte über des Königs Programm und
die Art, sich gegen seine gefährliche Dialektik zu behaupten. — Oliver
es zufrieden; denn er wußte, daß die Dinge schon ein wenig außerhalb
Berechnung Balues lagen und daß der Kardinal im heimlichen Gespräch
heidungen unvermuteter Art nicht mehr veranlassen konnte. — Ich
e ihm die Freude, sich über seine Honorierung auszulassen, dachte er;
erde vielleicht meine Zeit nützen können.
saß er mit Crèvecoeurs Begleiter, an dessen Aussprache er den Nord-
nter erkannte, in einem Nebenzimmer und merkte bald, daß jener
ei aus ihm heraushorchen wollte. Er gab seinen Antworten eine gewisse
re und geschwätzige Ehrlichkeit; er sprach von dem Vertrauen, das der
inal bei seinem Herrn genoß, von Ludwigs lauterer Absicht, zwischen
eiden Staaten die Atmosphäre des Mißtrauens und der Feindseligkeit
eseitigen und zu einem dauerhaften Frieden zu kommen.
Operiert das französische Heer noch in der Bretagne?" fragte der andere.

„Gewiß", beeilte sich Oliver zu antworten, „und mein königlicher H
wird Ihnen wohl die Unzuverlässigkeit dieses Bundesgenossen bewe
können."

„Darf ich fragen: inwiefern?"

„Ich glaube", sagte Oliver mit dem Lächeln eines Tölpels, „durch
Sonderfrieden, den er vielleicht schon in der Tasche trägt."

„Soso", sagte Busleyden leichthin. „Und wird Graf Dammartin den K
begleiten?"

„Der Großmeister kommandiert das Heer und wird nicht abkömmlich s

„Gewiß, gewiß, das ist zu verstehen. Und der Konnetabel wird siche
auch nicht im Gefolge des Königs sein können?"

„Graf Saint-Pol wird kommen", sagte Oliver mit Entschiedenheit, „s
um ihm, dem einstigen Feldhauptmann Burgunds, Gelegenheit zu ge
seine Lauterkeit nach beiden Seiten hin zu beweisen, als Konnetabel
Königs und als früherer Waffenbruder des Herzogs; er soll gleichsam
verbindende Symbol zwischen den beiden darstellen."

Der Brabanter betrachtete ihn aufmerksam, die Brauen in leisem S
gehoben.

„Sie sind trefflich informiert, Herr Kämmerer, und dabei von einer ide
Art, die wir bisher bei der näheren Umgebung des Königs nicht verm
konnten. Aber warum kam dann der Konnetabel, der doch in der Näh
nicht schon mit dem Kardinal und mit Ihnen?"

Der Necker wiegte bedächtig den Kopf.

„Sehen Sie, Chevalier", sprach er bedeutsam, „ich könnte Ihnen d
oder jenes zur Antwort geben: daß er keine Order hatte oder keine
oder keine Lust. Aber ich will Ihnen die Wahrheit sagen, einzig und a
aus dem Grunde, weil ich mit dieser Wahrheit — weil ich immer mit
Wahrheit meinem königlichen Herrn am besten diene, und weil ich
dienen will mit raedt en daet, met doodt en bloodt . . ."

„Sie sind Flame!" rief der andere überrascht. Oliver lächelte.

„Wir wollen sagen: ich spreche flämisch und ich kenne Flandern. — A
lassen Sie mich fortfahren: der Konnetabel beobachtet auf des Königs Ge
die Entwicklung der Lage in Lüttich . . ."

„Lüttich . . ." wiederholte der Offizier leise, mit verhaltener Erregun

„Ja", flüsterte Oliver, „ich gestehe Ihnen, Seigneur, Lüttich ist des Kö
größte Sorge; denn es ist die Quelle des herzoglichen Mißtrauens.
wissen wie Sie, daß der Vulkan wieder arbeitet. Mein königlicher Herr
Ihnen durch seine Anwesenheit zu solcher Zeit und durch die Untersuchu
des Konnetabels beweisen, daß er der Bewegung fernsteht, daß er sie
urteilt. Er wird den Verdacht, daß er in des Herzogs Städten Aufruhr st
für alle Zeiten zerstreuen! — Glauben Sie denn, er begäbe sich in die
walt Burgunds, wenn er zur gleichen Zeit eine neue Rebellion in Lü
inszeniert? Er kommt, weil er unschuldig ist und seine Unschuld bew
will. — Ich weiß es gut; denn ich bearbeite bei ihm die flandrischen
gelegenheiten. Ich . . ."

Türen öffneten sich. Der Kanzler und Balue kamen mit freundlichen
ntern und höflichen Worten.

zurückeilende Gesandtschaft traf in St. Quentin Kuriere des Königs,
eldeten, daß der ungeduldige Monarch Compiègne verlassen habe und
s in Royon auf sie warte. Es war der sechste Oktober. Balue ließ den
etabel wissen, daß Ludwig aller Voraussicht nach Péronne in drei Tagen
en werde; die Marschorder an Herrn von Wildt sei also sofort zu
. Oliver fühlte eine tiefe, wühlende Erregung, je näher sie der kleinen
nahe der Pikardischen Grenze kamen. Er scheute den Anblick des
gs und ersehnte ihn zugleich. Die Gegensätze in ihm selber, die er kaum
f und die das kaum begreifliche Hin und Her seiner intriganten Arbeit
Gegenarbeit verursacht hatten, bangten vor der Entscheidung nach der
oder anderen Seite; aber er war es auch müde, sein Gewissen abzu-
en, wie schwer es belastet sei. Es verlangte ihn nach Klarheit, nach ge-
Abrechnung, — Maß für Maß und Schuld für Schuld. Er hoffte ins-
n, Annes Liebhaber zu finden, den Menschen mit dem wachen Gewissen,
enes merkwürdige Postskriptum geformt zu haben schien, er hoffte es,
ch mit einem Hieb von ihm abtrennen zu können, um die wirre Nei-
abzustreifen, frei und kalt zu werden und seinen Weg zu gehen.
er er fand nur den politischen Menschen, den großen Spieler und Be-
r. Er hörte kein Wort von Anne, kein Wort über die gemeinsamen
ungen ihrer Gefühle. Er sah nicht einmal Ludwigs Augen in ihrer
dringenden und eindrängenden Gewalt auf sich gerichtet. — Er suchte
t rücksichtsloser, fast gehässiger Weise selber die Gefahr.
es im Sinne Eurer Majestät", fragte er in einem der seltenen Augen-
, in dem er mit dem König allein war, „daß die Eminenz auf einen
ief des Herzogs verzichtet hat?"
, gewiß", antwortete Ludwig, flüchtig aufsehend, „das war eine ge-
e Geste." —
ver schwieg bedrückt. Er suchte nach Gründen für die Entfremdung
en seinem und des Königs Geist; — er erschrak, weil es ihm war, als
der andere ihm unverständlich oder sogar unheimlich schien, während
Ludwig vielleicht leichter durchschaut werden konnte als je. Er fühlte
daß des Königs Abwehr gegen die frühere Vertrautheit nicht unbewußt
fer des großen politischen Geschäftes geschah, sondern mit einer Ab-
die endweder durch ein bestimmtes Erlebnis während seiner Abwesen-
der durch die Vorahnung seines Verrates entstanden war. —
kamen am Abend des achten Oktober nach St. Quentin. Oliver hatte
nd der ganzen Reise vergeblich versucht, den König allein zu sprechen,
n von der Notwendigkeit zu überzeugen, den Konnetabel nach Péronne
nehmen; doch der Kardinal und der Herzog von Bourbon, des Königs
ger, der als einziger Dynast dem ziemlich kärglichen Gefolge Glanz
leihen hatte, wichen nicht von Ludwigs Seite. Herr Tristan, der neben
ritt und ihn beobachtet hatte, sagte mit seinem abgründigen Spott:

„Sie sind doch eine eifersüchtige Natur, Meister, wie mir scheint. Gö
Sie doch den beiden die Majestät als Mitte. Die Liebe des Herrn bleil
für Sie reserviert, für Sie und für Ihre ..."

„Bei Ihren Galgen, Herr Tristan!" unterbrach Oliver scharf; „hänge
Ihre Späße an ihnen auf: sie sind schlecht. — Und hängen Sie von mi
diese beiden Schwätzer dazu, die mich wahrhaftig daran hindern, des K
Unvorsichtigkeiten einigermaßen zu korrigieren."

„Hoho! Sieur Le Mauvais", lachte der Profos, „große Herren köpft
Das sollten Sie wissen. Und Geschwätzigkeiten sind zuweilen zwa
reichende Gründe, aber Korrekturen an Königen manchmal auch. Lasse
die Majestät nur unvorsichtig sein, wenn es ihr beliebt."

„Den Schaden haben wir doch zu tragen", fügte neben ihm Jean de Be
mürrisch hinzu, „und ich verstehe Ihre schlechte Laune, Meister Oliver;
auch mir gefällt dieser Ausflug wenig, wie Sie wissen."

Der Necker schwieg. — Vor dem Tor der Stadt wurde der König
dem Konnetabel und dem Magistrat empfangen. Ludwig, der Zereme
nicht liebte, ließ nur einen kurzen Aufenthalt zu und winkte den G
Saint-Pol an seine Seite. Oliver verstand es, sich nahe genug zu halte
dem Gespräch der beiden einigermaßen folgen zu können. Der König
daß er am nächsten Tage in Péronne eintreffen wolle.

„Eure Majestät befehlen wohl nicht, daß ich bei meiner augenblickl
Stellung zum Herzog mich der Suite anschließe?" fragte der Konnetab

Oliver spornte sein Pferd und zügelte es sogleich, so daß es in die
stieg. Der König und die Herren neben ihm wandten sich um. Der M
drängte sich wie zufällig zwischen Ludwig und Saint-Pol.

„Verzeihen Sie die Störung, Sire", sagte er und sah den König an;
nahm er sein Pferd zurück. Ludwig lächelte flüchtig. Der Kardinal sag
wenig hastig:

„Nach den Eindrücken, die ich in Péronne empfing, Sire, halte ich e
besser, wenn der Herr Konnetabel der Begegnung fern bleibt. Der M
Oliver dürfte mich darin unterstützen."

Wieder wandte sich der König um, wieder sah er den gleichen Blic
Neckers, der devot flüsterte:

„Ich kann Seiner Eminenz durchaus nicht widersprechen."

Wieder lächelte der König; dann sagte er nach kurzem Überlegen:

„Ich werde darüber nachdenken, Saint-Pol, und Ihnen morgen frü
scheid geben."

Der Konnetabel sprach mit einem Anflug von Unwillen:

„Mit Verlaub, Sire, alle Gründe sprechen gegen meine Teilnahme a
Zusammenkunft und keiner dafür. So wäre ich Ihnen für eine rasche
scheidung wohl dankbar, zumal ich die Absicht hatte, schon zur Nac
Urlaub zu bitten und in meinen Standort zurückzukehren."

Ludwig hob etwas die Stimme:

„Sie werden sich bis morgen früh gedulden müssen, Herr Konnetabe
Die Fackelträger an der Spitze des Zuges erreichten jetzt das Stad

Quartier des Königs, und beleuchteten das Portal und ein Stück seiner
tigen gotischen Fassade. Die Kavalkade machte halt; der König sprang
und ohne Olivers Hilfe abzuwarten vom Pferd. Er verabschiedete mit
en Worten die Herren des städtischen Ehrengeleits und im inneren Hof
Bourbon, Saint-Pol und Balue, seine Müdigkeit betonend, und folgte
Oliver, dem Profos und Jean de Beaune dem führenden Stadtkämmerer
e für ihn bestimmten Prunkräume. Er ließ für sich und die drei Ver-
en einen kalten Imbiß bringen, willens, sich bald zur Ruhe zu begeben,
eine bestimmte Gereiztheit nicht mehr verbergend.

ch die anderen zeigten ernste Mienen: L'Hermite aus seiner Art Takt
aus seiner feinen Witterung für kriminelle Überraschungen, Beaune aus
hter Laune, der Necker aus plötzlicher Angst vor seinem eigenen Werk,
ich selber. Wahrhaftig, er fürchtete in jäher Hilflosigkeit, nein, in einer
wieder auflodernden Liebe zum König, zu jeder Falte seines häßlichen
hts, zu jedem Gedanken hinter seiner arbeitenden Stirn, in dem voll-
ligen und ausschließlichen Gefühl der eigenen Zugehörigkeit zu diesem
men Kreis, Menschteilen des dämonischen und majestätischen Willens,
fürchtete die Lawine, die er ins Rollen gebracht hatte; und er fürchtete
elbst, weil er wußte, daß seine harte Lebensenergie sich nicht würde mit
verschütten lassen. — So sage es jetzt! bedrängte er sich; sprich jetzt!
t noch Zeit, die letzte Zeit! Demütige dich; denn du hast dich schon
tigen wollen, als du dir erlaubtest, für den König so etwas wie mil-
de Umstände zu schaffen; erkenne, daß du von diesem Stärkeren nicht
mmst! Und wenn er deine Seele hat: warum soll er nicht dann auch
Anne haben? Sprich! sprich! sprich! — — Doch die Lippen preßten sich
nmen, daß sie weiß wurden. — — Und er sah des Königs schweren
auf sich gerichtet, den aufreißenden, den allwissenden Blick ...

u bist schweigsam geworden, Oliver", sagte Ludwig langsam; dann
chtete er die beiden anderen; „zum Teufel, ihr auch, Compères! Was
ickt euch?"

éronne", sagte Jean de Beaune, als antwortete er für alle.

ei der heiligen Jungfrau!" lachte der König, „du läutest den Namen
in Totenglöckchen!"

re!" schrie Oliver auf, mit wirren Augen ihn anstarrend; doch er sprach
mehr. Ludwig hob, ernst geworden, die Brauen. Herr Tristan flüsterte:
atet der Teufel, den Teufel nicht an die Wand zu malen?"

r König fragte laut und streng:

Was ratet Le Mauvais? denn er hat einen Rat für mich: er oder sein
."

ver faßte sich.

er Konnetabel muß in Ihrem Gefolge bleiben, Sire", sagte er entschlossen.

as hat mir bereits dein Pferd verraten", meinte Ludwig mit leisem
; „aber jetzt sage mir die Gründe."

gibt zwei Gründe", erwiderte Oliver; „der erste ist, daß man ihn sehr
in Péronne erwartet, gleichsam als Gradmesser für Euer Majestät guten

Willen oder gar als Friedensemblem — der Kardinal irrt sich also; aber ist der schwächere Grund." — Er unterbrach sich einen Augenblick. — „ zweite und wichtigere ist, daß der Konnetabel sich offensichtlich dag sträubt."

Der König sah ihn verwundert und mißtrauisch an.

„Oliver", sagte er schließlich, „da ist ein Widerspruch: wenn du w daß Burgund ihn erwartet und sogar gerne sieht — und selbst, wenn Sa Pol es nicht weiß —, dürfte sein Sträuben nicht der stärkere Grund s

„Mit Verlaub, Sire", wandte Tristan höflich ein, „warum nicht? Denn Konnetabel sträubt sich gewiß nicht gegen das Friedensemblem, son gegen ein gegensätzliches Sinnbild, das er vielleicht in den Bereich s Überlegung gezogen hat. — Ich meine, er weiß von sich ohne allzuviel bildung, daß er in besagter Antithese eine prächtige Geisel abgeben kön

„Hoho, Gevatter Profos!" rief Ludwig unwillig, „gelüstet es auch mir etwas vorzuunken? — Und was sagst du zu deinem Fürsprech, Oliv

„Herr Tristan ist ein sehr kluger Mann", entgegnete der Meister e „Und es scheint mir gut, daß er auch den Mut hat, Eurer Majestät erst liche Zuversichtlichkeit auf den bei politischen Spekulationen immer lichen Rückschlag aufmerksam zu machen." — Er dämpfte die Stimme sprach die Worte fast unbeholfen, fast mit Überwindung: „Saint-Pol vielleicht noch mehr, noch konkretere Gründe für seine Scheu, — man es immerhin vermuten, man muß damit rechnen . . ."

„Und Balue?" unterbrach der König sehr erregt und sah ihn wieder s an; „irrt er sich auch noch in anderem?"

Olivers Stimme flatterte ein wenig.

„Der Kardinal ist nur ein Mensch und befangen zudem in einer besti ten Vorstellung."

„Und du, Oliver? — Klangen nicht deine Nachrichten anders?" —

Es herrschte Stille durch ein paar Sekunden. Dann antwortete der N sehr leise:

„Vergeben Sie mir, Sire; — aber klangen nicht auch manche Ihrer W an mich anders? — Wir alle sind doch wohl Menschen, die irren können

Ludwig sank ein wenig in sich zusammen und blickte ins Leere; dann ein schönes reines Lächeln über seine Lippen.

„Gewiß, mein Freund", sprach er gültig, „so wollen wir uns niemal bedachtsam verurteilen noch gar meinen, uns zutiefst zu kennen. — D eine Wiederholung, Oliver, nicht wahr? Und sie soll nicht anders kli denn ich für meine Person bin mir bisher keines Irrtums bewußt."

Er wandte dem Meister wieder das Gesicht zu.

„Oliver, auch nicht vieler Schuld; — sie ist manchmal dem Irrtum be bart. — Mehr habe ich nicht zu sagen, mein Freund. Aber du hast etwas zu sagen."

Der Necker hatte in heftiger Bewegung die Finger ineinander verkra Er kämpfte einen schweren Kampf. Plötzlich sagte er laut und hastig:

ehen Sie morgen noch nicht nach Péronne, Sire! Warten Sie noch eine
ne! Warten Sie noch fünf Tage!"
r König hob erstaunt den Kopf.
Warum, Oliver, was sollte es für einen Sinn haben?"
ch Herr Tristan und Jean de Beaune zeigten gespannte Gesichter.
licht wahr, Necker", rief der Schatzmeister, „auch Sie ahnen nichts
s!"
h traue den Lüttichern nicht", sagte Oliver erregt; „ich habe auf eigene
einen Agenten hingeschickt, Sire. — Warten Sie, bis er zurück ist!"
r König schüttelte den Kopf.
Das ist unmöglich, Oliver. Der König von Frankreich bleibt nicht wegen
Schimäre drei Meilen vor dem Ziel stecken. Ich darf mich am aller-
gsten vor Burgund lächerlich machen. Ich darf ihm am allerwenigsten
o tölpische Art meine verwundbare Ferse hinstrecken. Ich will ihn nicht
rauisch machen und mir alles verderben. — Und vor allem: ich muß
hm gesprochen haben, ehe es dem Herrn von der Bretagne gelingt, mit
wieder in Verbindung zu kommen."
erhob sich.
Nein, Oliver, wenn ich mich auch über deine Besorgtheit freuen kann
nd über eure, gute Gevattern —, und wenn ich dich und euch, Tristan
Jean, gerne und schon jetzt von jeder Verantwortung für das Kom-
le freispreche: die Begegnung ist zu wichtig und zu dringend, als daß
e auch nur um eine Stunde hinauszögerte. — Komm, Oliver."
Und wenn man Sie in eine Falle lockt, Sire?" fragte Jean de Beaune grob.
r König war schon in der Tür und drehte sich um. Er sprach hochmütig:
Dann bedauere ich die Fallensteller und auch Herrn Tristan um seine
Arbeit. — Jetzt komm, Oliver. — Wie blaß du bist!"
r Necker zwang sich zu einem Lächeln und folgte ihm in den Schlaf-
. Er half ihm beim Auskleiden mit der fahrigen Hantierung des Men-
, der nicht bei der Sache ist.
Wie blaß du bist!" sagte Ludwig wieder. „Hat es dich gekränkt, daß ich
Augenblick annahm, du schwiegest oder sprächest je nach dem Vor-
ensein oder Nichtvorhandensein meiner Schuld dir gegenüber?"
Warum soll es mich kränken?" murmelte Oliver und sah auf den Boden.
warum nahmen Sie es nur einen Augenblick an, Sire?"
liver!" rief der König erschreckt, „was willst du damit sagen?"
r Necker hob den Blick auf.
aß wir doch wohl Menschen sind und wie Menschen leiden", flüsterte
„und daß ich doch zweifeln muß, ob der König das kleine Menschen-
icht übersieht und die kleine Schuld mitrechnet."
dwig betrachtete ihn lange und sein Auge wurde hart.
enn du zu zweifeln wagst, Freund, zweifelst du mit Recht", sagte er
— „Und reut dich jetzt deine Sorge um meine schuldige Person?"
ver umklammerte seine Hand und beugte sich über sie.

„Nein, Sire; denn ich muß Sie lieben!" sprach er verhalten; und sich a
richtend flehte er: „Warten Sie noch eine Woche, ich ahne Unheil!"

„Nein", sagte der König mit Bestimmtheit; „du weißt, daß es nicht m
lich ist. — Aber um dich zu beruhigen und um einer unerwünschten Lütti
Aktualität vorzubeugen, soll morgen der Konnetabel, der seine Unlust üb
winden und mit uns nach Péronne kommen wird, dem Herrn von W
sagen lassen, sich bis zu meiner Rückkehr nach Frankreich ruhig zu
halten und auch der Stadt die notwendige Zurückhaltung aufzuerlegen.
Hast du jetzt noch Einwände, Oliver?"

Der Necker sagte zögernd nein. — Er streckte sich dann auf sein La
aus und hörte bald des Königs hastiges und unregelmäßiges Schnarchen.
besann Ludwigs abgeblendete und abgedichtete, fast blinde und taube
versichtlichkeit und seinen tiefen Glauben an ihn, der nicht einmal du
Selbstverdächtigungen erschüttert zu werden schien. Die nächtliche S
machte seine Gedanken klar und ruhig. Er prüfte sich, warum er eben n
nein gesagt hatte und doch gerade willens war, zu bekennen und die K
spiration aufzudecken. — War es noch immer das Bedürfnis nach Rache
Er schloß die Augen, als hörte er die Antwort besser so. — Nein, es
etwas sehr Anderes! — Sein Herz klopfte. — Es war die Angst, den Kö
zu verlieren. Wahrhaftig, das war es! Ein Geständnis würde den Glau
an ihn vernichten; nicht nur den Glauben, auch den Sinn seines Leb
vielleicht auch sein Leben; denn Ludwig würde ihn entfernen oder n
seiner Art beseitigen lassen. — Und für eine unpersönliche, gleichsam a
liche Aufdeckung des Komplotts war es zu spät: der König würde bew
lose Behauptungen nicht beachten, und er, Oliver, hatte gegen Balues
geniöse Arbeit keinen anderen Beweis als sich. — Es blieb nur übrig,
Monarchen in die Löwenhöhle gehen zu lassen und ihn dann wieder her
zuhauen. — Oliver lächelte, als er bedachte, wie weit sein vom König
sessener Geist diesem Ziel schon zugearbeitet hatte. Er war besiegt, fü
er, aufgezogen, fast schon ohne Selbst — und doch: er wußte sich wi
kalten Blutes und zielsicher auf seinem Weg wie nur je. — Ihn retten!
neue starke Liebe abzwingen! Ihm unentbehrlich sein mit seinem n
Wissen um die Untergründe der Ereignisse! Seine Hand sein, sein Hirn
sein Gewissen sein! — Wahrhaftig, lachte er lautlos, wenn mich der K
hat, dann kann ich wohl auf mich verzichten! — Er hob den Kopf, er h
Ludwig nicht mehr atmen; er fühlte, daß jener die Augen offen hatte,
er sprechen würde.

„Oliver", sagte der König leise, „ich will es dir nicht vergessen, daß
mich trotz allem liebst."

Der Necker lachte lautlos; aber er tat, als schliefe er.

DER PSEUDO-DIONYS

S die Glocken der anderen Frühe Angelus läuteten, brach der König auf. Konnetabel, der sich mit dem scharfsichtigen Balue beraten zu haben en, folgte dem Befehl, sich der Suite anzuschließen, ohne ein Wort des lerspruchs oder ein Zeichen des Unwillens. Er schickte auch einen Herrn es Stabes in das Ardennenquartier des Landknechtsführers, wohl wissend, es zu dieser Stunde verlassen war, und dem Offizier mit einem Lächeln eutend, die Order des Königs den schönen und schweigsamen Eichen und ien mitzuteilen.

s war der neunte Oktober und ein Sonntag. Es war der Tag des heiligen nys von Paris, der eigenhändig seinen abgeschlagenen Kopf an die Stelle , wo er begraben zu werden wünschte; so berichtet es der milde Jakobus Voragine.

Das war ein frommer Mann und hoher Prälat wie Sie, Eminenz", lächelte wig, der in absonderlicher Laune den Kardinal an die Legende erinnerte, er sehr fern der Politik sein *Speculum Sanctorum* schreibend. — Sie sind r für das *Theatrum Mundi,* nicht wahr?"

alue nickte ein wenig unsicher mit dem Kopf. Er liebte nicht seines Herrn chleierte Ironien, zumal nicht heute. —

alter Wind jagte die Wolkenfetzen über das weite Ackerland der rdie. Zuweilen fiel Regen. Glocken läuteten in den Dörfern, die passiert den. Lagen sie nahe beisammen, dann schlugen die Töne im Wind er- nd ineinander. Manchmal klang es wie Sturmläuten. Der König war eist schweigsam. Plötzlich sagte er vor sich hin:

Mir gefällt der Tag nicht und sein Heiliger nicht."

r wandte sich wieder an den Kardinal, mit peinlichem Lächeln:

Ob ich wohl kanonisiert werde, Eminenz, wenn ich jetzt, noch den Kopf den Schultern, meiner Grabstätte zureite?"

Was sind das für Späße, Sire!" murmelte Balue und sah den Konnetabel Oliver, dicht hinter ihnen, senkte den Kopf. —

ur Mittagsstunde erreichten sie das Weichbild von Péronne. Auf dem e östlich der Ortschaft Cappy erwartete sie der Herzog in pompösem zug. Die burgundischen Heerhaufen bedeckten die weite Ebene.

arl Burgund, barhaupt, schön wie ein Kriegsgott in einer Rüstung von dervoller Mailänder Arbeit, ritt allein dem König entgegen. Auch Lud- Herren blieben zurück. Die beiden begrüßten sich: der schmächtige ois mit einem zauberischen Lächeln auf den Lippen, der Riese Karl mit n Gesicht, das so kalt und hart war sie sein stählernes Kleid. Des igs Lächeln erstarb und seine zutunlichen Worte dehnten sich, als sein fer Blick sich über die Schulter des Herzogs hob und die Gruppe ge- erter Herren erkannte, die sich langsam näherte, den Helm in der d. Burgund, der ihn beobachtete, verzog spöttisch den Mund und sagte:

„Das sind die Ehrenkavaliere für Eure Majestät, große und edle Herr
die sich in die königliche Erinnerung zurückzurufen wünschen."

Die infernalische Regie des Herzogs setzte früh und mit deutlichen Mitt
ein. Es kam Philipp von Savoyen, des Herzogs Schwager, Bruder der K
nigin, der zwei Jahre lang in den Kerkern des Schlosses von Loches gequ
wurde, weil er der Führer der savoyischen Opposition gegen Ludwigs rü
sichtslose promailändische Annektionspolitik war. — Es kam der Seign
du Lau, vor zwei Jahren noch Großkämmerer des Königs, Großmundsche
und Seneschall, der dann gleichsam über Nacht, durch einen der schicksa
trächtigen Haßanfälle Ludwigs, von seiner Günstlingshöhe in den Gefängn
keller der Burg von Sully-sur-Loire stürzte, der etliche Monate später v
Herrn Tristan in die Auvergne — auf das Schloß Usson — überführt wur
um das brutale Gerichtsverfahren des Profosen zu erdulden, und dem
doch wunderbarerweise gelang, kurz vor der Exekution zu entfliehen, d
Händen des enttäuschten Henkers nur den Kopf des armen Wachoffizi
René des Nobles zum Abschlagen zurücklassend. — Es kam Herr Poncet
Rivière, einst Hauptmann des Königs, dann Amtmann jener Stadt Uss
der dem Großkämmerer zur Flucht verhalf und sich beizeiten in Sicherh
brachte und von dem Ludwig wußte, daß er in der burgundischen Arm
diente und gegen ihn hetzte. — Es kam Pierre d'Urfé, des Königs al
Feind, der intrigante und gefährliche Berater des frondierenden Bruders K
von Frankreich. — Es kam der Großbastard Antoine von Burgund, M
schall des herzoglichen Heeres, dem Ludwig die Stadt Epinal zugesprod
und dann wieder abgenommen hatte, als sie für den nützlichen Herzog v
Lothringen ein gutes Geschenk schien. — Es kamen noch einige Dynas
des feindlichen Hauses Savoyen, etliche burgundische und deutsche Herr
die der König aus irgendwelchen Gründen gequält, verfolgt und gekrä
hatte. — Es waren Rächer und Hasser wie in der Folter des Alptrau
Es war wie der Aufmarsch des bösen Gewissens.

Die Granden verneigten sich ernst und schweigsam vor dem König,
mit unbeweglichem Gesicht und zusammengepreßten Lippen einem jeden
die Augen sah, und formierten sich dann hinter ihm, während Ludw
kleine Eskorte den Herzog begrüßte und sich ihm anschloß. Karl Burgu
hatte ein wenig gelächelt, als sich Saint-Pol vor ihm verbeugte, und leise
scharf gesagt:

„Sieh da, Herr Bruder!"

Sonst war auch er stumm, von den Herren der Suite nur noch Bour
dankend, die anderen, auch den Kardinal, kaum beachtend, einen Blick
für den letzten, für Oliver.

Der Zug setzte sich in Bewegung und ritt langsam, zu beiden Seiten
eiserne Mauer regungsloser Gardisten, der Stadt zu.

Weil die wenigen bewohnbaren Räume des Péronner Schlosses dem Her
als Wohnung dienten, war dem König das prunkvolle Haus des Gene
einnehmers als Herberge zugewiesen worden. Doch als Oliver in Erfahr

hte, daß auch die Herren des peinlichen Ehrengeleits im gleichen oder in achbarten Gebäuden mit ihren Reisigen einquartiert waren, schickte Lud-, ohne sich auszukleiden und ohne etwas zu genießen, immer noch in der tkargen und mit sich selbst beschäftigten Haltung des Einzuges, seinen nmerer zum Herzog mit der Bitte, ihn im Schloß wohnen zu lassen, und es auch in nicht ansprechenden Räumen.

u Olivers Verwunderung kam Herr de Crèvecoeur, an den er sich dte, mit dem Bescheid zurück, daß der Herzog ihn persönlich zu sprechen schte. Er fand den Herrn Burgund im Erker eines kahlen Saales, schrei-d an einem mächtigen Tisch.

Hat Seine Majestät Angst?" fragte der Herzog unvermittelt und hob ntig lächelnd den Kopf.

Ich wüßte nicht, Hoheit", sagte Oliver nachdrücklich, „was mein hoher r unter Ihrem Schutz zu befürchten hat. Er wünscht mit Ihnen zusammen wohnen, um dadurch die Geschäfte zu fördern und freundschaftliche Ge-ken auszutauschen. Die Majestät weiß aus Erfahrung, daß nichts schlim-e Irrtümer und Mißverständnisse anrichtet als die räumliche Distanz. Sie überwinden, ist das Motiv ihres Kommens."

Sie sind noch nicht sehr lange im Dienst des Königs?" fragte Burgund zlich nach einer kleinen Pause. Oliver sah ihn an und zögerte einen genblick mit der Antwort. Dann sagte er aggressiv:

Lange genug, Hoheit, um zu wissen, warum die Wahl der Ehren-aliere nicht ganz glücklich ist . . ."

Herr Kämmerer", unterbrach Burgund stirnrunzelnd, „ich traf die Wahl ich finde sie gut! Und es ist nicht meine Schuld, daß der König diese ren zu fürchten hat. — Vielleicht hat der König noch mehr zu fürchten!"

Hoheit", sagte Oliver langsam und sah ihn mit vollem Blick an, „viel-t weiß es der König, vielleicht wußte er es, als er hierher kam, und leicht will er Ihnen mit seiner Anwesenheit beweisen, daß er nichts zu hten hat. — Die Majestät bittet um Quartier im Schloß, damit die Nähe r Herren und ihre unfreundlichen Gedanken nicht neue Spannung in die osphäre bringen oder sie gar vergiften. — Fürchtete er sie, so müßte er Ihre Nachbarschaft scheuen, Hoheit, der Sie die problematische Wahl en."

er Herzog hatte mit größter Aufmerksamkeit zugehört; jetzt gab er Kanzler Crèvecoeur, der still neben seinem Stuhl stand und während ers Worten bedeutsam die Brauen gehoben hatte, den Auftrag, unver-ich im westlichen Schloßflügel — so gut es eben ginge — einige Räume den König und sein Gefolge einzurichten. Oliver, der seinen Auftrag eführt zu haben meinte, bat um Urlaub.

Noch ein Wort, Herr Kämmerer", sagte Burgund, während der Kanzler Saal verließ. Oliver wartete gespannt; er dankte dem Zufall, der ihm unvermutete Vorarbeit für die Rettung des Königs ermöglichte; er te gut, in welche Kerbe er hieb. — Der Herzog lehnte sich in seinen l zurück.

„Ein Wort noch", wiederholte er; „teilt der Kardinal Balue, dessen M
delegierter Sie doch waren, Ihre Ansicht über das mutmaßliche Wissen
Königs?" —

Sieh das Stierchen! dachte Oliver, innerlich erheitert; wie schlau es

„Um Vergebung, Hoheit", entgegnete er, gleichsam in die Enge getrie
und die Schultern hebend, „ich darf Ihnen diese Frage nicht beantwort
Ich darf nur sagen, daß mein hoher Herr kaum Grund hat, der Emin
weniger zu vertrauen als mir."

Er zögerte einen Augenblick und fuhr dann fort, klug die Register
Stimme wechselnd:

„Und ich habe die Pflicht zu sagen, Monseigneur, daß Sie gut tun, n
mit Angst- oder Schuldgefühlen der Majestät zu rechnen, also auch nicht
szenischen Wirkungen von der Art der Ehreneskorte oder gar mit gew
sameren Maßregeln, die nur einen Erfolg hätten, wenn sie moralisch
rechtigt wären oder wenn sie einen Ahnungslosen träfen. Rechnen Sie
mit dem guten Willen meines Herrn, der hier ist, um die Konfliktstoffe
der Welt zu schaffen und einen wahren Frieden zu gewinnen. — Und v
zeihen Sie meine ehrliche Sprache, Hoheit."

Burgund verschränkte die Arme und blähte die Nasenflügel. Seine Fin
klopften ungeduldig oder unzufrieden die Stahlmaschen des Ärmels.

„Aber dürfen Sie mir die Frage beantworten, Herr Kämmerer", sprac
scharf, „ob Ihre Warnung eben innerhalb Ihres offiziellen Auftrages an n
gesagt ist?"

„Gewiß", erwiderte Oliver und verneigte sich, als der Herzog wie
abschiedend sich erhob. Wie er rückwärts zur Tür schritt, immer im n
denklich prüfenden Blick des Herrn, sagte jener hastig:

„Man berichtete mir, Sieur Le Mauvais, daß Sie unsere Sprache
herrschen."

„Ja, Hoheit, ich spreche sie und ich kenne Flandern", meinte Ol
lächelnd auf flämisch, mit deutlichem französischem Akzent.

„Sie kennen auch Lüttich?" fragte der Herzog unvermittelt und lau

„Gewiß kenne ich auch Lüttich", antwortete der Necker höflich, auch
wenig spöttisch, „obgleich es schon etliche Jahre her sind, daß ich
war. — Und wenn Eure Hoheit meinen, daß ich einer der angeblichen Pr
kateure des Königs in Flandern bin, wenn Sie wahrhaftig noch immer
unseligen Verdacht haben, gnädiger Herr, und glauben, der König r
lutioniere Ihre Städte, so werden wir Ihnen zu unserer Freude sehr
den Beweis des Gegenteils geben können."

„Um so besser", sagte der Herzog kurz und drehte sich um.

Des Königs Stimmung hob sich durch den Bescheid, den Oliver zur
brachte und den er in eine freundlichere Form kleidete, als sie der W
heit entsprach. Der Meister fühlte, daß Ludwigs Depression und seine N
die nur im Augenblick des unfreiwillig verschobenen oder verschlei
Zieles und auch des plötzlich bedrohten Körpers ihre ungewöhnliche Si

verlor, jetzt noch keine Tatsachen vertrügen. Er wußte aber doch, daß n die Umrisse der Gefahr genügten, um den König wie von ungefähr gemäßen Abwehr zu veranlassen. Und er sah schon das Unheimliche udwigs Augen, wenn sie Balue und den Konnetabel belauerten. So be-inkte er sich darauf, ihm zu sagen: das Notwendigste sei zur Stunde, Bewußtsein der geistigen und ständischen Überlegenheit zum sichtlichsten druck zu bringen.

ie Übersiedlung ins Schloß erfolgte am gleichen Tag. Während noch Handwerker in den ausersehenen Räumen des westlichen Flügels — nahe Schloßturm — arbeiteten, in aller Eile die nässenden Wände mit pichen verkleideten, fehlende Fensterscheiben ersetzten und Möbel herbei-ppten, erschien schon der König mit seinem Gefolge und bestimmte önlich die Einteilung der Zimmer. Er wählte für sich und Oliver das e Gemach, dem die übrigen vorgelagert waren und das — wie er sich zeugte — keinen zweiten Zugang besaß. Und er legte zwischen die nräume des Kardinals und des Konnetabels das gemeinsame Zimmer Jean de Beaune und Herrn Tristan.

er Necker hatte wohl bemerkt, daß Balue schon seit dem Abmarsch aus Quentin und mit augenscheinlicher Nervosität seit seiner Rückkehr vom zog mit ihm unbeobachtet zu sprechen wünschte; aber er hatte sich nicht üht, dem Kardinal eine Gelegenheit zu verschaffen, es sogar vermieden sich ständig in der Nähe des Königs aufgehalten, damit sich die offen-liche Unbehaglichkeit des Prälaten steigere; er hatte sein schüchternes ebot, mit ihm zusammen beim Herzog wegen des Quartiers zu inter-eren, überhört und es geflissentlich eingerichtet, daß es jenem nicht mög-wurde, ihm gegen seinen Willen zu folgen. — Jetzt aber, als der König, seinem Schwager Bourbon im Gespräch, eine sich zum inneren Hof ende Galerie betrat, zog ihn Balue in das Zimmer zurück.

Zum Teufel, Meister!" flüsterte er erregt, „was geht in ihm vor?" — er wies zur Galerie hin. — „Ahnt er etwas? Weiß er etwas?"

iver hob langsam die Schultern und antwortete nicht.

Warum reden Sie jetzt nicht?" zischte der Kardinal in kaum unterdrück-Wut; „warum erreichten Sie nicht, daß der Konnetabel aus dem Spiel ? Warum nahmen Sie mich zum Herzog nicht mit? Warum lassen Sie nicht sprechen? — Es ist, um irre an Ihnen zu werden!"

Holla, Eminenz", sagte Oliver kalt, „ich bin wohl um den König, neben und hinter ihm, aber ich stecke nicht in ihm drin. Ich weiß also nicht, er sich bei alledem dachte, warum er Saint-Pol mitschleifte, warum er mich zum Herzog schickte und mich sonst scheinbar nicht gerne aus den n läßt. — Aber ich weiß, Monsignore, daß Sie an sich selber irre len müßten, wenn Sie durch die ungeheuerliche Dummheit jener Eskorte ger überrascht und bedenklich gestimmt wurden als ich — und auch als König."

h ahnte davon nichts!" versicherte Balue.

Nun, Eminenz", spottete der Necker, „die Konspiration scheint magisch

mit gegenseitigen Überraschungen das Fugenwerk der planmäßigen V
sammenarbeit zu durchlöchern. Der Herzog zeigt unvermittelt ein lebendi
Sündenregister, Sie werden unvermutete Revolution zaubern: weiß G
was ungeahnt der König als dritter und vielleicht bester Nekromant hera
zubeschwören fähig ist. — Und im Ernst, Eminenz, Sie selber sehen ja,
es in ihm arbeitet; Sie sehen wohl auch, daß seine Blicke für Sie nicht üb
mäßig freundlich sind. — Seien Sie vorsichtig, Monsignore, vermeiden
Sondergespräche mit den burgundischen Herren, selbst mit Saint-Pol, se
mit mir; seien Sie vorsichtig!"

Balue wurde ein wenig blässer. Ludwigs und Bourbons Schritte
Stimmen näherten sich wieder.

„Hat der Herzog von mir gesprochen?" flüsterte noch hastig der Kardi
Oliver schüttelte verneinend den Kopf und trat in die Galerie zurück. Ba
eilte auf Fußspitzen in sein Zimmer. —

„Sprachst du mit jemandem?" fragte der König mißtrauisch und
sich um.

„Mit der Eminenz", antwortete der Necker und streifte Herrn Bour
mit dem Blick.

„Herr Bruder", meinte Ludwig freundlich, „es ist wohl schon an der Z
sich zum Bankett umzukleiden."

Der Herzog verbeugte sich und ging. Der König lehnte sich an
steinerne Brüstung der Galerie und betrachtete den Festungsturm, der
massig und finster in den nebelgrauen Abend verlor.

„Was wollte er?" fragte er kurz.

„Er wollte Ihre Gedanken wissen, Sire", sagte Oliver und lächelte.

Der König drehte sich zu ihm um.

„Was ich über ihn denke?"

„Über ihn und unsere Lage."

„Brachte er sich selber in diese Verbindung?"

„Ja", antwortete Oliver mit Betonung. Der König sah finster auf
roten Ziegel des Bodens.

„Und was sagtest du ihm?" fragte er nach einer Weile.

„Daß ich die Gedanken des Herrschers nicht gut kennen kann."

Ludwig sah ihn an.

„Und kennst du sie nicht, Oliver?"

Der Necker schwieg und senkte den Blick. Ludwig trat an ihn he
er fragte leise:

„Zeugt sein Ansinnen deinem Gefühl nach von einem ruhigen Gewiss

„Nein, Sire."

„Hast du so schlimme Gedanken wider ihn, wie ich sie habe, Freund

Oliver hob den Kopf und prüfte des Königs Augen: sie schienen s
von dem Willen zu zeugen, den Kampf aufzunehmen. Der Necker w
den Schritt.

„Ich habe wohl noch schlimmere Gedanken", sagte er ernst; und
fügte er hinzu: „seit heute; denn gestern waren es nur die vagen

gen und Ahnungen, wie sie nicht weniger Jean de Beaune und Herr
an empfanden. — Aber wir sind vielleicht doch ungerecht", besänftigte
ls er Ludwigs Gesicht sich verändern sah. „Lassen Sie mich behutsam
hen, Sire, lassen Sie mich arbeiten, achten Si' auf Balues und Saint-Pols
ung und lassen Sie sich anmerken, daß Sie auf sie achten; und vor
n: zeigen Sie Burgund eine Sicherheit und spielen Sie ihm eine All-
nheit vor, daß er im voraus die Lust an jedem finsteren Plan verliere.
seien Sie unbesorgt, Sire, wir tappen nicht lange im Dunkeln"; er
ze die Stimme und wies mit der Hand auf den vom Herzog bewohnten
el des Schlosses: — „ich habe dort ein paar scharfe Ohren, die für
hören."

er König lächelte, schon wieder die Freude am politischen Spiel im listig
niffenen Gesicht, schon wieder sein Ziel vor Augen. Oliver war mit ihm
eden. Er folgte ihm in das Gemach und half ihm beim Umkleiden. Er
e sich über die ungewöhnliche Sorgfalt, mit der Ludwig die Kleider
te: ein dunkles, zobelverbrämtes Staatswams und darüber einen kurzen,
gen, weitärmeligen Mantel aus gleichem Stoff und Pelz; eine golddurch-
te, zobelbesetzte Kappe und einen edelsteinschweren Gürtel von un-
ßlichem Wert. —

s der burgundische Großkämmerer ihn in feierlicher Form abholte und
en mächtigen Bankettsaal führte, als Toison d'Ors, des herzoglichen
lds und Zeremonienmeisters tönende Stimme in den Raum gerufen
: Der König! und die prunkvolle Versammlung schon stumm wurde
sich erhob, trug Ludwig den unschönen Kopf mit so viel Würde und
o viel gemessener Anmut den schmächtigen Körper und das königliche
wie einen Krönungsmantel mit so beherrschter Bewegung, daß in Oliver
r ihm ein seltsamer Stolz aufblühte, zugleich beglückend und betäubend
narkotischer Duft, und daß dann Karl Burgund — schön und selbst-
wie ein Griechengott in höfischem Samt und Hermelin — sich doch in
urcht tief verneigte.

e Sessel des Königs und des Herzogs standen unter Baldachinen — der
Burgunders unter einem etwas niedrigeren —, die auf rotbrokatenem
d die drei gekrönten Lilien des Valois und den Brabanter Löwen in
ener Goldstickerei zeigten.

ben Ludwig saßen Philipp von Savoyen, der Kanzler Crèvecoeur, der
bastard und die anderen Herren des Ehrengeleits in der Reihenfolge
Ranges; neben dem Herzog der Kardinal, Bourbon, der Konnetabel, Jean
aune, Herr Tristan und Würdenträger des burgundischen Hofes. Die
le Regie Burgunds hatte es nicht verabsäumt, als des Generalprofosen
hüber den Herrn du Lau zu bestimmen, den er gefoltert hatte. L'Her-
grüßte ihn mit seinem feinen Lächeln.

lver stand hinter dem König und bediente ihn, von jeder Speise kostend;
en Herzog sorgte auf gleiche Weise ein burgundischer Truchseß; das
des Mundschenken verwaltete für beide Fürsten jener Melchior van
yden, der, offensichtlich in hohen Gnaden auch bei Karl Burgund, vier

Tage vorher den Kanzler ins Quartier Balues begleitet und von Ol
mancherlei Merkwürdiges gehört hatte. Jetzt standen sie stumm neben
ander und schienen sich nicht zu kennen.

Über dem Saal, dessen morsche Decke und Mauer eilige Hände mit Sei
stoffen bekleidet hatten, lagerten die herbeigerufenen Geister der bösen
sicht wie gehässige Phantome. Die höfische Geste war eine so dünne Drap
über dem Vernichtungswillen wie die Wandbehänge. Aus dem gedrüc
und mürrischen Geflüster der Tafelrunde erhob sich hin und wieder nur
unbefangene Klarheit der königlichen Stimme. Dann stand Herr Burg
zum Trinkspruch auf. Er war ein schlechter Redner, auch ohne der S
schlimmen Inhalt, der den Ehrlichen belastete und seine Sprache noch ris
machte; er stieß rauhe knappe Sätze hervor, als präsentiere er den
leitenden Willkommensgruß auf der Schwertspitze. Dann wurde s
Stimme vor Erregung heiser und das Gefüge der Worte vom Vulkan
Brust mächtiger und geschlossener herausgeschleudert.

„Auch wir wollen Frieden, Sire. Frieden ist für uns nicht trennbar
Gerechtigkeit und Ehrlichkeit und Achtung vor beschlossenen Dingen.
wollen das Gegenteil von Vieldeutigkeit, Sire, von Praktiken, gelten sie
in unserer Zeit als der Staatsweisheit Inbegriff. — Wir wollen noch n
Sire: wir wollen einen rückwirkenden Frieden, der so viel Übel der
gangenheit gutmacht, wie nötig sind, damit die Zukunft ehrlich und ge
werde. Wir scheuen uns nicht, Zeugen von Unrecht erscheinen und spre
zu lassen, geschützt von unserer Macht. Wir werden wagen, das schu
Gewissen aus seinen Hüllen zu ziehen und nackt zu zeigen, kraft un
Gewalt. Wir, verantwortlich für unseres Reiches Wohlfahrt, werden wa
den uns von Gott gegebenen Vorteil bis zu unserem Ziel auszunutzen
das Gebot der Gastfreundschaft und des schuldigen Respekts durch
dominierende Liebe für unsere Völker zu ersetzen, sollte uns ein hartn
gegensätzlicher Wille nicht zu unserem Ziel in Güte kommen lassen. —
wollen viel, Sire; wir wollen den Sinn des ehrlichen und gerechten Fri
selber auslegen und seinen Inhalt eindeutig nach unserem Ermessen
setzen, weil wir Kraft und Recht dazu besitzen . . ."

Der Herzog brach plötzlich ab, als hätte er zu viel gesprochen, und t
dem König mit einer seltsam unbeholfenen Bewegung zu, mit brenne
Gesicht, wie wenn er sich schämte, jetzt wieder Formeln des Gastgebe
sprechen. Im Saal herrschte tödliche Stille. Ludwig hob mechanisch mit e
vereisten Lächeln den Pokal, trank einen Schluck, setzte ihn vom Mun
und sah über ihn hinweg den Kardinal mit einem furchtbaren Blick

„Wir wollen den *Spiritus rector* nicht vergessen", sagte er, schon
sicherer, freundlicher Stimme! „auf Ihr Wohl, Eminenz!"

Balue dankte, das breite Gesicht erschreckend weiß zwischen dem Ro
Kappe und der Soutane. Die unbeherrschten Worte des Herzogs hatte
weniger entsetzt als Ludwigs unerschüttert gesprochener Hohn. Es wär
schließlich gleichgültig gewesen, wenn der jähzornige Burgunder die M
um ein paar Stunden früher abwarf, als nützlich schien. Was hätte

Tage ohnmächtiger Wut getan, wenn der König seinem Schicksal nicht entgehen konnte? — Aber in ihm arbeiteten Olivers Worte und nungen vom späten Nachmittag. — Was weiß Valois und was plant er? wie kann er diesen Gleichmut aufbringen, wüßte er nichts und plante chts? — Wenn es ihm gelingt, die Gründe zu erkennen und die Zu-nenhänge, den Schlag abzuwehren oder aufzufangen und frei abziehen önnen! — Balue schauderte vor dieser Vorstellung und dem Schicksal, ie ihm schlecht verbarg. Er sah zu Oliver hin, zugleich mißtrauisch und suchend, — und senkte den Blick schon wieder, verwirrt und verängstigt n das Gesicht, das ihn schon lange zu betrachten schien: der Teufel war inzige im Saal, der lächelte. —

zt sprach der König, klar, ruhig, sonor, mit lässig vorgestreckten Armen nd und zumeist vor sich hin blickend. Er dankte mit vollendeter Höf-eit für den Empfang und des Herzogs freundliche Worte. Er schien die gung des Erstaunens nicht zu bemerken, das bei diesen Worten die e der Zuhörer hob. Er formte nicht den glatten Fluß seiner Rede zu deiner greifbaren Ironie, geschweige denn zu Tadel oder Verteidigung Angriff: er hatte die unfaßbare Kühnheit, auf eine Ansprache zu ant-en, die gar nicht gehalten wurde, und die schicksalschweren Drohungen Herzogs mit keinem Schwanken der Stimme als gehört und begriffen zu ieren oder auch nur als vernehmbar zu behandeln. Burgund biß sich die Lippen, die Granden erstarrten auf ihren Plätzen: Ludwig Valois e vor ihren Augen und Ohren, die Rede des Herzogs, den ausgesproche-erlebten und gehörten Inhalt von zehn lastenden Minuten, in das nteil zu verzaubern. Ludwig Valois beantwortete als huldreicher Souve-einen devoten Gruß seines Vasallen; er sprach von seiner Genugtuung die gute Arbeit seines Ministers, der die gewiß segensreiche Zusammen-herbeigeführt habe: es sei gut, wenn sich der König der freundschaft-und verwandschaftlichen Verbindungen mit seinen Fürsten erinnern ein gemeinsamer Tag sei dem Wohl der Nationen dienlicher als ein in und gehenden Noten vergeudetes Jahr, und die persönliche Ge-nheit besser als das beste Heer. — Ludwig gestikulierte verbindlich und len Herzog an.

Wenn wir morgen früh unsere Aussprache beginnen, Herr Vetter, so en Sie schon morgen abend auf eine gute Strecke Weges zurückblicken n, die wir zum gemeinsamen Ziel hin gleichen Schrittes gewandert sind. werden dann auch manche Irrtümer einsehen und manches Vorurteil, urch Ihre schöne Jugend und ritterliche Art genugsam verständlich und hlich sei, abgetan haben. Ihr König hat freudig vieles vergessen, was Herr Vetter, nicht langsamer und unfreudiger vergessen sollten; denn önig möchte sogar seine Souveränität vergessen, um Ihr Kamerad zum es guten Friedens zu sein. — Ich trinke auf gute Kameradschaft unserer n verbundenen Geister, Monseigneur!"

hob mit klugem Lächeln den Pokal. Der Herzog saß mit zornbebendem t und geballten Fäusten und rührte sich nicht. Und wieder schien sich

der König das Tatsächliche gemächlich abzuändern: er trank heiteren sichtes einem zutunlichen Gastgeber zu und stellte das Gefäß dankbar zufrieden nickend auf die Platte.

Dann lehnte er sich zurück und überschaute gelassen die stumme sammlung, die ihn entsetzt, erstaunt oder verständnislos ansah oder unwillkürlich den Kopf duckte, je nach der Anteilnahme des einzelnen, seinen Erinnerungen, Empfindungen und Wünschen. Der Nachbar Sav gehörte zu den ratlosen Gesichtern, der Herr du Lau zu den geduckten, Konnetabel zu den wenigen beherrschten, Balue zu den wenigen verzer Zwei Köpfe aber durchbrachen den dumpfen Kreis mit ihrer Freude: rote Fleischmasse Jean de Beaunes, dessen Augen lachten und dessen Ba in heimlichem Jubel bebten, und das schmale, greisenblasse Oval Tris der befriedigt lächelnd die spöttischen Augen zusammenkniff. Und ein dr Kopf tauchte rechts vom König auf, seine Schulter fast streifend, drängte sich in seinen Blick: Ludwig sah das Profil Olivers, der ihm einer goldenen Platte das Bruststück eines gebratenen Schwanes vorlegte, er sah unter den gesenkten Lidern und am unmerklich zuckenden M winkel des Meisters so viel Lob, Bewunderung und Ergebenheit, daß er lachte. Wahrhaftig, der König lachte jetzt lauter, und Jean de Beaune dröhnend ein, seine innere Heiterkeit nicht mehr bezwingend.

„Wie lustig ihr seid, meine Herren von Burgund!" rief der König, wie froh und gesprächig euch die Anwesenheit von des frohen und sprächigen Frankreichs Beherrscher macht!"

Die Köpfe starrten gepeinigt vor sich hin auf den festlichen Tisch. wig ließ nicht nach.

„Und euch nicht weniger, ihr Herren aus dem mir teuren Haus Savo Ich danke euch! Ich vergesse dergleichen nicht! — Und daß ihr mich meine französischen Untertanen, sei nicht mehr als erwähnt."

Er wandte sich an seinen ehemaligen Großkämmerer, und seine W kamen aus einem Mund, der die Lust an der Grausamkeit verriet:

„Mich dünkt, Seigneur du Lau, es ist schon etliche Zeit her, daß Sie König so gnädig sahen. — Wie lange ist es her, Gevatter Profos?"

Herr Tristan lächelte, dachte mit Muße nach, sich das Kinn streich und antwortete dann freundlich mit seiner sanften, wohlklingenden Sti

„Fast auf den Tag zwei Jahre, Sire, daß ich mich mit dem Herrn i Königs Namen zum letztenmal unterhielt und ihn von dem Interesse Majestät zu überzeugen die amtliche Ehre hatte."

Und der Profos nickte dem Hofmann mit dem gleichen höflichen G zu, mit dem er vor zwei Jahren das einleitende Verhör mit der Ter beendigte und seinen Leuten befahl, die spitzen Eisen zu erhitzen, die dem Gefangenen unter die Daumennägel gestoßen wurden. Du Lau in der fürchterlichen Erinnerung die Lippen zusammen und unterdrück Stöhnen der Wut.

„Zwei Jahre schon!" schien der König zu staunen; nachdenklich w er sich an seinen Nachbarn: „Das kann manchmal eine recht kurze

mal eine sehr lange Zeit sein, nicht wahr, mein Herr Bruder von
en?"
ipps Gesicht flammte rot auf.
lange Zeit, Sire", entgegnete er mit geradem Blick, „daß man den
ct vor dem menschlichen Leben verliert."
Konnetabel, ihm gegenüber, sagte plötzlich:
ler so kurze Zeit, Herr Philipp; das möchte sich seltsamerweise gleich
n, um zu Ihrer Erkenntnis zu kommen."
wig sah von einem zum anderen und meinte gleichmütig:
r dem eigenen oder dem fremden Leben: das ist die Frage."
r dem eigenen", sagte Saint-Pol.
r dem fremden", sagte Savoyen.
r dem eigenen und dem fremden, vor jedem Leben!" rief der Herzog
härfe.
s ist die Antwort des Kriegers", sprach Ludwig wie versonnen; „und
t die Gesinnung des Gottesmannes?"
ah den Kardinal durchdringend an. Balue zwang sich zu einem Lächeln.
rlöre ich die Ehrfurcht vor dem Leben, das Gott geschaffen hat", sagte
e, „dann wäre ich nicht mehr ein Mann Gottes."
s ist unbestreitbar", spottete der König, voll seiner bösen Lust, die
hen zu quälen; „aber Sie sind doch auch zu einem guten Teil Mann des
s: kommen Sie da in keinen Gewissenskonflikt?"
ie schüttelte bedrängt den Kopf und erwiderte zögernd:
bitte Sie, Sire, bei mir fehlen ja die Voraussetzungen zu dieser
n Frage! Ich kann mich nicht über die negative Wirkung irgendeiner
anne beklagen."
ahrhaftig nicht", lachte Ludwig häßlich, „bisher wenigstens scheinen
ir den Pessimismus der drei Herren erfahrungsmäßig nicht teilen zu
en. Aber ich wollte nur wissen, wie Sie, der Prälat und der Politiker,
nkender Mensch solcher Mentalität gegenüberstehen. Die geistliche
ort gaben Sie bereits; ich bitte Sie jetzt um Ihre weltliche Meinung,
ich mich so ausdrücken darf."
ie hob etwas die Schultern und hatte wieder schlaue Augen, als er
rtete:
ssen Sie mich auch jetzt noch aus der unendlichen Quelle der Theologie
en, Majestät. Ich antworte mit dem heiligen Augustin, der in den
ntnissen schrieb: ‚Die Zeiten sind nicht leer und rollen ohne Wirkung
durch unser Leben; seltsame Dinge schaffen sie in der Seele.' Und ich
rte mit Paulus, der an die Korinther schrieb: ‚Denn welcher Mensch
was drinnen im Menschen ist, als nur des Menschen Geist, der selber
in ist.' Und die Vulgata sagt zu alledem: *Omnis homo mendax;* das
icht im Sinne der Moral, sondern der menschlichen Unzulänglichkeit.
meine also, Sire, daß ich eine psychische Wirkung der Zeit auf die
von Burgund, Savoyen und Saint-Pol, auf die Menschen überhaupt
laube, ohne eine Erklärung oder gar ein Urteil dafür zu wissen und

ohne mich mit dem einen oder anderen identifizieren zu können. Ich
jeden seelischen Effekt glauben, aber ich, der Mensch kann nicht wissen,
drinnen im Menschen ist." — Er stockte einen Augenblick und sprach d
nachdrücklicher noch: „Der unzulängliche Mensch kann also das Drinner
anderen Menschen auch niemals berechnen oder vorausahnen, Sire." —

Der König schien sich mit seiner Antwort nicht beeilen zu wollen
stützte nachdenklich das Kinn auf die Hand. — Balue hatte sich unter ei
weltanschaulichen und psychologischen Deckmantel unleugbar geschickt
teidigt. Auch Oliver bewunderte die kluge Methode des Prälaten, de
einem frühen und kühnen Augenblick bereits die drohende Beschuldi
parierte und merkwürdigerweise in seiner Unehrlichkeit die gleiche ird
Ursache anrief, die tragisch und ehrlich eben noch zwischen dem König
Oliver und in beiden gewirkt hatte: das Nichtwissen voneinander.
der Kardinal variierte das Thema vom menschlichen Irren; aber er t
in bewußt apologetischer Absicht und für zwei Fälle: für den berechn
Fall der Katastrophe (dann blieb es innerhalb des Planes und mün
zwanglos in die Lütticher Überraschung), und für den unberechenbaren
daß Ludwig davonkäme (dann stand er, Balue, wohl als erfolgloser
tiker, aber immer noch nicht als Verräter vor dem Zürnenden). Und
die dritte Möglichkeit, mit der diese dämonische Stunde ihn und die anc
Verschworenen bedrohte — daß der König mehr wisse, daß er alles
und alles überwinden werde, erbarmungslos und lüstern nach Grausam
wie seine Reden eben —, war es kein schlechtes Mittel, ihm die heiml
Gedanken zu entlocken und Klarheit zu gewinnen. — Oliver wartete
spannt auf das Wort des Königs; er fürchtete, es möchte dem Kar
merken lassen, daß ein Verdacht noch unbewiesen und die gezeigte Hal
nur eine dreiste Spekulation sei. Jetzt beugte er sich mit raschem Ents
vor, den König flüchtig am Arm streifend, nahm eine Platte vom Tisch
flüsterte im Zurückweichen, am linken Ohr des Herrschers vorbei:

„Der Pharisäer . . ."

Und er nahm einen silbernen Korb mit Backwerk und flüsterte, w
sich rechts an ihm vorbeineigend:

„Mendax . . ."

Ludwig lächelte jetzt ein wenig, als brächte ihn das Ergebnis seines
denkens zu seiner absonderlichen Art der Unterhaltung zurück, die ih
unsichtlichen Gründen erheiterte und die anderen ironisierte. Er sagt
einer leise vibrierenden Stimme, die die kränkende Absicht fast zu de
zeigte:

„Trefflich formuliert, Eminenz. Sie sind im Kreise unfraglich der
Dialektiker. Das hängt nicht zuletzt wohl mit Ihrer theologischen Sch
zusammen. — Sehr gut! Sehr gut! — Wenn mir ein Ziegelstein auf den
fällt: wie sollten Sie, Eminenz, wissen können, wie hätten Sie es
können, daß der Besitzer des Hauses, vor dem es geschieht, den Zuf
mörderische Absicht vergewaltigt und den Stein zu eben diesem Zwe
lockert und angestoßen hat. Das ist nur ein kleines Beispiel für die m

Ahnungslosigkeit, verstehen Sie mich, Monsignore? für Ihre Unschuld
en Sie neben mir. Und führten Sie mich auch unter dieses Haus und
ten Sie auch den Besitzer und seine Feindschaft gegen mich kennen; wie
en Sie, Eminenz, in ihn hineinsehen und seinen schwarzen Plan erkennen
nen? — Hat nicht meine simple Metapher, ohne Bibel und Kirchenväter
itieren, Ihre Formel recht veranschaulicht?"

lue nickte unsicher sein Ja.

Gut", meinte der König eifrig; „und nun wird es Sie und die anderen
en vielleicht interessieren, wie ich zu dem Problem stehe." — Er hob die
me und sah von einem zum anderen. — „Ich, Seigneurs, bekenne mich
Philosophie des Mißtrauens. Lassen Sie mich bei meinem Vergleich
en. Ich würde nicht nur von Anfang an den Besitzer des Hauses jeder
für fähig halten, sondern auch immer mit der Möglichkeit rechnen, daß
Begleiter — in der Voraussetzung, er kenne jenen — in die böse Absicht
eweiht ist. Ich würde also entweder immer auf der anderen Seite gehen
mich mit bestimmten Plan und möglichster Sicherung in die Gefahrzone
ben, etwa derart, daß der Stein fehlgeht oder den Begleiter trifft, je
der Gewißheit, die ich mir über seine Mitschuld verschafft habe. Ich
e damit nur dies, Eminenz: vielleicht kann ich das Drinnen im Menschen
enig sehen, wie Sie es sehen, vielleicht etwas mehr; auf jeden Fall rechne
ls politischer Mensch mit dem Bösen im Menschen. Und da ich nur ein
n zu verlieren habe, Seigneurs, und da ich die Wichtigkeit meines Lebens
hoch einzuschätzen pflege, pflichte ich nicht dem heroischen Konnetabel
dem Feldherrn Burgund bei, sondern meinem viellieben Schwager von
yen und sage wohl damit nichts Neues. Ich respektiere das fremde Leben
, Seigneurs, und weiß doch diese Gesinnung von einer zeitlichen Ein-
ung ganz unbeeinflußt. — — Ich respektiere nur mein eigenes Leben,
Vetter von Burgund, und möchte es nicht in einer Weise aufs Spiel
n wie Sie!"

er letzte Satz war mit schneidender Schärfe gesprochen und hallte ge-
ich durch den hohen Raum. Das Gesicht Balues zuckte, als hätten es
ge getroffen. Der Herzog senkte den Kopf, unfähig, Ludwigs Blick zu
gen. Wieder erstarrte der Saal in Entsetzen und Ratlosigkeit.

nd der König ließ nicht nach. Er riß die angeketteten Seelen hin und her,
olterte sie mit seiner Rätselhaftigkeit, mit seinem Lachen und bösen
rzen, mit ihrem eigenen Schicksal der Vergangenheit, der Gegenwart und
Zukunft, die er launisch und lässig gewiß zu überschauen und zu
en schien. Plötzlich wieder verjagte er mit einer magischen Bewegung die
enster der Furcht und des schlechten Gewissens, schien keine anderen
e gehört oder gesprochen zu haben als höfische Rede und Gegenrede,
he der festlichen Gelegenheit und des feierlichen Ortes, Sätze ergebener
llen und königlicher Huld. Er erreichte schließlich eine harmlose und
ssene Lustigkeit und eine solche Verwirrung der Gemüter, daß der
og, ihm respektvoll zutrinkend, sich ernstlich fragte, ob nicht in der Tat
friedsame Lösung der politischen Probleme der zweifelhaften Gewalt

vorzuziehen sei, und daß die Granden am Munde des heiteren Herrsc
mit bewundernder und selbstvergessener Aufmerksamkeit hingen. Balue
allein verschlossen und von Ludwigs Zauber nicht geschlagen — berührt
unbestimmter Bedrängnis das goldene Kreuz auf seiner Brust: ihm war,
regierte der Necker, wie ein böser Geist hinter dem König, mephistophel
über die schwanken Hirne.

Doch als der König gegen Mitternacht vom Bankett auf sein Zim
zurückgekehrt war, warf er die Maske ab. Mit zerfallenem und gramvo
Gesicht hockte er in einem Lehnstuhl und starrte auf die verglimmende
im Kamin. Sein Kopf war dumpf und schwer; nach der maßlosen geisti
Anstrengung dieses Abends trat lähmende Entspannung ein und ließ nur
Gefühl der Schwäche zurück, der Wehrlosigkeit, eine empfindsame Belast
der Nerven durch die dicken Mauern ringsum. Müde stand er jetzt auf,
ans Fenster, öffnete es und suchte in der Nacht nach den Umrissen des Tur

„Dort starb schon einmal ein König von Frankreich", sagte er leise
Oliver und dachte an den dritten Karolinger Karl, der von einem pikardis
Baron im Péroner Turm gefangen gehalten und zu Tode gequält worden

Der Meister hatte die Reaktion erwartet und blieb still um ihn beschäf
gewärtig des Augenblicks, wo der Geist des Herrschers wieder die Ereig
aufgriff und mit ihnen zu arbeiten begann. Ludwig ließ sich schweigend
ihm entkleiden. —

Es klopfte an die Tür. Der König fuhr heftig erschreckt in die Höhe
sah sich wild im Zimmer um, als suche er ein Versteck oder eine heim
Pforte zur Flucht. Oliver wartete einen Augenblick regungslos, mit finste
Gesicht.

„Wer ist da?" fragte er schließlich.

„Darf ich es wagen", sprach Balues dringliche Stimme, „Eure Maj
noch zu dieser Stunde um Gehör zu bitten?"

Ludwig sah den Meister an, der mit den Achseln zuckte.

„Hat es nicht bis morgen Zeit, Balue!" rief der König unwirsch.

„Dann würde ich mir nicht erlauben, Sire, Ihre Nachtruhe zu stör
flüsterte der Kardinal und hustete erregt.

Ludwig legte sich in die Kissen zurück und zog die Decke hoch, als w
er sich verkriechen. Oliver beugte sich über ihn.

„Sprechen Sie ihn, Herr", sprach er leise. „Die Eminenz scheint mit I
Damokles-Ziegelstein über dem Haupt nicht schlafen zu können. Mich dü
ihm ist im Augenblick nicht pharisäisch zu Mut. Die gefolterte Seele ist
Wahrheit zwangvoll zugeneigt, wie der Körper auf der Marterbank.
werden vielleicht allerlei erfahren, wenn Sie bei der Methode von
abend verharren."

Der König nickte. Oliver schritt zur Tür und öffnete. Balue, noch v
angekleidet, im Blick seine alte Energie, trat ein und ging ohne Zögern
an das Lager heran. Ludwig veränderte mit großer innerer Anstren
sein Gesicht, wohl wissend, daß der scharf beobachtende Prälat seine
pression nicht erkennen und nutzen dürfe. Sein Kopf lag jetzt mit ka

nigem Ausdruck auf dem Leinen, ohne sich dem Ankömmling zuzudrehen. ur die Augen blickten ihn aus halbgeschlossenen Lidern seitlich an. Oliver nd am Fußende des Bettes.

„Sire", begann Balue sofort, „heute abend hat mir zweierlei Sorge gemacht: e Haltung des Herzogs und Eurer Majestät Art, ihr und auch mir zu be-gnen, gleichsam als ob zwischen mir und der offensichtlichen Drohung des errn Burgund eine Verbindung bestünde. Sie behandelten mich, Majestät, gehörte ich zur Gegenpartei."

Ludwig schwieg und rührte sich nicht. Der Kardinal wartete einige Se-nden und sagte dann lauter:

„Sire, Sie behandelten mich wie einen Verräter!"

Der König hatte die Augen geschlossen und schien zu schlafen. Balue sah los den Necker an, der ernst und abgekehrt gegen den Alkoven lehnte. r Kardinal wandte sich an ihn, auf ihn zugehend und seinen Arm be-rend.

„Meister Oliver", sagte er unruhig, „sprechen Sie: hat Sie, der Sie zu-mmen mit mir die Zusammenkunft vorbereiteten, die aggressive Gesinnung s Herzogs nicht ebenfalls erstaunt und entsetzt?"

„Nein", antwortete der Necker schroff.

Balue fuhr zurück: doch er faßte sich und fragte kühn:

„Und warum nicht, Necker?"

Oliver sah ihn an; und er sah auch, daß der König die Augen geöffnet tte und die Szene verfolgte. Balue wich dem Blick aus, den Mund ein nig offen.

„Was geht hier vor?" stammelte er gepreßt.

Er drehte sich wieder dem König zu und bemerkte seine wache Auf-rksamkeit.

„Sire!" rief er verzweifelt, „wessen klagen Sie mich an?"

„Einen Angeklagten zitiere ich vor Gericht", sagte der König leise und ichmütig. „Ich habe Sie nicht vor mich berufen, Eminenz. Sie kamen frei-llig. Was Dringliches haben Sie mir zu sagen?"

Der Kardinal antwortete rasch und sich zur Ruhe zwingend.

„Der Konnetabel hat Gelegenheit gehabt, mit dem Herrn von Savoyen paar heimliche Worte zu sprechen. Danach ist es offenbar, daß die ohung des Herzogs heute nicht ein Ausbruch seines Temperaments, son-rn gleichsam programmatisch ist und die Absicht, die durch die Auswahl Ehrenkavaliere sich schon beim Empfang zeigte, konsequent weiterführt."

„Und sie wußten es nicht?" fragte Ludwig.

„Wahrhaftig nicht!" rief Balue überlaut und warf einen Blick auf den ister.

Der König wandte ihm den Kopf zu und wiederholte:

„Und Sie wußten es nicht, Eminenz?"

„Wahrhaftig nicht!"

„Gut", sagte Ludwig und lächelte ein wenig; „lassen wir das; denn nie-

mand ist gehalten, sich selber zu beschuldigen. — Und vielleicht wußte ic
es. Ist das alles, was Sie mir mitzuteilen haben?"

„Ich habe das Vertrauen Eurer Majestät verloren", sagte Balue leise un
abgewandt; „aber ich werde bis zu meiner letzten Stunde Ihnen in Treu
dienen, Sire."

„Bis zu Ihrer letzten Stunde", wiederholte Ludwig grausam; „das sei ei
Wort! — Doch zuvor rechtfertigen Sie wenigstens Ihren späten Besuch, Balue.

„Ich wage trotz allem, Sie noch zu beraten, Sire", sagte der Kardina
würdig. „Es schien mir wichtig, daß Sie noch vor dem kommenden Morge
über die Gesinnung des Herzogs Gewißheit hätten, damit Sie den rechte
Ton für die Verhandlungen wählen können. Ich rate, jedes Wort, das Bu
gund reizen könnte, zu vermeiden und jede Forderung zu bejahen, auc
solche, die Sie nicht erfüllen werden. Und dann rate ich, den Großmeiste
zu informieren, Truppen in Eilmärschen an die pikardische Grenze zu führen

Oliver hob verblüfft den Kopf; die Strategie dieses Menschen war wah
lich bewundernswert; die Stirn zu haben, gegen den eigenen abrollende
Plan scheinbar wirksame und doch tatsächlich nutzlose Maßregeln vorzu
schlagen, setzte eine Verschlagenheit voraus, die vor keiner Komplizierun
der Lage zurückschreckte. Der Necker erkannte wohl die doppelte Absich
die Balue mit seinen Ratschlägen verfolgte: ein neuer Versuch, das Ve
trauen zurückzugewinnen oder hinter das Wissen und die Pläne des Köni
zu kommen. Und würde der Fürst jetzt auch nur die leiseste Beeinflussun
zeigen, dann — fürchtete Oliver — möchte der Priester weitergehen, de
Vorhang am falschen Ende höher noch heben und den König bis zum G
ständnis seiner Ungewißheit und Unsicherheit bringen. Und das Spiel w
verloren. — Oliver war schon bereit, trotz der Gefahr für sich selbst de
Kardinal schrittweise zur Wahrheit zu drängen und ihm durch das Zwang
mittel seiner eigenen eingeweihten Person die Beichte der konspirativen T
zu entwinden; doch Ludwigs abweisendes Gesicht erlaubte ihm zu schweige

„Wie ich den Herzog zu behandeln habe, weiß ich, Monsignore", sagte d
König unfreundlich; „und ich wußte es zum mindesten schon heute aben
Aber Sie müßten wissen, daß kein französischer Kurier unkontrolliert d
Stadt verlassen oder die burgundische Vorpostenkette würde passieren könne
— es sei denn, Balue, Sie wollen nur erfahren, ob ich einen Befehl
Dammartin, mir mit Truppen zu folgen, vielleicht schon vor meiner Ankun
gegeben habe."

Über Olivers Gesicht glitt ein Lächeln. Balue richtete sich auf.

„Noch einmal, Sire, halten Sie mich für einen Verräter?"

Der König überhörte die Frage; er strich sich mit müder Bewegung üb
die Stirn.

„Haben Sie mir sonst noch etwas zu sagen?" fragte er.

„Nein, Sire", sagte Balue mit hartem Gesicht und verbeugte sich. Ludw
sah flüchtig auf.

„Haben Sie mir nichts mehr zu sagen, Eminenz?"

„Nein, Sire."

Der König drehte den Kopf auf die andere Seite.

„Oliver", sagte er matt, „du bist Zeuge dieses Gesprächs. Merke dir das ein Seiner Eminenz."

„Sire, was bedeutet das!" begehrte Balue auf. Ludwig winkte gelangweilt t der Hand.

„Gehen Sie, Balue. Ich hätte auch verlangen können, daß Sie Ihr Nein i dem Kruzifix auf ihrer Brust beschwören. Aber bereiten Sie sich darauf r, daß Sie es noch einmal werden tun müssen. — Jetzt will ich schlafen."

„Sire", flehte der Kardinal mit bebenden Lippen, „halten Sie mich für nen Verräter?"

Der König schien nichts mehr zu hören. Oliver, mit undurchdringlichem esicht, führte den Prälaten hinaus.

Als er die Tür hinter ihm geschlossen hatte, richtete sich Ludwig leb- ft auf.

„Oliver", rief er erregt, „glaubst du, daß er mich verraten hat?"

Der Necker ging hin und her, als überlegte er das Für und Wider. Dann eb er vor dem Bett stehen, preßte die Fäuste gegen die Schläfen und gte fest:

„Ich glaube es."

Die Verhandlungen begannen in den Vormittagsstunden des Montags. r König, wieder in vortrefflicher geistiger Verfassung, gewann schon zu ginn durch seinen unbeirrten Gleichmut und durch die gemäße Methode ner zugleich wohlwollenden, sachlichen und doch gegen mögliche Über- schungen und Quertreibereien durch Willen und Wissen geschützten Ziel- ftigkeit seine beherrschende Stellung zum Vorabend. Die Absicht des genspielers, geradeswegs so viel Unbedenklichkeit und Zwang bis zur pressung sehen zu lassen, daß der Valois sofort in die Defensive ge- ängt sei und bald das politische Rechnen in der Angst um die eigene rson aufgebe, war von Anfang an gescheitert. Ludwig ergriff selbstsicher d scheinbar unbekümmert die Führung der Geschäfte und zeigte mit cher Natürlichkeit, ohne Betonung und Gestikulation, seinen königlichen and, daß es dem Gegner schwer fallen mußte, die Verletzung der Ma- tät zu wagen und den Gang der Verhandlungen gewaltsam zu gestalten. ie Ludwig auch jetzt mit keinem Wort auf die Drohungen des Empfan- s zu sprechen kam, so schien der Herzog doch darum nicht willens, sie wiederholen. Er wollte wohl abwarten und den Verschwörungsmechanis- us, dessen exakte Arbeit noch nicht feststand, erst spielen lassen, nachdem r König seine Trümpfe gezeigt hatte. Er war durch die halben Andeutun- n Olivers und das Auftreten des Königs so unsicher geworden wie die deren Konspiratoren. Aber gewichtiger war noch, daß sich sein altes ßtrauen gegen den Kardinal und sein Mißfallen an der Anwesenheit des nnetabels verstärkt hatte. Das absonderliche Verhalten Ludwigs und lues während des Banketts war von ihm sehr wohl bemerkt und die tschwingenden Untertöne ihres Dialogs gehört worden. Doch eingedenk

der Bemerkungen Olivers hielt er das Hin und Her der beiden für ein gutgespielte Szene, fast schon für den Beweis ihrer Zusammenarbeit, Ver wirrung zu erzielen und aus alledem auf eine noch nicht erkannte Art ihre Nutzen zu ziehen und ein planmäßiges Ziel zu erreichen, — fast scho für die Bestätigung seines alten Verdachtes, daß Balue ihm gegenüber de Provokateur des Königs geblieben sei und daß seine Mitarbeit an de Bildung der neuen Liga und an dieser Zusammenkunft nichts weniger be deute als einen neuen Triumph der Valois-Politik. Aus dem gleiche Grunde mißtraute er dem Grafen Saint-Pol, dem er das offizielle Ab schwenken ins französische Lager und die Annahme des Konnetabelamt niemals vergeben hatte, dessen bedingte Zustimmung zur neuen Fronde immer schon für eine opportune Rederei des Kardinals hielt (weil weder den tatsächlichen Zusammenhang der beiden kannte noch eine persönlichen Wiederannäherungsversuch des Grafen hatte verzeichne können) und dessen Anwesenheit in Péronne er als eine Ironisierung dur den König gekränkt empfand, — um so mehr, als ihm die in ihrer Phrasen haftigkeit sehr durchsichtige Begründung des Neckers von Herrn va Busleyden mitgeteilt worden war.

Des Königs Vorschlag, mit der bretonischen Frage zu beginnen, un sein unverkennbarer Eifer, den Wert dieses Bundesgenossen zu korrum pieren, kam der Einstellung des Herzogs von ungefähr entgegen. Ludw befolgte hierbei den Rat Olivers, auf keinen Fall das Problem der flan rischen Städte und Lüttichs zu berühren oder sich auf den Beweis sein unentwegten Neutralität und Loyalität einzulassen, ehe der Vertrauensman aus Lüttich zurückgekehrt sei. Er ging geschickt vor, schien nicht einmal ei anderes Thema von gleicher Wichtigkeit zu kennen und erreichte a diese Weise, daß die übrigen Streitfragen an diesem Tage nicht einm erwähnt wurden. Dann setzte er des langen und breiten die Motive d bretonischen Feldzuges auseinander und formte in seiner suggestiven A eine Charakteristik des Bretonenherzogs, als spräche er nicht zu eine Alliierten seines Gegners, sondern zu einem Genossen seiner Gesinnun Der Herzog wiederum hütete sich vor jedem Wort der Zustimmung od der Ungläubigkeit. Da er seine guten Gründe hatte, anzunehmen, daß jen seltsame Sieur Le Mauvais alles andere als ein schwatzhafter Tölpel sei um vieles wahrscheinlicher das feinste Werkzeug des Königs — mißtrau er auch seiner ihm gemeldeten Behauptung von dem Sonderfrieden m dem Bretonen, den Ludwig in seiner Tasche trüge. Und da der Kön wie ein geschickter Schriftsteller die Spannung steigerte, ohne sich mit d Lösung des Knotens zu beeilen, vermutete Burgund, daß die Bemerku des Kämmerers in planmäßiger Weise den Wortmanövern seines Her vorausgeschickt sei und gleich wenig einer Tatsache entspreche.

Im Laufe des Nachmittags griff der Herzog unvermutet an; er ken wohl Gerüchte — sie tauchten vor wenigen Tagen auf —, die von d Abschluß eines Sonderfriedens zwischen Frankreich und der Bretagne zählten, aber er dürfe sie jetzt ruhig in das Reich der Fabel verweisen,

e Majestät gewiß nicht verabsäumt hätte, ein solches Faktum in den nfang der Diskussion zu stellen. Einen Augenblick war der König ver-irrt; er fühlte sich um die letzte Wirkung gebracht, die wohlberechnet e vorbereitenden Hypothesen mit der Sensation der Tatsache zum Über-schungssieg verholfen hätte. Doch er faßte sich schnell.

„Es ist meine Art, Herr Vetter, in der freundschaftlichen Unterhaltung e Fakten an den Schluß zu stellen, um besser und ohne ihre Zwang-ftigkeit überzeugen zu können. Ich wollte Sie von der Minderwertigkeit res Bundesgenossen überzeugen, nicht von der Niederlage meines Feindes. h gebe zu, daß das Gerücht wahr ist; aber es bewiese nur die Niederlage. sagt also nicht einmal die volle Wahrheit."

Jetzt verbarg der Herzog nicht mehr seine Unruhe. Ludwig zog gelassen zei Pergamente hervor.

„Hier ist der Friedenspakt, Herr Vetter, der nach meiner Rückkehr tifiziert werden soll. — Hier aber ist der Beweis der Minderwertigkeit: n Schreiben des Herzogs, in welchem er dem Bündnis mit Burgund feier-h entsagt."

Burgund wurde rot vor Zorn, als er die Schriftstücke durchflog; aber er rach kein Wort. Daß ein scheinbar politisches Manöver Tatsache war d in der Realität noch bedeutsamer und umfangreicher als in der nicht glaubten Nachricht, erschütterte ihn mehr noch als das wichtige Ereignis ber. Daß Valois mit der Wahrheit operierte und ihm in diesem ohnedies rworrenen Augenblick selbst den Griff des Mißtrauens entwand, verstörte n Herzog bis zur geistigen Dumpfheit. Was sollte er glauben und was llte er nicht glauben? Was mußte er tun und was mußte er unterlassen, n nicht in die Grube zu fallen, die er jenem gegraben hatte? Und wie rfte er jetzt noch annehmen, daß des Königs unbegreiflich sichere Haltung ne Sinn und ohne Fundament sei? — Wahrhaftig, es blieben ihm nur zei Antworten: der Versuch brutaler Gewalt oder Demütigung. — Er rach nichts, um sich nicht zu verraten. Er wagte noch keine Antwort, weil in Hirn kochte. Er unterdrückte den Ausbruch der Wut, als er den umphierenden Geist in Ludwigs Augen leuchten sah. Er brachte schließ-h, stotternd wie ein geprügelter Schuljunge, irgendeinen Vorwand hervor, gendwelche dringlichen Geschäfte, um diesen Tag der Verhandlung schließen zu können.

Oliver erwartete mit einer Unruhe, die von Stunde zu Stunde wuchs, das ntreffen des Fraters Fradin. Er wußte nach seiner eigenen Berechnung d aus der zunehmenden Nervosität Balues und des Konnetabels, daß das icksalsschwere Echo von Lüttich in der allernächsten Zeit heranrollen isse. Sich als erster der Nachricht bedienen zu können, war die not-ndige Bedingung, um den König zu retten und den dunklen Wall der heimnisse einzureißen, ohne selber verschüttet zu werden. Die tausend fahren, die die Mission des Mönches bedrohen mochten, die tausend fälle, die den Wiederhall der Ereignisse schneller sein ließen als Men-

schenbeine, welche dem Schicksal um wenige Stunden voranstürmten, quälten das Hirn des Neckers mit schreckhaften Bildern. — Ohne die Unterstützung angeblicher Augenzeugen mußte der kühne Schritt, den er plante und klug vorbereitet hatte, vergeblich werden; und schon am Dienstag konnte der Sturmwind von Lüttich hereinbrechen und jeden Widerstand zerschlagen. Das Verhängnis schob sich unbarmherzig und unaufhaltsam heran wie ein Eisberg, die Fahrrinne war nicht mehr lange offen. Und während der König durch den günstigen Verlauf des Tages eine echte Zuversichtlichkeit gewann, sank dem Necker der Mut. —

Doch gegen sieben Uhr abends trat Daniel Bart, der während des ganzen Tages die Ankömmlinge auf der Straße von Cambrai vor seinen Augen passieren ließ, an ihn heran und flüsterte ihm ein paar Worte zu. Olivers Gesicht war einen Augenblick wie von Sonne übergossen. Er schlüpfte in einen langen fehbesetzten Mantel, wie ihn die florentinischen Doktoren trugen, und eilte in die Johanneskirche. In einer Nische, nahe dem Hauptaltar kniete der Bruder Fradin. Der Meister ließ sich neben ihm auf ein Knie nieder, so nahe, daß sich ihre Schultern fast berührten.

„Ist auf Heuriblocq Verlaß?" fragte er flüsternd.

Der Mönch nickte; Herr Pieter sei im Gasthof und werde sich nicht rühren, da ihm die Erscheinung des Daniel Bart sichtliches Unbehagen bereite und da er andererseits viel Vertrauen zu ihm, Fradin, gewonnen habe. Denn Lüttich sei voller Erregung und Gerüchte gewesen, der Bischof und der Statthalter hätten versucht, nach Tongern zu gelangen; ob es ihnen gelungen sei, wisse er nicht; dem verängstigten Einnehmer dagegen sei die Nachricht, daß er auf der Proskriptionsliste stünde, innerhalb der bedrohlichen Atmosphäre so glaubhaft erschienen, daß er fast dankbar die rettende Hand des Mönches ergriffen habe und ihm ohne Zögern in die Kutte eines Franziskaners gefolgt sei.

Und Fradin richtete sich ein wenig auf, vernehmlich murmelnd:

„Libenter gloriabor infirmitatibus meis . . ."

Oliver nickte zufrieden. Die zwei schienen noch eine Weile still zu beten. Jetzt flüsterte der Necker:

„Daniel wird dir morgen vormittag sagen, wann du zum Kanzler gehen sollst, wann Pieter, und was ihr zu berichten habt."

Der Mönch nickte und betete weiter.

„Ich weiß, dankbar zu sein, Bruder Toon", sagte der Necker jetzt leise, mit unvermuteter Herzlichkeit, „so wie du es weißt. Das nächste Franziskaner-Priorat gehört dir."

Fradin bekreuzigte sich:

„In nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti."

Beide sagten Amen. Oliver erhob sich und ging raschen Schrittes, die Entscheidungen der nächsten Stunden bedenkend und den schnellen Schlag des Herzens fühlend, ins Schloß zurück.

Der König diktierte einem Sekretär in gutem Italienisch an den Mailänder Herzog den Brief, dessen Inhalt er vor einer Stunde mit Oliver be-

rochen hatte. Da der Necker durch Balue wußte, daß der Inhalt der anzösischen Kuriertasche den burgundischen Kanzler als Zensor hatte, digierte er die spärlichen Botschaften des Königs bewußt für die Augen r Kontrolle. So konnte Crèvecoeur in diesem Schreiben an den Duca orza lesen, daß Mailand jede Feindseligkeit gegen Savoyen unterlassen öge, weil der König bei Karl Burgund in Freundschaft weile und mit n zusammen ehrlich am Frieden arbeite. Die Chiffern aber, die, unauffllig zwischen die Zeilen verstreut, die Gegenorder gaben und zu entieidenden Operationen aufforderten, konnte der Kanzler schwerlich entcken, geschweige denn entziffern. —

Ludwig nickte dem eintretenden Necker freundlich zu, in guter Stimmung e stets, wenn seine Praktiken arbeiten konnten; doch sofort sah er, ernst rdend, im Gesicht Olivers die Anspannung, die eine entscheidende Kunde ssprechen muß. Er unterbrach das Diktat.

„Auf nachher, Meister Albertus, laß uns jetzt allein."

Der Sekretär verließ das Zimmer. Der König fragte unruhig:

„Was hast du, Oliver? Was ist geschehen?"

Der Necker trat dicht an ihn heran, mit sonderbar flackerndem Blick.

„Sire", sagte er leise, „Sie müssen jetzt stark sein. Sie müssen Ihren Verdacht als Tatsache nehmen!"

Ludwig fiel mit blassen Lippen in den Sessel zurück; seine Hände terten.

„Sie müssen stark bleiben, Sire!" wiederholte Oliver dringlich. „Nur re Haltung kann Sie retten!" — Er bückte sich an sein Ohr. — „Mein te ist zurück. Lüttich steht zur Stunde in Aufruhr. Der von Wildt hat zu ih losgeschlagen . . ."

Er stockte. Der König hämmerte wie in einem Krampf der Wut mit den usten rechts und links auf das Schnitzwerk des Armstuhls. Dann benigte er sich und grübelte, die Augen klein und matt im geschwollenen sicht.

„Das ist höllischer Zufall!" stieß er endlich hervor, „aber noch kein weis für Verrat!"

Oliver sah ihn an und sprach leise und klar:

„Der von Wildt hat zu früh losgeschlagen, — — auf Befehl des Konnebels."

Ludwig packte die Knäufe der Seitenlehne und hob sich aus dem Sessel, gsam, geduckt, als trüge sein Nacken ungeheure Last, mit berstendem sicht, aus dem dicke Stirnadern zu springen drohten, die Augen, in die ft starrend, von einem solchen Haß aufgerissen und gefärbt, daß Oliver chauernd zurückwich. Er ging mit schwerem Schritt an ihm vorbei, mit ngenden Armen und gewölbtem Rücken, — rund um das Zimmer herum, n Blick wie ein Irrer die Wände entlang schleifend. Jetzt blieb er vor r. Necker stehen und verklammerte sich an seiner Schulter, als fürchte die Beine möchten ihn nicht mehr tragen.

„Ja . . .“ keuchte er, „ja . . . ich begreife, begreife . . . ich sehe kein Rettung, Freund . . .“

„Sire“, sagte Oliver mit warmer Betonung, „der Herzog weiß es noch nicht!“

Der König richtete sich heftig auf, ohne ihn loszulassen; seine Augen hingen zweifelnd und fragend am Munde des anderen.

„Balue?“

„Die Eminenz“, sagte Oliver und lächelte ein wenig, „scheint damit gerechnet zu haben, daß die Nachricht von der Lütticher Revolte morgen oder übermorgen in Péronne eintreffen wird. Und er hat sich nicht verrechnet; denn heute schon wissen es nur wir beide, selbst er nicht, selbst der Konnetabel nicht.“

Ludwig ließ ihn los; sein Gesicht wurde ruhig und bald auch durch neue Energie gespannt.

„Jetzt begreife ich alles“, sagte er mit gerunzelter Stirn; „jetzt weiß ich auch, welchen einzigen Weg zur Rettung mein Oliver vorbereitet hat: wir müssen unseren zeitlichen Vorsprung in irgendeiner Weise ausnutzen.“

„Ja, Sire“, sagte der Necker lebhaft, „wir müssen es sein, die dem Herzog das Ereignis berichten; und wir müssen es noch heute abend tun und es wird gut sein, wenn ich die Aufgabe übernehme. Morgen früh wird mein Bote, ein mir ergebener flandrischer Mönch, der zu Crèvecoeur Beziehungen hat, scheinbar unabhängig von uns dem Kanzler die Nachricht bestätigen, und um die Mittagszeit soll sein Begleiter, ein höherer burgundischer Beamter von Lüttich, ein gebürtiger Genter, auf den ich aus gewissen Gründen Einfluß habe, dem Herzog die Katastrophe wiederum von sich aus und wieder in einer für uns günstigen Auslegung bezeugen. Dann können wir das Eintreffen der direkten Nachrichten von der Rebellion mit etwas mehr Ruhe erwarten. Dann ist wenigstens die Sprengwirkung des herzoglichen Jähzorns abgeschwächt und Ihre wissende und überlegene Haltung ihm gegenüber nicht erschüttert.“

Ludwig betrachtete ihn.

„Oliver“, murmelte er bewegt, „mein Oliver . . .“

Der Necker spürte eine tiefe Scheu vor einem Wort des Dankes. Die letzte Zeit hatte seine Seele zu stark geschüttelt und gezerrt, als daß die heimlichsten Empfindungen ruhig und gehorsam auf ihrem Grunde bleiben konnten wie früher. Er fühlte, die Scham konnte ihn verwirren und die Dankbarkeit den König wieder weich machen. Es galt, jedes Gefühl, den nüchternen Willen störte und das kalte Blut erhitzte, abzustoßen. Mit hastigen Worten überrannte er den Einwurf des Königs:

„Das also ist das Notwendigste, Sire: Sie müssen bleiben, wie Sie waren. Sie dürfen nicht die kleinste Schwäche zeigen, nicht die mindeste Verzagtheit, nicht den mindesten Zweifel an sich selber. Sie müssen im Gegenteil Ihre suggestive Fähigkeit und die Klinge Ihrer Dialektik bis aufs Äußerste anwenden, bis zur Brutalität. — Der Herzog sieht scharf, Saint-Pol sieht schärfer, Balue sieht am schärfsten, Sire!“

udwig ging finster auf und ab.
Wenn ich aus diesem Loch herauskomme, wird Tristan zu tun haben",
rmelte er.
Das sind im Augenblick sekundäre Erwägungen, gnädiger Herr", sprach
ver unbarmherzig. „Sie müssen auch bedenken, daß die Eminenz und
Konnetabel, an deren Bestrafung Sie doch wohl denken, sich ungefähr
gleiche sagen werden. Wenn Sie sie also je in Ihre Hand bekommen
len, dürfen Sie von Ihren Rachegedanken wenig verlauten lassen.
hen Sie sie durch tausend Ungewißheiten und Unbegreiflichkeiten
be, aber sprechen Sie nie eine klare Drohung aus. Wir werden Sie viel-
t gegen den Herzog ausspielen müssen. Ich hoffe, sehr bald auch die
ten Zusammenhänge der Konspiration klar zu sehen. Mich dünkt, wir
decken noch allerlei Staunenswertes und für die künftige Politik Maß-
iches."
Für die künftige Politik", wiederholte der König schmerzlich lächelnd;
iß ich denn, ob ich noch ihr Träger sein werde?"
er Necker zwang ihn sofort in den Augenblick zurück.
Über welche Summe verfügt Herr de Beaune?" fragte er scheinbar un-
mittelt. „Es kann sein, daß ich auch mit Geld zu arbeiten habe."
Der Geldkarren enthält annähernd zwanzigtausend Silbertaler", ant-
tete der König schon wieder sachlichen Tones. „Fünfzehntausend darfst
für deine guten Zwecke verbrauchen. Spare nicht, Oliver; und wenn es
wendig würde, verbrauche alles."
ie besprachen dann noch die Maßnahmen für die nächsten Stunden,
Haltung der Suite gegenüber und Olivers Mission zum Herzog. Der
ker war bemüht, den König durch eine Planmäßigkeit, die die kleinsten
stände berücksichtige und zur Beobachtung jeder Minute und jeder
e führte, gegen die Anfälle der Mutlosigkeit zu panzern. Er erkannte
an der immer präziseren, immer zielbewußteren Mitarbeit Ludwigs,
ein Einbruch der Schwäche kaum mehr zu befürchten war. Und un-
klich dann hielt er seine antreibende Willenskraft zurück und überließ
König die gedankliche Führung.

s traf sich gut, daß Oliver im Vorzimmer des Herzogs außer einigen
merern auch Herrn von Busleyden fand. Der Offizier hob überrascht
Kopf, als er den Vertrauten des Königs zu solcher ungewöhnlichen
de — es mochte gegen zehn Uhr sein — eintreten sah. Der Meister
sofort auf ihn zu und zog ihn in eine Ecke.
Chevalier", flüsterte er, „mein hoher Herr schickt mich in der dring-
ten Angelegenheit, die weder Verzögerung noch Zeremoniell verträgt,
Monseigneur von Burgund. Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn
mir die Audienz erwirkten."
isleyden zögerte; der Herzog sei in wenig günstiger Stimmung und
sich seit geraumer Zeit mit Crèvecoeur eingeschlossen, mit der aus-
klichen Weisung, ihn nicht zu stören. Oliver sagte mit feinem Lächeln:

„Gestehen Sie, Messire, sind Sie nicht ein wenig in meiner Schuld? Hat ich Sie neulich schlecht informiert? Sollte der Herzog einen Edelmann zu festlichen Mundschenk machen, der eine schlechte diplomatische Arb abgeliefert hat? — Ich möchte es kaum glauben."

„Gewiß habe ich Ihnen zu danken", sagte Busleyden geschmeichelt; „ab es sollte mich wundern, wenn eine Nachricht des Königs, die sich do wohl nur auf die Verhandlungen beziehen kann, nicht bis morgen früh Z hätte. Ich sage Ihnen sehr freundschaftlich: Sie könnten ungelegen komm und wenig Erfolg haben, Herr Kämmerer."

Oliver wurde ungeduldig.

„Wenn Sie wüßten, Chevalier, um was es sich handelt", sagte er etw gereizt, „dann würden Sie über sich selbst staunen, daß Sie den Abla eines historischen Schicksals auch nur um eine Minute aufhalten. — Denk Sie, bitte, noch einmal an unser Gespräch und denken Sie an sein Schluß, den Sie dem Herzog pflichtmäßig so wenig vorenthalten hab werden wie meine übrigen Mitteilungen. Melden Sie ihm also, daß mei dringende Botschaft sich auf Lüttich bezieht. Mich dünkt, Sie nützen dar Ihrer Karriere gleicherweise oder noch mehr." —

Der Offizier trat erschrocken zurück, die Ironie der letzten Worte üb hörend. Die anderen Höflinge wurden jetzt aufmerksam und zeigten vi Neugier auf den Gesichtern. Doch Busleyden ging stumm und eilig ihnen vorbei und verschwand in dem angrenzenden Raum. Es verstr einige Zeit. Oliver war es zufrieden, daß der Adjutant mehr zu sag schien als die bloße Anmeldung, und bemühte sich, den beobachtend Augen ringsum in Haltung und Bewegung eine schlecht beherrschte A regung zu zeigen. Dann kehrte Busleyden zurück, mit nervösem Gesic und führte ihn wortlos zum Herzog.

Das Gemach, das sie betraten, war klein und notdürftig erhellt und w — wie die anderen bewohnten Räume des Schlosses — die peinliche Na barschaft des eilig aufgerichteten Prunkes und grämlichen Verfalls a Burgund ging hastig die kleine Strecke zwischen Tür und Fenster auf u ab, mit seinem mächtigen Körper die Enge gleichsam bedrohend. Er sch den Eintritt der beiden Männer nicht zu beachten. Neben dem Fens stand regungslos und mit verschränkten Armen der Kanzler, das Gesi beschattet. Oliver verbeugte sich tief und blieb stumm an der Tür steh Er bemerkte nicht ohne Genugtuung, daß Busleyden das Zimmer ni wieder verließ, sondern sich an die andere Seite der Tür stellte.

Der Herzog brach plötzlich los, ohne sein wildes Hin und Her a zugeben oder jemanden anzusehen, heftig einsetzend mit seiner schar Stimme, die wie geborsten klang, zuweilen die Fäuste schüttelnd:

„Wenn Herr Valois mich für einen Tölpel hält, so ist es sein gu Recht, — wie es das meine ist, ihn für einen Fuchs zu halten. Aber Fuchs sitzt in der Falle und der Tölpel nicht: das ist ein Unterschied, dü mich. Und das sollte bedacht werden, bevor man aus einem Tag zu

teil herauslisten will. Sich selber praktiziert man auch nicht mit abend-
n Insinuationen aus dem Fangeisen!"
r blieb plötzlich vor Oliver stehen.
Sagen Sie Seiner Majestät: ist er in Wahrheit über die Vorgänge in
ich besser unterrichtet als ich und will er es mir eingestehen, dann gibt
amit etwas zu, was ich schon lange vermute und gerne mit Sicherheit
te. Sagen Sie ihm, daß ich in solchem Fall kaum eine Schlauheit ent-
en könnte und daß er sich die Abendbotschaft an mich noch einmal
legen möge."
Mit Verlaub, Hoheit", entgegnete Oliver und hob die Stimme, „ich
gerne die Verantwortung übernehmen, mich meines Auftrags doch in
em Augenblick zu entledigen. Ich darf Sie erinnern, daß ich Ihnen
ern auf einen ähnlichen Verdacht zu antworten die Ehre hatte. Ich
e ihnen, daß wir bald den Beweis des Gegenteils führen können. Das
t also, daß schon daran gearbeitet wurde und daß der König bereits
der Absicht, sich auf unwiderlegliche Art zu rechtfertigen, Ihre Gast-
ndschaft in Anspruch genommen hat."
r unterbrach sich und wandte sich an den Adjutanten.
ch darf Herrn van Busleyden bitten, mir zu bezeugen, daß ich ihm
n als Delegierter des Königs über alle Beweggründe zu dieser Zu-
nenkunft und auch über die Lütticher Sorge meines hohen Herrn wahr-
ige und ehrliche Auskunft gegeben habe."
Das weiß ich, das weiß ich!" rief Burgund ungeduldig.
Gut, Hoheit", fuhr der Necker umso gleichmütiger fort, als er den
ten unruhig sah; „gut, Hoheit, und Sie wissen auch, daß die beiden
n Tage der Zusammenkunft die Wahrheit und Ehrlichkeit meiner
eilungen in allen zum Beweis gelangten Punkten bestätigten. Sie sahen
auch an der Haltung der Majestät, daß ein gutes Gewissen und ein
Wissen auch absonderlichen und verfänglichen Auffassungen von
freundschaft begegnen kann . . ."
Zum Teufel, Herr!" rief Burgund, mit dem Fuß aufstampfend, „wer
Ihnen das Recht zu solcher Kritik?"
ie selber, Monseigneur", antwortete Oliver kalt, „durch Ihre Kritik
em König, in dessen Namen ich hier spreche."
r Herzog hörte aus der festen Sprache des Dieners immer wieder des
n rätselhafte Sicherheit heraus, die ihn verwirrte. Er nahm mit brüsker
dung seinen Gang durch das Zimmer wieder auf.
ommen Sie zum Schluß!" befahl er kurz. Der Meister berichtete sach-
Tones:
er König hatte, wie ich bereits dem Herrn van Busleyden mitteilte,
Konnetabel beauftragt, von Luxemburg aus die Bewegungen im Lüt-
Hinterland zu beobachten. Er kam mit dem vorläufigen Resultat
er, daß der deutsche Söldnerführer Johann von Wildt mit einer sehr
en Truppe in den Ardennen stände und möglicherweise mit den
chern in Verbindung oder sogar im Bunde sei. Mein hoher Herr

hätte Sie morgen, ohne noch die Gewißheit dieses Zusammenhanges haben, auf seine Eventualität aufmerksam gemacht. Vor einer Stu aber traf vom Hauptquartier des Konnetabels die Nachricht ein, daß Wildtsche Heerhaufen in der Richtung auf Lüttich abmarschiert und in den Ortschaften der Maasniederung, welche er durchzog, die mit sei Unterstützung gegen Burgund unternommene Revolte der Stadt ber bekannt sei. Mein hoher Herr hält es für seine Pflicht, Sie unverzügl von diesem Ereignis in Kenntnis zu setzen und Ihnen schnelle Geg maßregeln zu empfehlen. Nach menschlichem Ermessen kann schon morgige Tag die schlimme Bestätigung bringen. Mein hoher Herr a gibt einen dreifachen Beweis seiner Loyalität: durch diese Meldung, du seine Anwesenheit in solchem Augenblick und schließlich durch die de schen Landsknechte selber, die man in den Reihen der Lütticher fin wird."

Burgund war schon nach den ersten Sätzen Olivers stehen geblie und hatte dem Sprechenden mit wachsender Erregung zugehört. J senkte er die Stirn wie ein Stier, der zustoßen will; seine Backenknoc kanteten sich, Crèvecoeur ging hastig auf ihn zu und flüsterte ihm ei Worte ins Ohr.

„Busleyden", befahl der Herzog heiser, „der Marschall und die F hauptleute haben in einer Stunde hier zu sein."

Der Adjutant ging. Der Herzog starrte wieder auf den Boden hob plötzlich den vollen Blick zu Oliver auf. Sein Gesicht zuckte Kampf gegensätzlicher Gedanken. Er suchte nach einer Antwort, die gleich klug und ehrlich war. Der Kanzler, wohlvertraut mit der gehemm und schon wieder wild ausbrechenden Natur seines Fürsten und eine Unklugheit befürchtend, bewußt auch der gefährlichen Eloquenz d Widerparts, fühlte die Notwendigkeit, einzugreifen.

„Herr Kämmerer", sagte er höflich, „versichern Sie die Majestät uns schuldigen Dankes."

„Ja", stieß Burgund rauh hervor. Oliver verbeugte sich und ging.

Der König hatte, um vor der Rückkehr des Meisters und seinem scheidenden Bericht nicht mit Balue und Saint-Pol zusammensein sprechen zu müssen, Unpäßlichkeit vorgeschützt und sein Zimmer nicht lassen. Damit den beiden die nahe bevorstehende Enthüllung der Lage durch das Gehen und Kommen des einen Oliver motivierbar sei, Ludwig geschickt und in unregelmäßigen Abständen auch Bourbon, de Beaune und den Generalprofos mit irgendwelchen Aufträgen gehen kommen lassen, ohne doch dem Kardinal und dem Konnetabel auch für wenige Minuten Gelegenheit zu geben, miteinander unter vier A zu sprechen. Stets war der peinlich lächelnde Herr Tristan oder der fallend wortkarge Schatzmeister in der Nähe; und als die Herren sich ihre Zimmer zurückgezogen, komplimentierte der Profos den Grafen S Pol so geschickt vor sich her, seinem vom Schlafraum des Kardinals das gemeinsame Zimmer der beiden Räte getrennten Gemach zu,

ıde noch ein Gutenacht über den Kopf des Höflichen hinweg möglich

)er zurückkehrende Oliver mußte zunächst das Zimmer des Kardinals sieren. Balue sprang ihn an wie ein Raubtier.

Hüten Sie ihren Kopf, Necker, Sie haben sich augenscheinlich zu spät er uns entschieden!"

)liver sah ihn lächelnd an.

Gewiß hüte ich meinen Kopf, wie Sie den Ihren, Eminenz."

alue hielt ihn am Arm fest.

Um aller Heiligen willen, Meister, was geschieht hier? Was weiß der nig?"

)er Necker zuckte mit den Achseln. Er meinte vorsichtig:

Wüßte ich es, Monsignore, dann wüßten Sie es auch. Mich dünkt nur, sind in die eigene Falle gegangen. Jetzt muß jeder sehen, wie er her- kommt. Es dürfte nicht leicht sein."

r befreite sich mit einem Ruck der Schultern und hatte schon die Tür ı Nebenzimmer erreicht. Jean de Beaune, der auf seinem Bett saß, te ihm mürrisch zu.

Ich habe solche Sehnsucht nach der Touraine", sagte er mit einer nasse, „daß ich selbst Ihre Eifersucht herausfordern möchte, Meister."

)livers Gesicht verfinsterte sich. Tristan lachte:

Rühren Sie jetzt nicht die menschlichen Schwächen unseres Teufels auf, ı, wir sind im Augenblick wahrhaftig auf die ungestörte Ausübung es infernalischen Berufs angewiesen. — Nichts für ungut, Meister, wenn uns aus dieser Vorhölle herausbringen, verschreibe ich Ihnen gerne ne an und für sich schon etwas lädierte Seele."

)liver ging weiter, als hätte er nichts gehört. Im dritten Zimmer stand Konnetabel am Fenster und trommelte gegen die Scheiben. Er drehte nach dem Eintretenden um und wandte schnell wieder den Kopf ab, ewidert den Rücken krümmend.

)liver ging weiter, einen spöttischen Blick auf ihn werfend. Das vierte mer war leer. Der Necker fand Bourbon beim König; er wußte, daß Herzog inzwischen eingeweiht worden war.

udwig hob erwartungsvoll den Kopf; er schien ruhig und seiner Sache iß; die klaren Augen zeugten von der zielbewußten Arbeit der Ge- ken. Oliver lächelte ihm zu:

Monseigneur von Burgund versichert die Majestät seines schuldigen kes und wird jetzt in einem Kriegsrat toben."

Gut, mein Freund", sprach Ludwig, „und Sie, Herr Bruder, werden die Güte haben, Oliver in den Augen gewisser Herren zu entlasten noch einmal geschäftig fortzugehen, sich irgendwo einer Viertelstunde uhalten, mit besorgter Miene wiederzukommen und dann Balue, Saint- und meine beiden Gevattern vor ihren König zu bitten."

)urbon verließ das Gemach. Ludwig lehnte den Kopf zurück und schloß ı Augenblick die Augen.

„Der Dank ist dem Herzog nicht leicht gefallen?" fragte er leise.

„Er fiel ihm so schwer", entgegnete Oliver ernst, „daß ihn Crèveco für ihn aussprach und er ihn nur bejahte. Aber ihn hemmte nicht so s Ungläubigkeit wie Unsicherheit. Jetzt müssen wir abwarten, was morgige Tag bringt."

Sie schwiegen beide. Vom Schloßhof herauf drang der Lärm von Schrit Worten und Waffen. Oliver sah die Brauen des Königs in Unruhe zuck Er begann viel und laut zu reden, um die beängstigenden Laute der Fei seligkeit zu übertönen. Er drängte den König hastig von jedem Gedan ab, der zur Schwäche oder zur Furcht führen konnte, und spannte s Energie wieder durch Berichte über die Verschwörung, durch Andeutun über die Zusammenhänge, die unmerklich immer umrissener und kl wurden, gleich als ob Beobachtungen, Bestechungen und geschickte He ihn mit jeder Stunde zur besseren Erkenntnis der Lage führten. Er schränkte sich wohlweislich nur auf die Erklärung der Rollen Balues Saint-Pols bei dem dunklen Spiel und brauchte dann schon dem Kö der über die bevorstehende Konfrontation nachsann, nichts mehr über kluge Behandlung der beiden sagen noch etwas der verabredeten Meth hinzufügen oder nehmen.

Bourbon kehrte zurück, blieb kurze Zeit im Zimmer und berief d im Namen seines königlichen Schwagers die vier Herren. Ludwig saß steifem Rücken und unbeweglichem Gesicht auf dem hochlehnigen Stuhl ein Richter und verstärkte bewußt diese Wirkung durch den harten durchdringenden Blick, mit dem er den Konnetabel empfing und der b Eintritt des Kardinals grausam wie der eines Henkers war. Saint stand blaß und ruhig, das kantige Kinn etwas vorgeschoben, die B ein wenig gespreizt. Jean de Beaune und der Profos, der eine in Erwar blutrot, der andere kalten Blutes beruflich interessiert, blieben im Hi grund. Balue, sehr bleich zwar, aber in Haltung und Bewegung v Würde, hielt den Blick des Königs mit staunenswerter Energie aus. O stand hinter Ludwigs Sessel im Schatten der Fensterwand.

„Seigneurs", sprach der König mit kaum lauter, fast gleichgül Stimme, „ich habe Ihnen mitzuteilen, daß Lüttich rebelliert."

Man hörte ein Stöhnen Balues. —

„Der von Wildt", fuhr Ludwig in gleichem Ton fort, „hat zu losgeschlagen: ob aus freiem Ermessen, auf bestimmten Befehl oder auf gut Glück, will ich jetzt nicht entscheiden."

Er sah den Konnetabel an. — Saint-Pol senkte die Stirn, auf Schweißtropfen glänzten. Der König sprach weiter, gleichmütig, nüd fast:

„Ein provokatorischer Akt Burgunds — kaum denkbar an und für möglich nur in seiner Gleichzeitigkeit mit meiner Anwesenheit in Péron ist ausgeschlossen; denn der Herzog, dem ich als erstem die mir zuge mene Nachricht habe mitteilen lassen, ist so überrascht wie ich und wi Seigneurs, es ebenfalls zu sein scheinen."

betrachtete mit kaum merklichem und doch unsagbar bösem Lächeln
t-Pol und Balue, schaute von einem zum anderen. Der Kardinal hatte
Hände über der Brust gefaltet und die Finger ineinander gekrampft,
hr Zittern nicht sehen zu lassen.
ire", sagte er und hustete, „Sire . . ."
eigneurs", begann Ludwig wieder, ohne ihn zu beachten, „der Zwi-
fall scheint geeignet, die Verhandlungen zu paralysieren und die per-
che Sicherheit des Souveräns zu gefährden. Es wäre furchtbar, wenn
bewußter Wille mit diesem Mittel zu meiner Vernichtung gearbeitet
n sollte; furchtbar für den Urheber; denn der Plan wäre mißlungen,
it ein Mensch dem Schicksal gegenüber Waffen haben kann, besitze
ie. Ich bitte Sie, Seigneurs, in den nächsten Tagen mutig zu sein und
rsichtlich und sich Ihres Eides zu erinnern, der Sie an mich bindet.
ben Sie mir, ich werde noch Gelegenheit und Macht genug haben,
an Ihre Treue zu erinnern. — Sie sehen auch, Seigneurs, daß ich
Frage der persönlichen Verantwortung irgendeines von Ihnen für die
icklung der Lage nicht berühre, eine Frage, die vielleicht nicht be-
ungslos ist. — Ich verbiete Ihnen, von diesem Augenblick an ohne
e Erlaubnis den uns zugewiesenen Flügel des Schlosses zu verlassen,
selbständige Unterhaltung oder ein Gespräch mit der Gegenpartei zu
n oder Nachrichten mündlicher oder schriftlicher Art weiterzugeben.
erbiete es Ihnen nicht aus Mißtrauen, sondern um die klare Führung
Geschäfte zu behalten. — Sie können jetzt gehen, Seigneurs, gute
t."
ire", versuchte Balue wieder, „ein Wort . . ."
ire", sagte auch der Konnetabel, „mit Verlaub . . . ."
r König stand auf und wiederholte mit etwas lauterer Stimme:
eigneurs, gute Nacht!"
r Necker öffnete die Tür.

s erwartete Schicksal stürmte in den Dienstag. In der Frühe hatte
Fra Fradin seines Auftrages bei Crévecoeur entledigt. Doch bevor
iblocq, den Daniel Bart nicht aus den Augen ließ und den er sowohl
schweren Beutel mit tausend Talern als auch einen kurzen, breiten
handlichen Dolch sehen ließ, zur festgesetzten Stunde sich in das
ß begeben konnte, brach die Nachricht ein wie eine sich überstürzende
e. Flüchtlinge kamen aus Lüttich und meldeten einen furchtbaren
tand und die Flucht des Bischofs, des Statthalters und ihres Hofes
Tongern. Flüchtlinge kamen aus Tongern und meldeten die Über-
elung ihrer Stadt durch die Lütticher, die Ermordung des Bischofs und
urgundischen Statthalters, die Niedermetzelung ihres Gefolges. Andere
r wußten nichts von solchen Greueln und sprachen nur von einer
gennahme des Prälaten. Einige wollten französische Provokateure
den Meuterern erkannt haben. Der burgundische Steuereinnehmer
Heuriblocq wiederum, der sich als erster höherer Beamter aus dem

Rebellionsgebiet im Schloß einfand und dessen Aussage deshalb v
Beachtung fand, versicherte, deutsche Landsknechte in den Reihen
Insurgenten gesehen zu haben. Er wurde auf sein Anerbieten als Üb
bringer dringender Orders nach Brüssel geschickt. — Neue Flüchtlin
neue Gerüchte trafen ein. Wie immer das Echo einer Katastrophe
worren, voller Widerspruch und maßlos in seiner entsetzten Überstürz
ist, so hallte auch Péronne von ungeheuerlichen Gerüchten wieder.

Der Herzog gab am Nachmittag den bedrohlichen Befehl, die T
der Stadt und des Schlosses zu sperren. Seine Haltung war undurchdri
lich und diese Maßregel unheilverkündend. Seit der Meldung des Nec
vom Vorabend hatte jeder Verkehr mit dem König und seinen Le
aufgehört. Eine starke Wache trennte den westlichen Schloßflügel von
Außenwelt. Der Valois und die Männer seiner Umgebung schienen
fangene. Ludwig verlangte den Herzog zu sprechen. Der Offizier, der
Detachement befehligte, kam mit der Nachricht zurück, daß Monseign
über die Maßen beschäftigt sei und zur gegebenen Zeit selber den K
aufsuchen werde.

Oliver war voller Sorge. Die Art Burgunds erschreckte ihn. S
Befürchtung, der Herzog möchte den gut konstruierten und schwer wi
legbaren Beweis von der Unschuld des Königs nicht anerkennen
mit Gegenargumenten bekämpfen, sondern brutal mit seinen kräftig
Muskeln beiseiteschieben, schien sich auf schlimme Weise zu bestäti
Gegen solche unversehens übergeworfene Fessel des Körpers und des Ge
wußte er noch keinen befreienden Griff.

Die dumpf abrollenden Stunden schienen die Luft in den grauen Räu
zu verdicken und das Atmen zu erschweren. Der König war wie in
Starre. Er saß ohne Wort und ohne Bewegung in seinem Sessel, die H
rechts und links auf den Armlehnen, den Kopf angelehnt, das Kinn e
erhoben. So schien er auf etwas zu warten oder nachzudenken. Keiner
Herren wagte sich aus seinem Zimmer, keiner wagte zu sprechen.
und Saint-Pol — jeder in seinem Gemach unruhig sich bewegend oder
durch Stunden festgebannt auf einer Stelle — dachten nach, die an
warteten. Oliver beobachtete den König.

Es kam die Nacht. Aufwärter mit Speisen passierten die Postenkette
richteten stumm die abendliche Tafel. Als sie nach etlicher Zeit wi
kehrten, fanden sie den Eßraum leer, die Stühle nicht verschoben, die Sp
nicht angerührt.

Es wurde eine seltsame Nacht. In den Räumen herrschte Schweigen
Finsternis. Nur im Gemach des Königs brannte Licht und war Gesl
Oliver entwickelte die Konspiration in ihrem ganzen Ausmaß, aufgefo
durch eine plötzlich wache Frage des Fürsten, die in ihrer durchdringe
und umfassenden Klugheit die starke Gedankenarbeit der letzten Stu
verriet. Der Necker, der dann geschickt Ludwigs Aufmerksamkeit au
eigentliche Fundament der Verschwörung: auf die neue Fürstenliga l
nannte als Quelle seines Wissens die Mitteilungen des ihm ergebenen Ag

ecours, den er schon in Paris sich verpflichtet habe. Da die Reorgani-
n der alten Fronde dem König nicht unbekannt war und von ihm selber
in den mutmaßlichen Zusammenhang mit Péronne gebracht wurde,
n er weder überrascht noch mißtrauisch. Die Namen, die Oliver dann
te, waren auch für ihn die bekannten, entscheidenden und zu be-
fenden.
e beiden hockten zusammen wie Richter einer absonderlichen Feme.
ksale von Menschen wurden entschieden, große Ideen für die Gestaltung
Reiches in Pläne gegossen. Die Stille draußen wurde von Zeit zu Zeit
n ablösende Mannschaften, Kommandos und Klirren von Waffen unter-
nen. Der eingesperrte Valois formte die Politik Frankreichs. Dann
er schwieg er, mit anderen Gedanken beschäftigt.
Herr Karl von Frankreich ... Nemours ... Saint-Pol ... Balue" mur-
e er.
as waren Todesurteile, wußte der Necker. Er dachte an die Nacht in
ans, als er den Kardinal mit dieser Aufzählung erschütterte. Er dachte
daran, daß Balue den Namen Oliver vermißte und genannt wissen
e. In leisem Schauder betrachtete er das steingraue und unerbittliche
ht des Königs, der ihn plötzlich ansah. Oliver fühlte, wie seine Lippen
ntfärbten.
Was hast du, Oliver?" fragte Ludwig. Der Necker zwang sich zu einem
eln. Sein Hirn jagte nach einer guten Antwort — und es fand die
, die Überlegungen dieses langen schweren Tages zusammenraffend.
h glaube, Sire, ich habe den rettenden Gedanken — für die Gegenwart!"
dwig betrachtete ihn gespannt.
Wahrhaftig, Sire!" rief Oliver, „das kann die Rettung sein. — Schlagen
iem Herzog vor, er solle gemeinsam mit Ihnen gegen Lüttich ziehen!"
er König sprang erregt auf, mit glänzenden Augen, und ging über-
d auf und ab.
Wahrhaftig, mein Oliver, das kann die Rettung sein", wiederholte er
n
er Morgen war nicht mehr fern, als die beiden sich zur Ruhe legten. Zu
er Stunde schon erhoben sie sich wieder. Der König schien frisch und
eruht; das nächtliche Gespräch hatte ihn gestärkt wie ein guter Schlaf.
illte den Vormittag mit fiktiven Beratungen, zu denen er seinen Schwa-
Tristan und Beaune, auch Balue und Saint-Pol hinzuzog. Da der Nach-
g verging, ohne daß der Herzog oder eine Nachricht von ihm kam,
da Ludwig befürchten mußte, Burgund möchte Péronne verlassen und
los seinen Gast in Gefangenschaft behalten, versuchte Oliver noch vor
uch der Dunkelheit, durch die Postenkette zu kommen. Vor der Treppe,
n den Schloßhof führte, kreuzten zwei weißblonde, riesenhafte Gar-
n stumm die Partisanen. Oliver blieb stehen; auf jedem Treppenabsatz
r Doppelposten.
m Namen des Königs!" befahl Oliver auf flämisch, mit scharfer Stimme,
den wachhabenden Offizier!"

Die Soldaten gaben die Order weiter. Nach einigen Minuten sprang junger Adeliger die Treppe herauf. Oliver rief ihm entgegen:

„Im Namen des Königs befehle ich Ihnen, mich mit einer Botschaft Sei Majestät zum Herzog zu führen oder Herrn van Busleyden zu mir schicken, dem ich sie in Ihrer Gegenwart anvertrauen will."

Der verblüffte Offizier bat ihn zu warten. Er kehrte nach zehn Minu mit Busleyden zurück, dessen Gesicht von Nachtwachen zeugte.

„Chevalier", sagte der Necker mit lauter Stimme, unbekümmert um Bewaffneten, die das Treppenhaus füllten, „der König will nicht sehen nicht erwähnen, was zu sehen und zu erwähnen ungeheuerlich ist. Er seinem Vetter und Lehensmann Karl von Burgund sagen, daß er be war und bereit ist, den Oberbefehl über die Strafexpedition gegen Lütt zu übernehmen!"

Dem van Busleyden flatterten die Augenlider. Der Necker beugte sich sein Ohr:

„Wenn nicht schon die drei Beweise das Gewissen jedes Ehrenmannes belasten, dann muß dieser vierte Beweis eine Schamröte entfachen, diese Mauern ihr Grau verlieren möchten! Sie und Crèvecoeur müssen da sorgen, daß die Schande den Herzog nicht auch außerhalb von Péro und für das ganze Leben begleitet. Die Majestät verzeiht und schweig

Busleyden senkte den Kopf.

„Der Herzog quälte sich genug", flüsterte er. „Jetzt bringe ich ihn h

Er ging in Hast fort. Der Necker eilte zum König und meldete ihm Erfolg. Ludwig lächelte und reckte die Arme.

„Wenn er kommt", sprach er mit verschlagenem Ausdruck, „ist Eur heute abend um einen sonderbaren Frieden reicher und um eine jämmerli Liga ärmer. Wenn er kommt, wird morgen in den Kirchen von Pér und in drei Tagen in den Kathedralen von Paris das absonderlichste Tede gesungen, das je den Herrn lobte." —

Oliver kehrte auf seinen Posten an der Treppe zurück, mit verschlosse Gesicht die Zimmer der Herren, die ihm gespannt oder gequält nachsa wieder durchqueren. Er wartete fast eine halbe Stunde, in scheinba Gleichmut gegen eine ungefüge Säule gelehnt. Dann ertönte vom Hof ungewöhnliche Bewegung. Die Soldaten auf den Podesten der Treppe starrten zu eisernen Figuren. Der Herzog, in Panzerhemd und Beinschie den schönen Kopf entblößt, klirrte die Treppe herauf. Oliver verbeugte und sah dann dem Fürsten ins übernächtigte, von innerlichen Kämpfen den Schlägen der drängenden Stunden gezeichnete Gesicht.

„Der Allerchristlichste König erwartet Sie mit vieler Freude, M seigneur", sprach Oliver förmlich; „er hat sein schönes Ziel durch Fügung des Schicksals schneller und ausschließlicher erreicht, als er dac denn schon morgen werden in Frankreich und Burgund die Glocken lä können."

Der Herzog betrachtete den Sprecher mit maßlos erstaunten Augen wurde plötzlich rot.

Hoffen wir es", sagte er, sich abwendend; doch er fügte dann leiser hinzu: Sie sind gefährlicher als das ganze Heer des Valois, Sieur Le Mauvais. hätte Ihnen den Kopf abschlagen oder Sie zu meinem Minister machen n."

Mein Kopf gehört nicht mir", sagte der Necker und lächelte ironisch; halb darf ich sagen, es wäre schade um ihn gewesen oder schädlich für Hoheit, wenn er einem burgundischen Minister gehörte."

er Herzog ging weiter, als hätte er die Antwort nicht gehört. Oliver te ihm in einem Abstand von wenigen Schritten. Die Herren der Suite en inzwischen von Ludwig benachrichtigt worden, daß er Burgund er- te. Die Türen ihrer Zimmer standen offen. Der Kardinal saß auf einem l und schien in sein Brevier vertieft. Er stand nicht auf, als Herr Karl h sein Zimmer schritt, sondern neigte nur grüßend das Haupt, mit ellem Blick das harte Profil des kaum Dankenden und Olivers be- ungslose Miene prüfend. — Tristan und Jean de Beaune warteten rechts links von ihrer Tür, in höfischer Verbeugung. — Saint-Pol stand breit- ig vor dem Fenster, die Arme verschränkt, mit seinem offenen Blick Herzog von der einen Tür zur anderen begleitend, ohne Gruß. Burgund f die Lippen zusammen. — Herr Bourbon geleitete ihn zeremoniell bis Zimmer des Königs und zog sich dann zurück. Oliver folgte ihm und ß hinter sich die Tür.

udwig empfing den Herzog freundlich lächelnd, lässig in seinem Stuhl ckgelehnt, reichte ihm die Hand und bot ihm ein Taburett neben sich Burgund, der nicht wußte, ob der König die dämonische und abgründige nalität seines Kämmerers fortsetzen wollte, wartete mit finsterem Ge- , daß der andere das Gespräch beginne. Ludwig ließ sich Zeit, bis er an nervösen Händen des Herzogs seine Unsicherheit erkannte.

Wir wollen mit offenen Karten spielen, Herr Vetter", sagte er dann nderten Tones; „das wir nur für Sie von Vorteil sein, da ich Ihre en kenne."

er Herzog schwieg. Ludwig, der höher saß, beugte sich über die Seiten- e zu ihm hin.

Als ich hierher kam, Burgund, kannte ich bereits das gut gesponnene ebe, in dem ich hängen bleiben sollte. Ich könnte Ihnen jede Masche zeichnen und sogar Verästelungen, die selbst Sie nicht ahnen oder erst . Ich wollte im entscheidenden Augenblick das Netz nicht nur von mir, ern auch von Ihnen streifen; denn man hatte auch Sie schon verstrickt. Entscheidung kam schneller und bestürzender, als ich es glaubte; doch ilft Ihnen und mir. Ich kam zu Ihnen, um Ihnen zu versprechen, Ihr nd zu sein. Durch Lüttich kann ich beweisen, daß ich es bin. Sie dürfen über meine dreihundert schottischen Leibgardisten und über die fünf- end Reiter verfügen, die der Großmeister inzwischen nach St. Quentin hrt haben wird."

Wir brechen morgen auf", sagte der Herzog schlicht. Ludwig legte ihm Hand auf die Schulter.

„Sie haben sich überwunden, mein Freund. Ich will Ihnen danken, d
an das Vergangene zu denken. Ich will Ihnen freiwillig zubilligen, was
wohl zwangsweise zu erhalten hofften. Die Bretagne interessiert Sie n
mehr; doch Ihre anderen Freunde seien bedacht, ohne daß sie neuerlich
frondieren brauchten: Herr Karl von Frankreich, mein liebwerter Bru
bekomme die Champagne und Brie; außerdem würde ich für den Fall,
Sie es im Ernst wünschten, mein Einverständnis zu seiner Heirat mit I
jungen Tochter Maria geben, — eine Zusage, die ich bisher, ich gestehe
aus gleichsam pädagogischen Gründen dem noch nicht Reifen und mir d
viel Verdruß Bereitenden immer verweigerte."

„Ich selber bin in dieser Frage durchaus noch nicht entschlossen", sa
der Herzog verlegen; „aber ich danke Ihnen für Ihr Wort."

„Nemours bekomme einige Landschaften", fuhr der König verbind
fort; „Ihnen selber beschwöre ich den Frieden auf der Grundlage des letz
Pariser Paktes. Sind Sie zufrieden?"

„Ich bin zufrieden", sagte Burgund langsam und leise. „Meinem Schwa
Savoyen biete ich Versöhnung und Freundschaft an; ich habe bereits mei
Mailänder Alliierten gebeten, die Feindseligkeiten gegen ihn einzustellen.
Herrn du Lau rehabilitiere ich durch eine Statthalterschaft im Süden. — V
langen Sie sonst noch bestimmte Entschädigungen für die Herren
Ehrengeleites?"

„Nein."

„Und dies noch", flüsterte Ludwig, „man hat ein doppeltes Spiel mit
getrieben. Ich weiß es und Sie ahnen es: wer. Mit Balue rechne ich selber
Sie werden verhüten, daß er sich an Ihre Rockschöße klammert?"

„Ja", sagte Burgund.

„Der Konnetabel ist für die Lütticher Katastrophe zum mindestens
dingt verantwortlich. Er hätte die Vereinigung des Wildt mit der Stadt
hindern müssen. Soll ich ihn Ihnen überlassen, Vetter?"

„Nein", antwortete der Herzog nach kurzem Nachdenken.

Ludwig beugte sich an sein Ohr:

„Wollen Sie seinen Kopf?"

„Nein."

Der König kniff häßlich die dicken Lippen ab.

„So will ich ihn — zu gelegener Stunde." —

Gegen acht Uhr wurde der Frieden in Gegenwart des burgundischen H
und des königlichen Gefolges auf des heiligen Karolus Magnus Kreuz,
der Valois mit sich führte, feierlich beschworen. Die Glocken läuteten.

In dieser Nacht, der letzten in Péronne, als der König und Oliver s
ruhten und ein friedsames Dunkel den Raum füllte — freiere Luft a
wie wenn die Mauern dünner geworden wären — hörte der Necker in
Entrücktheit des nahenden Schlafes eine Stimme:

„Ich habe die Anne nicht berührt, mein Oliver ..."

Der starke Schlag des Herzens stieß den Necker in die Höhe. Er laus

offenem Munde keuchend. Nach einer Weile sprach der König das gleiche:
ch habe die Anne nicht berührt, mein Oliver."
er Necker keuchte immer lauter, als behielt die Brust nicht mehr das
imnis. Er kniete im Bett auf und stöhnte:
Herr, verzeihen Sie mir! Herr, ich habe Sie ..."
ch verzeihe dir, mein Oliver, weil ich ahne und geahnt habe, was zu
eihen ist. Ich verzeihe dir den bösen Gedanken um der großen guten Tat
n, die du getan hast, dich selber besiegend und mich liebend. — Aber,
er, das Schlechte in mir verzeiht mir nicht meine gute Tat, um deines
n Gedankens willen."
schwieg. Der Necker glitt vom Lager und tastete sich zu ihm hin. Er
e seine Hände. Der König sprach leise:
Wir kennen uns jetzt zu tiefst, mein Bruder." —
der Abtei St. Denis bei Paris, wohin der heilige Dionys seinen ab-
lagenen Kopf getragen hatte und wo er sein Grab wünschte, wurde auf
nl des Königs, der mit dem Herzog von Burgund gegen Lüttich zog,
Tage später das Hochamt zur Feier des Friedens abgehalten und das
um gesungen. Alle Glocken der Stadt, alle Glocken des Landes läuteten.

II. Buch

Erstes Kapitel

ALTER EGO

ANGS November, während noch in der eroberten Stadt die durch den
en Widerstand und durch schwere Verluste gereizte Soldateska mordete
plünderte, die Limburger Brandkommandos des Herzogs planmäßig das
e Mal die Feuersbrunst entfachten, zwischen den Eisschollen der Maas
ufgetriebenen Leichen der Ersäuften wie Flöße des Entsetzens trieben
burgundische Reiter den ins bergige Hinterland geflohenen Rest der
lkerung — Männer, Frauen und Kinder — auf ihre Lanzen spießten,
eß der König mit seinem Gefolge und seinen Truppen Lüttich. Sein
er Karl geleitete ihn bis Huy, der Kanzler Crèvecoeur bis an die Lan-
renze. —
den Tagen des Anmarsches und der Belagerung war es Ludwigs Sorge
sen, ein Verhandeln mit Parlamentären zu vermeiden. Um nicht durch
agen des Landsknechtführers kompromittiert zu werden, zeigte er eine
rmungslosigkeit, die dem Herzog sehr gefiel, auch als sein Statthalter
der Bischof ohne leiblichen Schaden sich zu ihm retten konnten. Vor
ch setzte der König seinen Schotten eine größere Summe auf den Kopf
Wildt aus und formierte eine Gruppe von Scharfschützen, die kein
res Ziel hatten als die Beseitigung des einen Mannes. Während eines
tbaren Ausfalles der Landsknechte, der den Belagerern sechshundert

Mann kostete, fiel Wildt. Die Söldner, denen durch eine vom Herzog p
sönlich geführte Elitetruppe der Rückweg verlegt worden war, wurden a
gerieben. Bei der schließlichen Erstürmung der Stadt wurden auf Befehl
Königs keine Gefangenen gemacht. —

Der Necker, immer in der Nähe seines Herrn und immer der erste Hö
seiner zum Wort gelangten Überlegungen, bestaunte die Geschicklichkeit u
Schwungkraft, mit der Ludwig sein Netz über die offenen und die hei
lichen Feinde warf. Und schließlich zog der König den gesamten gegensä
lichen Willen wie ein plumpes, gezähmtes Untier hinter sich her.

Der einzige, der still und sicher aus den Maschen der königlichen Allma
schlüpfte, war merkwürdigerweise der Konnetabel. In Cambrai, dem erst
Rastort auf dem Zug gegen Lüttich, schlossen sich ohne viel Lärm d
französisch-burgundischen Heer drei seiner besten Regimenter an, die
während der Belagerung mit aller Selbstverständlichkeit kommandierte, v
der Großbastard oder Savoyen oder Poncet de Rivière die ihren, und
sich dann beim Abmarsch des Königs als eine der französischen Trup
zum mindesten gewachsene Mannschaft erwiesen. So nahmen der lächeln
Ludwig und der lächelnde Saint-Pol im Aisnegebiet, das den Hoheitsbere
des Konnetabels abschloß, sehr freundlichen Abschied voneinander.

Weniger glücklich war der Kardinal. Verwirrt durch die scheinbar wied
gnädige Form des Königs, der seit dem Abzug aus Péronne jedes verfän
liche Wort vermied und ihm die alte Freundlichkeit zeigte, und vom Herz
auf unzweideutige Art zurückgestoßen, wagte er seinen Wunsch, in Burgu
zu bleiben, nicht einmal auszusprechen. Auch ein Versuch, durch Her
d'Urfé an den Hof Karls von Frankreich zu kommen, scheiterte, da
König den Geschäftsträger seines Bruders durch Oliver hatte warnen lass
und da der kluge Mann den leicht errungenen und reichen Gewinn sei
Herrn nicht wieder aufs Spiel setzen wollte. Die Flucht Balues zum Kon
tabel vereitelte Ludwig durch das sehr einfache Mittel, daß er ihn bestän
in seine unmittelbare Nähe zwang und daß er zwischen seine Person u
die Leute Saint-Pols stets seine Schotten manövrierte. Ob der Konneta
willens war, Balue in Sicherheit zu bringen, oder ob auch er von der ruhig
Höflichkeit des Königs gegen seinen Minister geblendet wurde oder ob
gar seine Situation nicht durch die provokante Hilfeleistung für Balue
lasten wollte, konnte auch von Oliver nicht erkannt werden. Als sich
Graf Saint-Pol vom lächelnden König beurlaubte, hatte Lord Milford,
Führer der Schotten, den Befehl, sich hinter dem Kardinal zu halten u
ihn bei einem Fluchtversuch zu erschießen. Balue aber saß ruhig und wür
auf seinem weißen Zelter, vielleicht ein wenig abgemagert durch die
regungen der letzten Zeit, und wechselte mit dem Konnetabel freundl
formelle Worte des Abschieds.

Doch am gleichen Abend, im Quartier zu Laon, als der Kardinal d
lächelnden König eine gute Nacht gewünscht und sich auf sein Zimmer
geben hatte, klopfte es gegen seine Tür mit den drei langsamen Schlä
einlaßbegehrender Gerichtspersonen. Herrn Tristans sanfte Stimme spra

m Namen des Königs!"
lue öffnete mit weißem Gesicht; die linke Hand griff ans Kruzifix. Der
eralprofos trat ein, ruhig, ernst und höflich, ein Pergament mit königm Siegel tragend, ging auf ihn zu, berührte mit der Rolle leicht die
ane des Prälaten und sagte leise:
Monsignor Jean Balue, Kardinalbischof von Angers, Eminentissime, im
ren des Königs mache ich Sie zu meinem Gefangenen."
ls Tristan L'Hermite, der mit zweien seiner Leute im Zimmer Balues
nachtet hatte, am anderen Tag mit dem verschlossenen und sich nicht
ach zeigenden Kardinal aufbrach, hatte der König mit kleinem Gefolge
einem Teil der Truppe die Stadt bereits verlassen. Die starke Mannft, die zurückgeblieben war, marschierte als Sicherung vor und hinter
höflich schweigenden Profos und seinem Gefangenen.
So viel Lanzen, um einen Priester zu bewachen?" spottete Balue mit
nen Lippen.
err Tristan lächelte ein wenig.
Um so mehr mag sich der Politiker geschmeichelt fühlen", sagte er verlich.
er König blieb in Compiègne und entließ seinen Schwager Bourbon und
Großmeister, die nicht nach dem Kardinal zu fragen gewagt hatten.
wig verlor über die Verhaftung kein Wort, nur Oliver und Jean de
ne wußten von dem Auftrag des Profosen. Nicht aus Zartgefühl, son- als Psychologe vermied der Herrscher eine Begegnung des Verhafteten
den hohen Würdenträgern seines Reiches. An ihrer Verurteilung seiner
ischen Art lag ihm wenig; doch er wollte die Männer, die ihm nützlich
notwendig waren, vor Depressionen schützen, die der Anblick eines
nbar so willkürlich und unvermutet geformten Schicksals zur Folge
n mußte. So wurde Balue zur Nachtzeit nach Compiègne gebracht und
n Turmzimmer des Schlosses eingeschlossen. Und so wurde es nochmals
nt, bis sich die Tür wieder öffnete und der König, gefolgt von Herrn
tan und Oliver, eintrat.
er Kardinal kniete in einem kleinen Gebetstuhl vor dem Kruzifix aus
holz und unterbrach seine Andacht nicht. Ludwig und seine Begleiter
eten stumm in der Tür und nahmen die Hüte ab. Jetzt schlug Balue
Kreuz, sagte Amen und erhob sich.
men", sagte der König, bekreuzigte sich und setzte den abgegriffenen
ut auf, dessen Krempe Heiligenbilder zeigte.
men", sagte Herr Tristan, Oliver bewegte, sich bekreuzigend, die Lippen.
r Prälat verbeugte sich gemessen vor dem Herrscher und bot ihm wortlen einzigen Stuhl an, der in dem kahlen Raum stand. Ludwig setzte
sah einige Sekunden sinnend vor sich hin und hob dann den ernsten
zu Balue, der aufrecht vor ihm stand.
h halte Sie für einen Verräter", begann Ludwig mit ruhiger Stimme,
ßt jene Frage aufgreifend, die Balue in der Nacht nach dem Dionysius- verzweifelt gerufen hatte. Er hob rasch die Hand, als er auf dem

Gesicht des Kardinals einen Schein von Hoffnung zu sehen vermeinte.
„Ich weiß es, Balue."
Der Prälat sah ihn an, ohne eine Bewegung oder ein Zeichen der An
Der König fuhr fort:
„Sie bestreiten mein Wissen nicht, Balue, Sie verteidigen sich nicht?"
„Sire, ich habe mit meinem Leben abgeschlossen", sagte der Kardinal
Festigkeit.
Ludwig senkte ein wenig den Kopf und schien zu überlegen. Dann sprach
„Aber wenn ich aus Ihrer Antwort noch kein Geständnis heraushören w
Balue, wenn ich selber mein Wissen anzweifeln möchte, wenn ich Sie bi
sich jene erste Nacht in Péronne in die Erinnerung zurückzurufen, da
zu mir kamen und mich vor den Absichten des Herzogs warnten, — w
ich Sie jetzt ein drittes Mal frage: wußten Sie es ..."
Er stand auf, streckte den Arm aus und berührte das goldene Kreuz
der Brust des Kardinals.
„... wenn ich Sie bei dem Kreuz unseres Herrn Jesus Christus fra
wußten Sie es? — was antworten Sie mir dann, Balue?"
Der Kardinal hob das Kreuz an den Mund und küßte es; er sprach
lauter und klarer Stimme:
„Bei unserem Herrn Jesus Christus, der für uns sein Blut vergossen
antworte ich: *Pater peccavi!* Ich wußte es!"
Jetzt herrschte eine große Stille. Der König strich sich versonnen über
Stirn, blickte zu Boden und setzte sich dann wieder. Oliver nagte an
Lippen.
„Balue", fragte Ludwig nach einer Spanne Zeit, sehr leise, „Sie wuß
es nicht allein?"
„Ich wußte es nicht allein."
„Mein Bruder Karl von Frankreich wußte es, Nemours wußte es,
Konnetabel wußte es ..."
Der Kardinal sah über die Schulter des Sprechenden hinweg den Ne
an, das erstemal während des Verhörs, ohne Haß, kalt und ruhig.
„... und mein treuer Diener Oliver", vollendete der König.
Der Kardinal antwortete nicht. Ludwig beobachtete ihn sehr aufmerks
Oliver fühlte seine Erregung wachsen. Der König begann wieder zu sprec
und seine immer leisere, immer langsamere Stimme war eine furchtl
Folter der Seelen:
„Ihr Schweigen ist ein Ja, Balue. Daß Sie zu den ersten drei Namen ni
mehr zu sagen brauchen, sehe ich ein. Daß Sie aber bei dem Namen des
der hinter mir steht, stumm bleiben, ist große Klugheit oder große Resi
tion. — Schweigen Sie aus Überlegung oder aus Müdigkeit, Balue?"
Der Kardinal tat eine gequälte Geste und antwortete zögernd:
„Aus der Erkenntnis, daß der Meister als Ihr treuer Diener und se
Pflicht gemäß handelte."
„Wann fühlten Sie den ersten Verdacht gegen ihn?"
„In Péronne."

ndert es Sie jetzt nicht, daß er mich hat nach Péronne kommen lassen?"
in, Sire, da Sie die Anschläge kannten und ihnen zu begegnen wußten."
König schwieg einen Augenblick. Oliver fühlte seine Knie zittern
hloß die Augen unter dem Blick Balues, der ihn ansah.
nnen Sie", fuhr Ludwig leise und erbarmungslos fort, „können Sie,
der Sie die Menschen durchschauen und jetzt wissen, daß Oliver in
n Auftrag gehandelt hat, rückblickend bis zu Ihrem Aufbruch von
se seine Komödie in Wort und Haltung erkennen oder nicht?"
der suchte der Kardinal die Augen des Neckers, der von der rätsel-
Inquisition stärker erschüttert war als der Gefangene und jetzt in
Aufflutenden seines Schuldgefühls, mit fiebrigem Blick sich vergessend,
Stille zwischen Frage und Antwort hineinstöhnte:
in."
König rührte sich nicht, als hätte er das Wort nicht gehört. Balue
wie fröstelnd die Arme gegen den Körper, hob etwas den Kopf und
— lauter als Oliver:
"
wig nickte leicht mit dem Kopf.
die Sicherheit zu gewinnen, die mir notwendig und wichtig erscheint",
er wieder in seiner grausamen Sanftheit, „möchte ich die Frage in
r Form wiederholen: könnten Sie auch jetzt noch, rückblickend bis zu
Aufbruch von Amboise, Worte oder Handlungen des Meisters für
und echt erklären, wenn auch nur innerhalb einer kurzen Zeit für
espielt und vorgetäuscht?"
", warf Oliver wieder dazwischen, bedrängt, den Mund kaum öffnend.
in!" sagte der Kardinal laut und fest.
König stand auf, den feierlichen Ernst des Richters im Gesicht.
inenz", sprach er mit klarer Stimme, „Sie haben gut getan, daß Sie
e Einflüsterungen des Bösen nicht hörten. Ihr Ja vorhin und Ihr Nein
ettet Ihren Kopf, der sonst verloren gewesen wäre wie die Köpfe
ei von uns genannten Männer. Sie werden selber wissen, ob Ihre
rten klug oder christlich waren. Wir meinen, sie waren beides; denn
eschuldigung des Mannes, der dem Reich den König gerettet hat,
den König gezwungen haben, sein Gewissen und den Beschuldiger
einzigen, der beschuldigen kann — zu töten; und das Christliche
Antwort gibt uns den Respekt vor Ihrer geweihten Person wieder. —
rletzte Majestät sind wir gezwungen, Sie unschädlich zu machen,
al Balue. Wir werden es nicht tun, indem wir Ihnen den Tod geben,
imlichen oder öffentlichen wie jenen dreien: wir bringen Sie, ohne
ar Ihres Körpers zu berühren, auf unsere Art in Vergessenheit."
Beben schütterte durch den breiten Körper des Priesters, schüttelte
chultern. Es schien einen Augenblick — seine Hände griffen ins
—, als wollte er umsinken. Oliver sprang herbei. Doch schon stand
fest, die Beine gespreizt, riß das Kreuz von der Brust und hielt es
tgegen:

„*Apage Satana!*“

Der Necker wich zurück, mit verstörtem Gesicht. Ludwig schien e
Augenblick zu lächeln. Dann wandte er sich an Herrn Tristan:

„Wir befehlen dir, Profos der Marschälle Frankreichs, in unserem Na
dem Jean Balue, Kardinalbischof von Angers, den Prozeß wegen Hoch
rats und Majestätsverbrechens zu machen. Wir werden dir die Mitgli
des Gerichtshofes nennen.“

Der Kardinal kniet im Gebetstuhl und sprach mit starker Stimme:

„*Solve vincla reis, profer lumen caesis!*“

Dann betete er still weiter. Der König hatte den Hut abgenommen

„Amen“, sagte jetzt der Priester.

„Amen“, sagten Ludwig und Herr Tristan.

Oliver schwieg.

Der König hatte beabsichtigt, am folgenden Tag in die Touraine zur
zukehren, ohne Paris zu berühren. Die Ereignisse in Péronne und Lü
waren von einer Art gewesen, die triumphale Gesten lächerlich oder s
gefährlich machen konnte. Zudem hatte Ludwig vor öffentlichen Empfän
Prozessionen und Paraden eine lebenslange Scheu. Und schließlich w
die Verhaftung Balues in solchem Augenblick das entscheidende Motiv,
den scharfen und mißtrauischen Blicken der Hauptstadt nicht auszuse

Als der König noch vor dem Verhör des Kardinals seinen Entschluß
Vertrauten mitteilte und die Freude in den Augen des Neckers sah, u
drückte er rasch und mit etwas verlegenem Gesicht die Worte, die er
hatte sprechen wollen. Während der Szene mit Balue war die unverm
Art seiner Fragen und ihre tragische Wirkung auf Oliver von ihm g
berechnet und erwartet gewesen; denn er betrachtete nach der Rückke
sein Arbeitszimmer den Meister ernst und ohne Verwunderung, als der
immer Erschütterte ihn fragte:

„Eure Majestät haben für mich zweifellos noch Arbeit in Paris?“

„Ja“, antwortete Ludwig ruhig und freundlich und wandte sich zu
an den Profos: „Du, Gevatter, bist mir für die Person Balues verantwo
und bringst ihn in die Oubliettes. Du, Oliver, gehst nach Paris un
reitest beim Parlament das gerichtliche Verfahren und die Konfiskatio
Balueschen Güter vor, übergibst den von mir zu Mitgliedern der U
suchungskommission ernannten Parlamentsräten ihre Mandate, bed
ihnen, welches Verfahren und welches Urteil ich wünsche, und wartes
Tristan selber in Paris eintrifft. Dann kannst du nach Amboise kommen

Der König und der Necker waren dann allein.

„Bin ich dir eine Aufklärung schuldig?“ fragte Ludwig sofort.

„Nein“, entgegnete Oliver leise; „aber Sie wissen, Sire, daß die b
Worte, die ich dem Kardinal zurief, unbefragt und unbefugt ... Sie w
daß sie ihn nicht in den Tod locken wollten ...“

„Ich weiß“, sprach der König bewegt, „daß du meines Selbstes be
Teil bist, Bruder.“

er küßte den Necker auf beide Wangen.
er begleitete den König bis Meaux. Während der Reise wurde zwischen von nichts anderem gesprochen als von der Pariser Mission des s und von Dingen der Politik. Weder Ludwig noch der Meister n hinter ihren überlegten und sachlichen Worten einen Raum für he Gedanken zu haben. Doch als Oliver Abschied nahm, um mit Bart und einigen Dienern in die Hauptstadt zu reiten, und als der z in seinen Augen wie ein trübes Licht aufglomm, hielt der König Hände fest.
llst du mit mir kommen, Freund?" fragte Ludwig und bewegte kaum pen. „Soll ich noch einmal den Kampf mit mir aufnehmen, Oliver?"
Necker schüttelte den Kopf.
müßten einen neuen Kampf beginnen, Sire", antwortete er tonlos, las darf ich nicht mehr wollen."
König sah an ihm vorbei. Dann sprach er sinnend:
il wir zusammengehören, müssen wir wohl gleich an Schuld sein."
, sagte der Necker.
nn mag es für mich nicht mehr schwer sein, zu wissen, daß du meines s besserer Teil bist, Bruder."
er sah ihm in die Augen.
bessere Teil sei für Sie, der schlechtere für mich — und das Ganze Gewissen", sprach er rätselhaft und kühn.
König schwieg; dann sagte er sehr ernst:
t sei unserer Seele gnädig, Bruder. Lebewohl!"
Necker küßte seine Hände und brach in der gleichen Stunde auf, dem er Marne folgend. Der König reiste über Melun und Orleans in die ne. —
Abend nach seiner Ankunft in Amboise ging Jean de Beaune zu Anne. eiterkeit seines lebenswarmen Gesichts verscheuchte die erste Angst ıu. Dem Meister ginge es vortrefflich, beeilte er sich zu sagen, er habe ßerordentliche Verdienste um die Krone erworben, die Gunst und be des Königs gehöre ihm in noch höherem Maße, möchte eine Stei- möglich sein; er weile in ehrenvollem Auftrage in Paris und werde er Zeit zurück sein; er schicke dieses kleine Angebinde voraus. — ean überreichte der Neckerin mit anmutiger Geste ein schweins- s Kästchen. Sie lächelte dem Sprechenden zu und sagte schlicht:
danke Ihnen, Seigneur, und ich freue mich."
Hofmann beugte sich ein wenig vor und hob mit listigem Ausdruck enbrauen.
ein anderer noch freut sich, Madame ..."
r Erregung über diese Worte mochten die Finger der Frau sich zu- gezogen und den Mechanismus des Kästchens berührt haben: Der sprang auf, ein kleines gefaltetes Pergament fiel zu Boden. Sie sah tte wertvoller Perlen, die nach florentinischer Art in die Haare zu waren. Jean de Beaune hob das Billett auf und gab es ihr lächelnd.

Sie stellte hastig das Schmuckkästchen auf den Tisch und entfaltete gewandt das Pergament. Es enthielt nur die wenigen eiligen Worte Olivers Hand: „Er ist der Herr, Anne, und Er ist Ich.“ Sie ließ es f und zeigte dem anderen wieder ihr Gesicht, das bleich und starr gewo war. Jean de Beaune sagte leise:

„Der König erwartet Sie, Madame.“

„Ja“, sagte Anne, leiser noch, und setzte ganz langsam hinzu, „ic freue mich.“ —

Eine halbe Stunde später warf sie in dem lüsternen Turmzimmer, da kannte, den Schleier ab, der auf dem Wege durch die schweigenden G und Gemächer, an Posten und Lakeien vorbei, ihr Gesicht verhüllt Jean de Beaune zeigte ihr noch einmal sein diskretes Lächeln, verbeugte und schlüpfte durch die Tapetentür.

Anne trug das gleiche Kleid aus glattem hellem Samt wie an jenem A nach Olivers Abreise, und seine Perlen in den schweren Flechten der H Wieder roch es nach Zibetpuder und Myrrhe, wieder flirrte das Silbe der Ampeln über den Spiegel der Decke und den matthellen Broka Wände, über die zärtlichen Farben der Teppiche und des ledernen Bo Wieder lockte das breite, niedrige, mit Blaufuchsfellen bedeckte Lager. Anne blieb an der Wand stehen, mit steifem Körper, den Kopf gege Seide des Behanges gelehnt, mit den Augen rastlos und verwirrt den des Zimmers nachkreisend. Sie versuchte mit einem dunklen dränge Willen sich in den Mut zurückzudenken, den sie hier einmal gefühlt und in die dreiste Bereitschaft des Körpers. Aber es mißlang ihr; der fand nicht mehr den Geist des Neckers, die Gedanken flatterten in Raum hinaus und suchten Halt an ihm; aber sie fanden ihn nicht. Si griff jetzt den ganzen Sinn seiner hastig geschriebenen Worte. Un weinte vor Verlassenheit. Es war ein Weinen ohne Laut und ohn wegung; langsam rollten die Tränen aus den weit offenen Augen übe wächsernes Gesicht. —

Wieder hörte sie das Geräusch der zurückgeschobenen Paneeltür un rasch steigenden Schritt auf der Treppe. Doch ihr Herz schlug nicht ra ihr Körper löste sich nicht von der Wand, ihr Mund mochte nicht l und ihre Hand rührte sich nicht, die Tropfen aus dem Gesicht zu str

Ludwig trat so dicht neben ihr ins Zimmer, daß er sie streifte und Laut der Überraschung oder des Schreckens ausstieß. Er wandte sich ihr zu, nahm ihren Kopf zwischen seine Hände und zwang sie sa seinen Blick. Sie suchte in seinen Augen mit einem seltsam fragenden druck; ihre Pupillen wurden groß und ein wenig verschleiert.

„Oliver . . .“ stöhnte sie dann, die Stimme ein wenig hebend, als fra von neuem.

Der König brachte ihren Mund langsam sich näher und küßte sie a Mund.

„Anne“, flüsterte er und umschlang sie, „ich bin auch Oliver.“

Er drängte sie sacht auf das Lager. — Und sie sah dann, den Kopf z

nd, noch einen Augenblick sich selbst im Spiegel der Decke, ihres hin-
ckten Körpers sanftes Fleisch und die ungewissen Umrisse ihres Ge-
s. — Jetzt senkte sich über sie der schwere Schatten. —

der Necker etliche Tage später, von Paris heimkehrend, die finsteren
ıren des Schlosses unter dem grauen Novemberhimmel sah, dachte er
n sommerlichen Abend, an dem er und Anne zum erstenmal diesen
ck hatten, und er dachte an Annes Worte der Angst. Und plötzlich
ihn. Er kehrte mit Daniel Bart und seinen Leuten in einer kleinen
chenke ein und trank viel. Er ließ sich Zeit. Er stützte die Ellenbogen
en ungefügen Tisch und barg das Gesicht in den Händen.
re Haare werden schon grau, Meister", sagte Daniel, der den Schweig-
betrachtet hatte.
, ja", nickte Oliver, „mir ist so, als hätte ich die Fünfzig schon hinter
." — er sah seinen Gesellen mit einer schmerzlichen Grimasse an —
väre ich so alt wie der König."
schwiegen beide. Oliver trank viel.
ge mir einmal, guter Daniel", sprach er dann und stützte das Kinn
en Handrücken, „sieh mich an, Daniel: bin ich dem König nicht schon
h geworden?"
t war sichtlich verwirrt und wußte nicht recht, was er antworten sollte,
er annahm, daß der Meister berauscht war und eine Schmeichelei ver-
. Er bedachte auch seines Herrn merkwürdiges Gebaren in Paris, wo
ganz gegen seine Gewohnheit jede Nacht in übler Gesellschaft bis
esinnungslosigkeit betrank. Ob ihm seine Erfolge, die Huld des Königs.
ülle seiner heimlichen Macht in den Kopf gestiegen waren? — Daniel
f ihn nicht mehr.
elleicht, Meister", entgegnete er verlegen, „vielleicht die Augen und
irn ... und sicher der Verstand ..."
er jetzt, Gevatter", sprach Oliver, trefflich Ludwigs tönende Stimme
hmend, stülpte die Lippen auf, bog mit den Fingern die knochige
schief nach unten und hob die eine Augenbraue, wie es die Art des
s war.
ein Gott, Meister!" flüsterte Bart, sich erschreckt vorbeugend, „sehen
h vor! Wir sind nicht allein!"
h!" lachte Oliver und trank. —
war schon spät am Abend, als der Meister mit seinen Leuten das Tor
mboise passierte. Und wieder machte Oliver vor einem Gasthaus der
stadt halt, schickte die Diener mit den Pferden nicht aufs Schloß,
n ließ sie in einer Kaserne übernachten, und ging mit dem erstaunten
in die menschenleere Trinkstube.
ister", wagte Bart einzuwenden, „wir bekommen auch im Schloß
und Sie haben die Dame Necker seit vielen Wochen nicht gesehen!"
er, der sich schon gesetzt hatte, schien die Mahnung nicht zu hören.
lug mir der Hand auf den Tisch und verlangte vom besten Grave,

auch Speisen. Er aß und trank und sprach kein Wort. Daniel beobac
unruhig sein graues, verschlossenes Gesicht.

„Wollen Sie heute abend nicht mehr aufs Schloß, Meister?“ frag
schließlich.

„Ich weiß es noch nicht“, entgegnete Oliver kurz und versank wied
seine Apathie.

„Der König erwartet Sie heute gewiß nicht mehr“, meinte Bart, der
war. Der Necker wurde aufmerksam. Ein bestimmter Gedanke schie
zu beschäftigen. Über seine Züge irrte ein trunkenes, quälendes Läche

„Nein, nein“, kicherte er, „der König erwartet mich nicht mehr. A
ich es nicht wüßte! — Weißt du denn nicht, Daniel“, fügte er mit lei
Stimme hinzu, geheimnisvoll, „Daniel, weißt du denn nicht, daß ic
Teufel bin und daß der Teufel im König ist? — Begreifst du also,
Gesell, daß ich auch sagen könnte: ich im König erwarte mich Le Ma
heute nicht mehr? — Begreifst du, begreifst du?“

In seinen Augen brannte es wie Fieber. Er beugte sich über den
und packte den Mann am Handgelenk.

„Begreifst du, Daniel?“

Bart sagte unwillig und heimlich in Sorge:

„Sie sind betrunken, Meister.“

Oliver reckte sich noch weiter vor und rüttelte den anderen an der Sch

„O du Schwachkopf!“ fistelte er in heftiger Erregung, „wie du
quälst, du Ungläubiger! Das eben ist es ja! Wenn ich hier betrunken
mag ich im König auch betrunken sein. — Und vielleicht ...“

Er schlang halb aufstehend den Arm um Daniels Nacken und flüstert
ins Ohr:

„Und vielleicht liege ich jetzt bei der Anne, Daniel, vielleicht ma
mich jetzt nicht stören!“ —

„Um aller Heiligen willen, Meister!“ rief Bart in blassem Entsetzen
versuchte, sich aus der Umklammerung zu befreien, „Sie reden irre! —
will Sie schlagen! — Meister, ich will für Sie beten! Lassen Sie mich

Doch Oliver hielt ihn so fest, daß sich der Riese nicht losreißen kc

„Nein, Daniel!“ rief er gefoltert, „nein! Bete nicht für mich! Gott s
mich nicht auf solche Art. — Begreife es doch! Hilf mir doch! G
mir doch!“

Es war eine so große Not der Seele in seinem Flehen, daß selbs
plumpe und rauhe Geselle erschüttert und feinfühlig wurde.

„Ja, mein Meister“, sagte er sanft, „ich begreife Sie.“

Oliver ließ ihn los und sank erschöpft auf seinen Stuhl zurück.
Arme blieben schlaff auf der Tischplatte, der Kopf fiel nach vorne. So
er lange Zeit, schweigend, mit geschlossenen Augen. Daniel glaubte
er sei eingeschlafen, und wollte aufstehen, um für das Nachtlager zu s
doch jetzt tasteten die Finger des Neckers wieder nach dem Zinnbeche
umklammerten ihn. Bart blieb wartend sitzen. Oliver öffnete die A
hob das Gefäß an den Mund und trank es in einem Zug leer.

ein, Daniel", sprach er ruhig und bestimmt, „ich will doch stören."
stand auf, warf ein Geldstück auf den Tisch und verließ die Schenke
dieren raschen Schritten. Bart hielt sich dicht neben ihm, weil er glaubte,
Meister würde in der kalten Nachtluft schwanken und auf der steil an-
nden Straße zu Schaden kommen. Doch Oliver schien durchaus nüch-
zu sein; er ging schnell, mit kurzem, festem Tritt über die hartgeforene
seines Weges gewiß, sah nicht rechts und nicht links auf die schlafen-
Häuser und wählte ohne Zögern den abkürzenden, schmalen und durch
ickischen Verteidigungsanlagen für einen unsicheren Gänger gefähr-
Fußweg auf den Schloßfelsen. Er sprach mit seinem Gefährten kein
und rief nur mit etwas heiserer Stimme: „Le Mauvais! — Le Mauvais!",
t der erzenklirrende Schatten eines Postens ihm den Weg vertrat. Das
Wort öffnete ihm Straße, Tor und Tür.
eilte, immer mehr den Schritt beschleunigend, die letzten Stufen hinauf-
gend, die letzten Gänge entlang laufend, seiner Wohnung zu, schickte
nachkeuchenden Daniel mit raschem Gutenacht in seine Kammer und
dann mit fliegenden Pulsen vor der Tür zum Schlafzimmer stehen.
g geräuschvoll die schweren Reitstiefel aus, trocknete sich den Schweiß
der Stirn und versuchte, durch das Toben im Ohr und das Rasseln des
s einen Laut von drinnen zu erlauschen. Doch er hörte nichts als den
in sich selber. — Er hustete laut, rückte Stühle, warf Waffen ab, ließ
uf die Bodenziegel klirren: — alles blieb ruhig. — Er rief leise und
r lauter:
nne! Anne! Anne!"
schrie:
nne!"
hts rührte sich. — Er nahm mit sehr wehem Lächeln eine Wachsfackel
der Wand und öffnete die Tür. Er trat lächelnd in die Schlafkammer.
Bett der Frau war leer, unberührt. Einige Kleidungsstücke lagen umher.
dem Spiegel die Schminknäpfchen und silbernen Phiolen in Unordnung,
net, eben noch benutzt. Es roch nach Ambra, Moschus und Mandel.
r atmete die vertrauten Düfte ein, strich über das Leinen des Kissens,
o er Annes Gesicht streichelte, und betrachtete sein zugedecktes Bett,
r lächelnd.
d er verließ wieder das Zimmer, fackeltragend, blieb auch nicht in den
en Räumen, glitt wie ein Gespenst hinter dem flackernden Lichtschein
Gänge und Galerien, über Treppen, an stummen und müden Gar-
vorbei, die den Vertrauten des Königs hastig grüßten, durch das
zimmer der Schotten, die Ludwigs Privatzimmer beschützten und deren
er schlaftrunken von der Pritsche aufsprang und diensteifrig — mit
rer Zunge doch — meldete:
ie Majestät arbeitet noch."
Necker nickte und schritt zum erleuchteten Turmzimmer. Er klopfte
das geheime Zeichen, das nur ihm zustand: einen betonten und zwei
Schläge — dreimal hintereinander. Niemand antwortete. — Die Tür

war verschlossen; er öffnete sie behutsam mit seinem Nachschlüssel. — Gemach war leer, die Paneeltür zur Wendeltreppe zurückgeschoben. oben her scholl ein Lachen dumpf und gedämpft.

Oliver klomm auf leisen Sohlen die Treppe empor, langsam Stufe Stufe. Jetzt stand er vor der Tapetentür. Er hörte Ludwigs trunkene na Worte und Annes zärtlich stöhnendes Geflüster. — Er hörte den keuche Kampf der Körper — — er hörte ihn aufschreien — er hörte ihren sterbenden Ruf:

„Oliver ... Oliver ..."

Er drängte das Gesicht gegen die Tür, die Arme rechts und links an gebogenen Wände pressend, und verbiß sich in den Tuchbehang. So blie durch die Zeit der Ermattung drinnen, durch die Zeit des neuen Geflüs des neuen Trinkens, des neuen Schmeichelns brutaler Worte und wegungen, des neuen Kampfes —: da aber riß er den Körper zurück straffte ihn, breitbeinig stehend, kniff die Lippen ab und pochte gegen Tür, klopfte das geheime Zeichen, das nur ihm zustand: einen beto und zwei kurze Schläge — dreimal hintereinander, — dumpf durch und Holz.

Und drinnen wurde es totenstill. Minuten vergingen. Jetzt fragte wigs Stimme, heiser, fast unkenntlich:

„Oliver?"

Der Necker antwortete nicht und stieg lärmend die Treppen hinunte hörte noch Anne weinen. —

Und er setzte sich im Zimmer unten auf den hochlehnigen Stuhl Königs vor des Königs mächtigen Tisch. Er umklammerte mit den Hä die geschnitzten Löwenköpfe der Seitenlehnen und wartete. Jetzt erst fü er seine Trunkenheit: das runde Zimmer kreiste immer schneller um ihn, Mittelpunkt. — Oder war es nicht Trunkenheit? — War es Rausch Königlichkeit? — Er wartete mit hochmütigem Gesicht.

Jetzt wurde oben die Tür aufgestoßen, schwere Schritte polterten Treppe herab, Ludwig wankte ins Zimmer, mit gedunsenem Gesicht geränderten Augen, kaum bekleidet. Er hielt sich am Tisch fest. O stand nicht auf.

„Habe ich dich gestört, Bruder?" fragte er den König und hielt ihn dem Blick fest.

„Oliver ..." stotterte Ludwig und faßte sich an die Stirn. Der N lächelte böse:

„Wer ist Oliver? — Wo ist Oliver?"

„Hier ist Oliver!" schrie der König und schlug sich auf die Brust.

Der Necker hob die eine Augenbraue in die Höhe und sprach mit wigs sonorem Organ:

„Dann geh nur zur Dame Necker zurück, Bruder. Ich will dich mehr stören."

Ludwig preßte die Finger auf die Schläfen und schüttelte den Kopf.

„Nein, nein", flüsterte er, „ich kann jetzt nicht mehr! Ich kann jetzt nicht
hr. — Gott sei unserer Seele gnädig, Bruder!"
„Wer kann nicht mehr?" rief der Necker mit starker Stimme und stand
f; „wer ist der König?"
Ludwig taumelte zurück, als hätte ihn ein Schlag getroffen. Dann aber
ßte er sich.
„Ich bin der König", sagte er leise, wie beschämt.
„Und ich, Sire?" fragte Oliver demütig.
„Du, Bruder? — Du bist mein Gewissen." —
Er wandte sich plötzlich ab, mit verlegener Geste, als ob er jetzt erst seine
öße fühlte. Oliver zog seinen langen pelzgefütterten Mantel aus und legte
n um die Schultern des Königs.
„Sire", flüsterte er, „Oliver war betrunken. Und der König ist müde."
„Ja", sagte Ludwig, und es fröstelte ihn. Oliver öffnete ihm die Tür des
rmgemachs, trat nach ihm auf die geschlossene Verbindungsgalerie hinaus,
den Turm mit den Wohnräumen verband, und wollte ihm ins Schlaf-
mmer folgen. Doch der König wehrte freundlich ab:
„Geh du nur zur Dame Necker zurück, Oliver, ich will dich nicht mehr
ren. — Gute Nacht, mein Freund."
Der Necker verbeugte sich.
„Gute Nacht, Majestät."
Der König ging seinen Gemächern zu, etwas vorgebeugt, in den Mantel
üllt, ungleichen Schritts. Oliver kehrte in das Turmzimmer zurück, ver-
loß die Tür und stieg die Wendeltreppe hinauf. Auf seine rasche Art —
ein Mensch, der nach kurzer Abwesenheit in den vertrauten Raum
ückkehrt — glitt er in das lüsterne Zelt. — Anne lag leuchtend weiß auf
n dunklen Fellen, mit großen, glanzlosen Augen und wächsernem Gesicht.
„Oliver ..." hauchte sie.
„Wir wollen jetzt schlafen, Anne", sagte der Necker und küßte sie leicht
die Stirn. „Der König stört mich heute nicht mehr. Er schläft auch."

Zweites Kapitel

DER KÄFIG

INE Person des Hofes, selbst der König nicht, konnte in dem Verhalten
vers zu Anne eine Veränderung wahrnehmen, trotzdem die schöne
ckerin sehr bald nicht mehr den verschwiegenen Gevattern allein als
dwigs Favoritin bekannt war. Man sah den Meister, der in jener Zeit
filiiert und zum Rat des Königs ernannt wurde, mit immer gleicher
undlichkeit die Frau behandeln und eine scheinbare Toleranz üben, die
t unbelächelt blieb, so sehr man damals die Motive zu würdigen ver-
d. Nur Daniel Bart wußte, daß sein Herr in den seltenen Nächten, die
in seiner Wohnung verbrachte, getrennt von Anne schlief. Und nur

Daniel Bart sah, daß das harte Gesicht des Neckers nicht mehr weich wurd
und wie besonnt, wenn er die Frau erblickte, und daß Anne nicht meh
ihr zauberisches Lächeln hatte. Wie sie gemach erkaltete und auslosch, imm
fremder sich selbst und dem Leben, sah er nicht.

Und doch war nach jener trunkenen, schlimmen Nacht zwischen beide
nichts gesprochen worden, kein Vorwurf, keine Drohung gefallen, die grau
same Nüchternheit des Morgens durch keine Frage und keine Antwort g
mildert oder gesteigert. Für Oliver wurde die nächtliche Eruption des Gefüh
die letzte, und er wußte schon nicht einmal mehr, wie weit sie als Wirkun
auf den König beabsichtigt war. Wie er wachen Geistes — noch auf d
Landstraße nach Amboise, bereits in den Pausen seiner Pariser Ausschwe
fungen — das einzige Mittel erkannt hatte, seine körperliche Existenz na
der endgültigen geistigen Hingabe an den König zu erhalten, ohne dur
den Ekel vor dem eigenen Torso erstickt zu werden: so war er nach de
Erwachen aus jener Nacht schon in den neuen Zustand hineingewachsen.
wurde zu Stein. Und so erschütterte ihn das eigene Schicksal nicht mehr,
auch nicht das furchtbare Urteil über Anne, das er durch den Verzicht a
seinen menschlichen Inhalt ausgesprochen hatte und brutal exekutierte. D
dunkel göttliche und unbesiegbar menschliche Kraft seines Gewissens gehör
schon dem König: mit solcher Macht bereits, daß Ludwig die dämonisc
Verworrenheit der nächtlichen Szene nicht mit dem Rausch ausschlief.
wagte viele Tage hindurch nicht einmal den Namen der Frau auszuspreche
bis er sie an einem Abend in seinem Lustzelt vorfand, unzüchtig und n
irren Augen von Liebe lallend.

Ob die tiefe Neigung, die allmählich den alternden Monarchen über d
Gier der Sinne hinaus ergriff und ihn mit dieser Frau verkettete, aus de
fremden und ihn fortan bestimmenden Gewissen oder aus erster Greise
sehnsucht kam, mochte selbst Oliver nicht entscheiden und kaum bedenke
aus einer unbestimmten Furcht, die klare Antwort könnte auch ihn beweg
und in das persönliche Gefühl zurücktreiben. Da ihrer beide gemeinsa
Entwicklung ein Benutzen der Anne als Mittlerin oder gar als Mittel
irgendeinem Ziel des privaten Ehrgeizes oder der Politik von selber a
zuschließen schien, da der König den tragischen Weg zu seiner Liebe ba
um seiner Liebe willen vergaß, und der Necker schon weit genug war, nic
mehr vergessen zu müssen, konnte er dem neu lebendigen Gefühl sei
Herrn mit der gleichen harten Taubheit gegenüberstehen wie seinem a
getöteten. Für die Umwelt war es eine höfische Diskretion, die man
gleichen Teilen heroisch, teuflisch und lächelnswert befand.

Doch in dem Lärm des politischen Spiels und in dem Beifall, den d
König gerne vor allen Augen der Geschicklichkeit des Neckers zollte, gi
das Geflüster um die Dinge des Alkovens bald unter. Man fühlte wohl, d
hinter Ludwigs lautem Lob und den augenscheinlichen Beweisen seiner H
eine viel tiefere und begründetere Anteilnahme sich verbarg, als es
Interesse für einen brauchbaren Intriganten und duldsamen Gatten v
langte. Die Gerüchte von Péronne, vertieft durch den Sturz des mächti

rdinals, verstärkten den Respekt vor der Allmacht des Königs und der monie des Neckers. Man fürchtete den einen, weil man ihn kannte, und n anderen, weil er nicht zu erkennen war. Das furchtbar rasche und mliche Gericht über Balue, das unter dem Vorsitz Tristans aus zwei weltnen und zwei geistlichen Standesherren, dem Parlamentspräsidenten und ei Parlamentsräten bestand und in einem abgesperrten und scharf bechten Saal des Schlosses tagte, steigerte mit seinem Urteil die Scheu des fes vor Oliver bis zum Aberglauben. Wenn man ihn früher den Teufel nte, mit leiser Skepsis dem Beispiel des Königs folgend, so bekreuzigte n sich jetzt gerne, sprach man von ihm. Und da diese Wirkung seiner rson zusammen mit seiner glatten Art und seiner Verbundenheit mit dem nig, die ihn zur unumgänglichen Instanz in allen politischen und administrativen Geschäften machte, jede Reibung, jeden Versuch privater Insinuan vereitelte, sah er in merkwürdig zu spürender und doch gar nicht gegter Unnahbarkeit — freundlich doch und zu hören und zu antworten s willig — jeden Tag die Verbeugungen der Höflinge, ihre Devotion d den Abstand, den sie sorglich einhielten. —

An dem Tag, an welchem Tristan L'Hermite den Spruch des Gerichts kündete — der Kardinal sei auf Lebenszeit an festem Ort einzuschließen, ne daß Ketten oder Fesseln seine geweihte Person berührten — wurde der fangene vom Gerichtssaal nicht mehr in die Zelle der Oubliettes zurückührt, sondern in ein etwas höher gelegenes, ein wenig helleres Gewölbe racht, in dessen Mitte ein Käfig stand, kaum mannshof, fünf Schritte g und fünf Schritte breit, der karge Raum noch eingeengt durch eine tsche, einen Tisch und einen Stuhl. Die Begleitmannschaft meldete, der lat habe bei diesem Anblick aufgeschrien, daß die Wände bebten, und sei t betend in die Knie gesunken; dann aber habe er sich aufgerafft und en Schrittes den Käfig betreten. Der Befehlshaber meldete auch noch, der hochgewachsene Mann mit dem Kopf gegen die Deckstangen anß und wohl gezwungen sei, stehend immer den Körper zu bücken. Der nig, der nicht zum erstenmal diese Dauerfolter verhängte, zuckte mit den seln und sagte roh:

„So muß er kleiner werden."

Doch er sah den Necker, dessen Blick er auf sich fühlte, nicht an. Und er ahl den Handwerkern, die noch am gleichen Abend die Tür des Käfigs chmiedeten und nur eine kleine verschließbare Speiseluke scharnierten, Deckstangen aufzubiegen.

An einem der nächsten Tage betrat Oliver das Gewölbe. Es herrschte feuchte Kälte. Durch die hochgelegenen Fensterluken, die graues t in den Raum ließen, tropfte Schneewasser. Die Wände blinkten vor se. Balue ging ruhelos im Käfig hin und her, in die wollene Bettke gewickelt, den Schulterkragen der Soutane über den Kopf gestülpt; ah aus wie ein feistes altes Weib. Er beachtete den Meister nicht, der Wände und den zerfallenen Kamin untersuchte und nach einem raschen auf den Gefangenen wieder fortging. Handwerker kamen mit Kohlen-

pfannen, Brennholz, Maurer- und Glasergeräten. Der Wärter kam u
drängte wortlos einen langen Schafpelzmantel durch die Eisenstäbe. M
begann, den Raum auszutrocknen, den Kamin in Ordnung zu bringen, dic
schließende Fenster einzusetzen, den Boden mit Strohmatten zu belegen u
längs der Mauer hohe, tuchbespannte Wandschirme aufzustellen, die z
Nachtzeit näher an den Käfig gerückt wurden. Die Speisen, die noch in d
ersten Tagen sich in nichts von der Kerkerkost der Untersuchungszeit unt
schieden, wurden jetzt reichlich und kräftig. Jeden Abend erschien Dan
Bart mit einer Kanne köstlichen Weines.

Und Oliver kam wieder, den Bart und zwei Diener hinter sich, die
Folianten, Pergamenten, Schreibzeug und Wachsstöcken beladen waren. I
Necker prüfte Wände, Fenster und den Kamin, in dem ein mächtiges Fe
brannte. Die Luft war warm und trocken. — Dann erst wandte er sich
den Kardinal, der ihn dieses Mal nicht aus den Augen ließ.

„Haben Sie sich über irgend etwas zu beklagen, Eminenz?“ fragte
Balue schüttelte den Kopf.

„Ich beklage mich nur, daß der König mich nicht sterben läßt.“

Der Necker schien die tiefe Resignation der Antwort zu überhören;
fuhr friedlich fort:

„Es ist der Wunsch des Königs, Ihre schwere Lage nach Möglichkeit
erleichtern. Und da er nicht nur für die Bedürfnisse Ihres Körpers sor
will, Monsignore, sondern auch für die Beschäftigung Ihres Geistes, hat
einen Vorschlag für Sie, der Ihrer Gelehrsamkeit und seiner humanen
sinnung würdig ist. Er erinnert Sie an des Trapezuntios fehlerhafte Üb
setzungen griechischer Klassiker ins Lateinische und bittet Sie, die Ausga
zu revidieren; er bittet Sie ferner, die von Poggio gefundenen Fragme
unbekannter Werke von Cicero, Lucretius und Plautus und des Petro
‚Satyrikon‘ zu kopieren und schließlich Werke der von ihm geliebten Kirch
väter Tertullian, Lactantius, Augustin und des Gregor von Tours in ei
von Ihnen zu treffenden Auswahl ins Französische zu übersetzen. Vielle
sind auch eine Neuübertragung der Vulgata und exegetische Arbeiten
Betracht zu ziehen. Der König überweist Ihnen aus seiner Bibliothek
notwendige Material.“

Der Kardinal hörte ihm mit wachsendem Erstaunen zu, in einiger
fernung von ihm gegen die Stangen der Rückwand gelehnt. Jetzt über
eine schnelle Röte sein Gesicht, das in der Kellerhaft fahl geworden

„Das ist ein schöner Gedanke“, entgegnete er leise, „sagen Sie dem K
meinen Dank.“

Auf einen Wink Olivers schloß der Wärter die Luke auf, durch die
Necker die schweinsledernen Bände, die Manuskripte, Schreibgeräte
Leuchtkörper dem Gefangenen reichte. Dann gingen die Leute hinaus. Ol
wollte ihnen folgen.

„Wir müssen noch ein paar Worte miteinander sprechen, Meister“, s
Balue, der mit der Freude des Gelehrten die Bücher durchblätterte und
Material zu ordnen begann. Der Necker wandte sich verwundert um;

rälat wartete, bis sich die Tür hinter Bart und den anderen geschlossen atte. Dann trat er von dem Tisch fort, auf dem sich die Folianten häuften, nd winkte den Meister an den Käfig. Oliver gehorchte. Balue preßte das esicht an die Stäbe und sprach leise:

„Sie sind kein Teufel, Necker, oder Sie sind es zum mindesten jetzt nicht. e waren es auch in Compiègne nicht, als mich der König verhörte. Ich abe Sie um Verzeihung zu bitten."

Oliver wehrte ab, peinlich berührt:

„Lassen Sie das, Monsignore, Sie irren sich vielleicht. Ich handle auch jetzt n Auftrag des Königs."

„Ich irre mich nicht, Necker", sagte der Kardinal mit Bestimmtheit; „die rleichterungen, die mir gewährt wurden — die Wärme, die Nahrung, der ein, diese Bücher — kommen nicht aus der Gesinnung des Valois, das eiß ich wohl; von seinem Geist ist nur der Käfig."

Der Necker sah ihn scharf an.

„Glauben Sie, Balue, mit solchen Worten dieses Käfigs Eisenstangen durchilen zu können?"

Der Gefangene schüttelte traurig den Kopf.

„Das glaube ich nicht, Meister, das bedachte ich auch nicht. Ich weiß ja cht einmal, ob die Brutalität des Königs, die meinen furchtbaren Lebensrest rkürzt hätte, nicht Ihrer Menschlichkeit, die die Jahre meiner Qual gleichm garantiert, vorzuziehen wäre."

Oliver schwieg eine Zeitlang, die Stirn in Falten; dann fragte er flüsternd:

„Wollen Sie sterben, Balue?"

Der Kardinal wich einen Schritt zurück.

„Ich verstehe Sie nicht recht, Meister", antwortete er unsicher. „Gewiß öchte ich nicht mehr lange leben."

Oliver drängte Mund und Nase zwischen die Stäbe.

„Wollen Sie Gift, Monsignore? — Ich verstehe mich auf derlei."

Balue hob die Arme.

„Ich bin Christ und Fürst der Römischen Kirche", sagte er ernst und laut.

Der Necker, zwischen den Stäben, grinste.

„*Apage Satana* ..." murmelte Balue, bis an die Rückwand des Käfigs eichend. Oliver ging lachend.

Aus Furcht, die ihm in den Schoß gefallenen, wenn auch noch nicht versteten Früchte des Péronner Vertrages durch eine Weigerung wieder zu verren, folgte der fünfundzwanzigjährige Karl von Frankreich, Ludwigs nachborener Bruder, der in herzlichen Worten gehaltenen Einladung des Königs, n Burgund nicht mehr unterrichtet, als jener über die dunklen Vorgänge ber wußte — vielleicht weniger noch, da der Herzog seine fragwürdige d kaum rühmliche Rolle am wenigsten einem Valois in allen Einzelheiten blizieren mochte —, mit unbestimmten Worten nur gewarnt, seine für die che der Fronde wichtige Person zu hüten, ohne den König zu reizen oder n eine Blöße zu zeigen, entschloß sich der junge, schwächliche, ganz auf

den Rat einiger vertrauter Männer angewiesene Fürst, der brüderlichen Gest
Ludwigs zu vertrauen. Befremdlich zwar schien, daß des Königs Einladun
die von Karl wiederholt erbetene Erfüllung des Vertrages — die Belehnun
mit den beiden versprochenen Herzogtümern — nicht einmal erwähnte
aber vielleicht wollte der freundschaftliche Ton nur die Selbstverständlich
keit solcher Formalität andeuten. Der Herr d'Urfé, Karls Mentor un
Motor, hoffte sogar, in einem günstigen Augenblick die immer versagte Ge
nehmigung des Königs zur angestrebten Heirat Karls mit der jungen Tochte
Burgunds, jene Zusage an den Herzog, von der er nicht durch den Fürste
selber, sondern durch Oliver auf dem Marsch gegen Lüttich vertraulich hörte
offiziell und bindend wiederholt zu bekommen. Der Minister glaubte, Lud
wigs Haltung in Péronne und Lüttich als Beweise einer grundsätzliche
Änderung seiner burgundischen Politik ansehen und jetzt seinen ehrgeizige
Heiratsplan verwirklichen zu können, wenn er ihn dem König als dynasti
schen Gewinn darstellte und für den Fall der Kinderlosigkeit die Nachfolg
der französischen Krone zusicherte. Ludwig aber, ohne Sohn und den Brude
Karl als Frondeur und präsumtiven Thronerben in gleicher Weise hassend
wußte wohl, warum er bisher einen solchen gefährlichen Machtzuwachs de
jungen Fürsten zu seinen Lebzeiten hintertrieben hatte; denn er fürchtet
nicht den mageren Schatten Karl Valois, sondern den Riesen Karl Burgund
der auf solche Weise nach Sankt Ludwigs Krone greifen konnte. Als sein
Dämonie in Péronne die beiden für Burgund strategisch unschätzbaren Pro
vinzen dem Frondeur Karl auszuhändigen und die Heirat zu sanktioniere
schien, war das Urteil über das Schicksal des Bruders bereits in der voran
gegangenen Nachtfeme gesprochen worden.

Am Vorabend von Karls Ankunft saßen der König, Tristan, Jean d
Beaune und Oliver in heimlicher Beratung beisammen. Absonderlichen Moire
gleich besprachen sie die Lebensdauer des Gastes. Ludwig wollte einen fü
die Öffentlichkeit natürlichen Tod innerhalb weniger Wochen, um die Ge
fahr zu vermeiden, die bei einem späteren Zeitpunkt durch eine verwandt
schaftliche und politische Verbindung mit Burgund entstehen könnten, un
um andererseits den Herzog durch raschen Rückfall der erledigten Länd
des Bruders an die Krone desto empfindlicher zu treffen. Dann sollte de
Rest der Fronde, Armagnac, Nemours und Saint-Pol, beseitigt, die englisch
Gefahr durch Geld behoben und Burgund durch Deutschland und die e
gebene Schweiz abgelenkt und aufgerieben werden. Das war das genia
politische Programm des Königs, das er mit Oliver — neben dem drohende
Schloßturm zu Péronne eingeschlossen — in jener Schicksalsnacht gewonne
hatte und das die Reichseinheit begründen sollte. An diesem gewaltigen g
danklichen Bau wagte keiner der Gevattern zu rühren oder zu rütteln; ab
das Schicksal des königlichen Bruders gefiel weder Herrn Tristan noch Jea
de Beaune; Oliver schwieg. Der Profos war für prozessuale Aburteilun
wie sie gegen Balue geübt wurde, und wie sie auch gegen Nemours un
Saint-Pol angewandt werden müsse. Als ein Mensch, der trotz aller Här
und trotz der unzähligen Vergewaltigungen des Rechts den Meuchelmor

on von Berufs wegen ablehnte, wollte er die europäische Entrüstung und
h politische Nachteile gerne tragen, zumal ein Kapitalverbrechen nicht
t zu konstruieren war, sondern feststand. Der König schüttelte den Kopf:
„Das ist unmöglich, Gevatter. Glaubst du, ich habe dies alles nicht selber
dacht? Karl ist mein Bruder und kann nicht wie ein korrupter Minister
er ein rebellischer Vasall behandelt werden. Er wäre wahrscheinlich auch
Thronerbe. Das Todesurteil gegen ihn — eine andere Strafe kommt
ht in Betracht, will ich das Ziel erreichen — würde nicht nur Burgunds
ut von neuem und in nie erreichter Stärke auf mich konzentrieren: es
rde mich im Augenblick isolieren, eine neue und gewaltigere Liga gegen
h schmieden, selbst die Bourbonen, selbst Dammartin, Sforza, Anjou auf
Gegenseite bringen, Rom und die Eidgenossen verstimmen, England,
utschland und Spanien auf den Plan rufen. — Es wäre nicht nur mein
d und der eure, Compères, es wäre das Ende des Reiches."

Ludwig hatte mit schlichter, kaum lauter Stimme gesprochen. Doch der
geheure Inhalt seiner Worte schwang im Raum wie Ton von Fanfaren.
e erbarmungslose Größe des Herrn bedrückte die Diener und machte sie
mm. Die Stille war tief. Der alte Tristan betrachtete den König mit
er Ehrfurcht in den Augen, die so ungewöhnlich war wie seine innerliche
chütterung, welche ihm die Hände religiös faltete. Oliver, neben dem
ister lehnend, sah ernst, aus verschränkten Armen die Hand zum Kinn
rend, zu Boden. Beaune fuhr aus tiefer Versunkenheit auf, als ihn der
narch, das Schweigen mit einer Handbewegung gleichsam fortschiebend,
redete:

„Und was ist dein Einwand, Freund Jean?"

Der Schatzmeister war von den Vieren der gutmütigste und duldsamste,
näß seiner körperlichen und seelischen Konstitution. Sein Phlegma und
ne sybaritische Auffassung des Lebens schauderten vor jedem unmittel-
en Eingriff in das menschliche Dasein zurück. Persönlich gewiß nicht feige
l beruflich von einem Rigorismus, der mit den unbedenklichsten Mitteln
Geld aus dem geschwächten und verarmten Volk sog, die zuweilen
tspieligen politischen Praktiken des Königs finanziert hatte und seine
ßen staatsmännischen Ideen realisierbar machte, war ihm dennoch eine
isse Humanität geblieben, die gegen die Akte brutaler oder heimlicher
störung des Menschen protestierte — ein zarter Sinn, der Anblick und
it des gewaltsamen Todes nicht vertrug. Er schwieg vor den Argumenten
Königs, er begriff ihre harte Logik, die keine Angriffsfläche bot. Doch
Ludwig ihn fragte, zwang ihn seine ehrliche Natur zur gefühlsmäßigen
position.

„Ich begreife das eine nicht, Sire", sagte er nach einem kleinen Zögern.
arum kommt nur die Todesstrafe in Betracht?"

„Aus zwei Gründen", entgegnete Ludwig sofort; „ich kann Karl Valois
verlich in die Oubliettes schicken, das heißt also: verschwinden lassen,
e eine kaum abgeschwächte Empörung gegen mich zu riskieren; und ich
nte es in bestem Fall nur bis zu meinem Tod. So würde ich also nichts

gewinnen und nichts vermeiden. — Und dann: ich darf keine Präzedenz
fälle für Nemours und den Konnetabel schaffen, die sterben müssen."

„Und Balue?" wagte Jean de Beaune einzuwerfen.

„Balue ist kein Dynast, hat kein Land und keine Soldaten. Er ist al
Werkzeug gefährlich. Und Werkzeug kann in den Oubliettes vergesse
werden."

Der Schatzmeister schwieg und ließ nicht erkennen, wie weit er überzeug
war und ob er resignierte. Ludwig wandte sich mit einer leichten Ungedul
im Ton an den Necker:

„Du warst bisher beharrlich stumm, Oliver. Ich erinnere mich gut, da
du auch in Péronne bei der Skizzierung dieser Idee keine klare Antwo
gegeben hattest. Es wäre aus bestimmten Gründen fatal, wenn auch d
Hemmungen bei dieser gewiß traurigen Entscheidung hast."

Der Necker hob das Gesicht und lächelte ein wenig.

„Es genügt wohl, wenn der Entscheidende keine Hemmungen hat, Sire
sagte er abgründig; „er übernimmt ja dann die Bedenken der Gehorchende
von selbst. Ich habe nichts zu widersprechen, sondern nur ein Wort Eur
Majestät zu wiederholen, ein wichtiges Wort, das mir auch von Ihnen nic
genügend gewürdigt scheint, gnädiger Herr."

„Nun?" fragte Ludwig und hob die Schultern. Auch die beiden andere
sahen in Spannung den Meister an.

„Herr Karl wäre wahrscheinlich der Thronfolger. — Ich darf sogar präz
sieren, Sire: Herr Karl ist der Thronfolger; denn er könnte dem Alter na
der Dauphin sein, der Ihnen versagt ist."

„Gewiß, gewiß!" rief der König, leise erstaunt; „und ich würdige dies
Umstand so sehr, daß ich mich zur Erbarmungslosigkeit gegen mein eigen
Blut verurteile."

Wieder lächelte Oliver flüchtig.

„Diese Verurteilung ist die mildeste, die heute abend besprochen wurde
sprach er freimütig. „Sie würdigen das Negativum, Sire. Ich will nic
gegen die Verneinung seines Lebens sagen. Aber ich wage zu behaupten, d
Sie über die wohl notwendige Vernichtung den gleicherweise notwendig
Aufbau vergessen, Sire."

Der König betrachtete seinen Vertrauten erwartungsvoll und auch n
einem leisen Angstgefühl. Er wußte, daß dieser ihm verbundene Mens
keine Warnung aussprach, die nicht in ihn einschlug wie der Blitz eige
Erkenntnis. Und er wurde unsicher.

„Was vergesse ich, Oliver?" fragte er fast demütig.

„Sie vergessen, Sire, daß Sie nach dem Tode Karls der letzte Valois si
Sie haben nur zwei Töchter, die fremden Fürsten versprochen sind. N
dem Tode Karls fehlt Ihnen der Thronerbe. Sie sind im Begriff, mit i
die eigene Dynastie zu vernichten."

Einen Augenblick war der König von solcher rauhen Beweisführung
troffen. Er faltete die Stirn und biß sich auf die Lippen. Dann rief er erre

„Ich habe keine dynastischen Ambitionen! Meine Sorge gilt dem Rei

seinen Bestand Karls Schwäche und Verräterei gefährdet, muß er be-igt werden, ob er Valois ist oder nicht. Und da das Haus Bourbon, mit verschwägert und meine Politik vertretend, die nötigen Fähigkeiten Erhaltung des Erbes aufzuweisen scheint, möge es der Erbe sein."

Oliver lächelte ein drittes Mal.

Auch das Haus Savoyen ist mit Ihnen verschwägert, Sire", meinte er, d auch Bourbon gehörte der ersten Fürstenliga an und könnte nach Ihren enen Worten unter bestimmten Umständen wieder frondieren. Und Bour- ist auch mit Burgund verschwägert. Man soll den Fürsten als Ver-ndten noch geringer einschätzen als den Fürsten, der Ihr Freund zu sein gibt. Sie sind alle Opportunisten. Und wenn Sie, was das Geschick ver-e, früher sterben sollten als Burgund, so weiß ich gewiß nicht, ob der rzog mit Bourbon größere Schwierigkeiten haben wird als mit Herrn rl."

Der König starrte vor sich hin.

Burgund wird nicht länger leben als ich", sagte er, die Lippen kaum be-gend; „aber vielleicht hast du recht, Oliver. Und was ratest du mir nach dem?"

Der Necker kam ein paar Schritte näher und sprach ernst und langsam: Wenn Sie einen Thronfolger vernichten, Majestät, müssen Sie einen leren erzeugen." —

udwig hob schnell den Blick zu ihm auf. Es verwunderte die ganz ver-fften Räte, daß des Neckers maßlos kühne Folgerung den König nicht fahren oder lachen ließ. Doch der Fürst blieb sehr ruhig.

Ich bin dreiundfünfzig ..." sagte er nur und stockte schon, als er Oliver ttisch die Brauen hochziehen sah. Er begriff gewiß den tiefen staats-nnischen Sinn der erstaunlichen Zumutung; aber das unruhige Gewissen nte nach den dunklen Zusammenhängen des Warners mit sich selber. llte der Necker durch solches Mittel, das seines Genies würdig war, die ne ihm entreißen? — Er fühlte mit einemmal seine große Liebe und die ahr, die ihr drohte; denn in diesem gleichen Augenblick, in dem er der ne schönen Leib vor sich sah, wußte er auch, daß er den Gedanken Olivers t mehr werde abstreifen können.

Ich habe seit fünfzehn Jahren Madame von Savoyen nicht mehr er-nt", sagte er leise, mit einer merkwürdigen Schamhaftigkeit des Aus-cks. Oliver zuckte mit den Achseln und meinte kühl:

Belieben Sie im Interesse des Reichs die eheliche Gemeinschaft wieder zunehmen, Sire, — wenn auch nur für ganz kurze Zeit und ..."

r stockte einen Augenblick und sah zu Boden.

... und ohne die Gewohnheiten Ihres privaten Lebens viel zu ändern", e er rasch hinzu.

udwig sah ihn mit einem unbestimmten Gefühl der Rührung an.

Du machst also das Leben meines Bruders von der Geburt des Dauphin ingig, Oliver?" fragte er schließlich. „Das bedeutet im besten Fall einen schub von mindestens einem Jahr. — Das ist eine bedenkliche Spanne Zeit."

Oliver schwieg. Jean de Beaune rief lebhaft:

„Warten Sie dieses Jahr ab, Sire! Erwarten Sie die Entscheidung de Schicksals!“

„Warten Sie, Sire“, sagte auch Tristan, „wenn das Schicksal nein sag mögen Sie es sein. Und Sie werden die Zeit bis dahin nicht ungenützt ver gehen lassen.“

Der König sah fragend wieder den Necker an.

„Deine letzte Antwort fehlt noch, Oliver.“

Der Meiste sagte mit einer entscheidenden Handbewegung:

„Behandeln Sie Herrn Karl schlecht, Sire, ängstigen Sie ihn, verzögern S die Belehnung mit den beiden Gebieten, die natürlich gefährlich wär Besser noch: drängen Sie ihm eine andere Landschaft auf in weniger gefäh licher Lage, so daß automatisch zwischen ihm und Burgund eine Verärgerun eintritt. Zwingen Sie ihn in eine hastige Opposition, die Nemours od Saint-Pol oder beide kompromittiert und zugleich die Burgunder Heirat frage gänzlich unzeitgemäß macht. Verändern Sie die Reihenfolge der i kulpierten Namen in einer Weise, daß jenes Jahr gleich nützlich sich vol ende. Ich sehe keine politische Notwendigkeit, den hochpeinlichen Reig mit Herrn Karl zu eröffnen. Beginnen wir mit Nemours, der trotz der g wonnenen Landschaften mißtrauisch oder schlecht unterrichtet genug ist, i Süden gemeinsam mit seinem Vetter Armagnac Truppen zu mobilisiere Saint-Pol ist im Augenblick noch als Gegenspieler des Burgunders verwertb und zudem schlecht zu fassen. Setzen wir ihn an die zweite Stelle — u das Jahr wird reichlich beschäftigt und gut genutzt sein.“

Der König dachte nach, zwei harte Falten senkrecht zwischen den Braue

„Ihr seid der gleichen Meinung, Compères?“ fragte er dann. Tristan u Jean de Beaune nickten. Ludwig stand auf.

„Ich kann mich nicht so schnell entscheiden, Freunde; es sind gewis Überwindungen notwendig. Ich will heute nacht darüber nachdenken. Und ich danke euch, Oliver, Tristan, Jean.“

Herr Karl, der von dem morschen Vater alles Häßliche des Gesich alles Schiefe des Charakters und den kraftlos mißtrauischen Geist des Grei geerbt hatte, ohne dem Genie des älteren Bruders auch nur im Ungefähr verwandt zu werden — ein hagerer Mensch mit enger Brust und schlecht Haltung, mit den Wulstlippen und dem Nasenkolben des Königs, fade dünne, aufgewundene, fast unsichtbare Brauen über kleinen, müden, f immer leicht entzündeten, niemals ganz geöffneten Augen, mit schlaff Backen und abstehenden Ohren —, Herr Karl wurde so freundlich und solchem Aufgebot an königlichem Prunk und brüderlicher Aufmerksamk empfangen, daß er sofort hinter der höfischen Bemühung die politische Fa vermuten zu müssen glaubte und eine fast lächerliche Vorsicht in Wort u Benehmen an den Tag legte. Auch der kluge Herr d'Urfé und auch Pon de Rivière, der nach der augenscheinlichen Versöhnung des Königs mit B gund und nach der großzügigen Rehabilitierung seines Freundes du L

t wohlbestallten Gouverneurs von Perpignan, auf dem Umweg über den
der Karl an die königliche Krippe zurückzukehren trachtete, hielten
lwigs breites Willkommenslächeln und die verwirrende Unsachlichkeit und
ilität seiner Sprache für die Vordergründe eines bestimmten und im
ße der aufgewandten Harmlosigkeit gewiß gefährlichen politischen Zieles.
Gespräche hüben und drüben waren von einer Verlogenheit und einer
ständlichen Hyperbolik, daß der König als Meister solcher Verhandlungs-
ste in immer bessere Laune kam und daß Oliver, dem Ludwig kein end-
iges Ja oder Nein zu seinem Plan gesagt hatte und der eine unzwei-
tige Einschüchterung des Gastes lieber gesehen haben würde, mit einigem
eifel und nicht ohne Verstimmung die Entwicklung der Dinge verfolgte.
ls endlich der Herr d'Urfé mit äußerster Behutsamkeit die Frage formu-
te, wann die Majestät wohl die Erfüllung des Péronner Abkommens
enüber Monseigneur von Frankreich zu ratifizieren beliebe, hob der
ig gleichsam versonnen den Kopf, lächelnd auch, die höfliche Stimme ein
ig dehnend:

Péronne ... Péronne ... — Ich sagte einmal in einer Stunde, die das Ge-
beschattete, der Name läute wie ein Totenglöckchen. — Nicht wahr,
neur Le Mauvais?"

Oliver nickte mit entspanntem Gesicht; er glaubte jetzt, Ludwigs Weg zu
nen. — D'Urfé und Poncet de Rivière hatten verlegene Gesichter; Herr
l wurde vor Ratlosigkeit offensiv. Mit wirren Gesten, die die stolpern-
Worte anzutreiben schienen, brachte er hervor, alle Vorsichtsmaßregeln
gessend:

Mit Verlaub, Sire, möchten Sie in dem Geist der Freundschaft und der
derlichkeit, die Sie mir — stets ... stets zu zeigen geruhten, den Akt
Belehnung noch während meines Aufenthaltes bei Eurer Majestät voll-
en ... — ich gestehe, dann wäre ich Ihnen über die Maßen dankbar,
al die Investitur auch die von Eurer Majestät zu genehmigende Ehe-
eßung mit Maria von Burgund ..."

r stockte. Ludwig sah ihn mit seinem Rätsellächeln an und fragte leise:
Vermissen Sie hier niemanden im Kreise meiner Räte, Herr Bruder?"

hweigen tödlicher Verlegenheit war die Antwort. Herr Karl sah hilfe-
end auf Urfé; der aber hatte bemerkt, wie Oliver und Tristan ihre
ugtuung und ihren Spott kaum noch versteckten und wie Jean de Beaune
Gelächter mit Mühe nur in Husten verwandeln konnte; und die Torheit
s Herrn heimlich verwünschend, gereizt auch durch die drohende Nieder-
wagte er das Letzte:

Dürfen wir Eure Majestät um eine klare Antwort bitten, ob der zu
nne beschworene Pakt in seiner Anwendung auf Monseigneur von Frank-
irgendwelchen Mißverständnissen oder nicht vermuteten Widerständen
setzt ist?"

er der König ließ sich nicht stellen. Mit seiner Begabung, durch das Un-
are, scheinbar Unaufmerksame und Versonnene, in Wirklichkeit doch
berechnete und Geschmeidige seiner Dialektik den Gegner zu verwirren,

zu ängstigen, zu schlagen, fand er auch wie von ungefähr und mit folternd
Hartnäckigkeit stets zur empfindlichen Stelle der feindlichen Psyche zurü

„Péronne ..." wiederholte er nachdenklich, als hätte er aus Urfés gedrän
ter Frage nur wieder die Allegorie dieses Namens gehört, „Péronne hat
der Tat allerlei zu Grabe geläutet: Feindschaften und Freundschaften, Ho
nungen und Verzweiflungen, Intriganten und Dummköpfe. — Mich dün
Seigneurs, der Ton macht die Musik für alle Ohren nicht gleich. Ich höre
Totenglocke, Sie, Seigneurs, wollen die Friedensglocke hören. — Nun, es
in der endlichen Wirkung kein großer Unterschied."

Er ließ plötzlich den besinnlichen Ton fallen und rief scharf, mit
Handfläche auf den Tisch schlagend:

„Sie, Seigneurs, sprechen von dem Schwur, ich spreche von der V
schwörung zu Péronne. — Nun, es ist in der endlichen Wirkung kein gro
Unterschied. — Kein größerer, als zwischen der Champagne und Brie,
ich Ihnen, Herr Bruder, aus guten Gründen nicht geben kann, und zwisch
dem Herzogtum Guienne mit La Rochelle, das Sie haben sollen."

Er ließ herausfordernd den Blick kreisen. Er sah die Gesichter wie ta
unter dem unerwarteten Schlag. Er ließ sie nicht zur Besinnung komm

„Sie scheinen überrascht, Seigneurs?" fragte er mit der alten Höflichk
„Sie sollten nicht die Hintergründe von Péronne kennen und meine Bere
tigung zu kleinen Korrekturen des Vertrags wie die eben erwähnte? — U
Sie vermissen nicht den Kardinal Balue, der seinen Herrn und König d
Feind in die Hände spielen wollte und sich doch zu guter Letzt gezwun
sah, nicht nur sein Spiel aufzudecken, sondern auch das der Mitverschworen
Es sind da Zusammenhänge belichtet worden, die wohl merkwürdig
nennen sind, wenn sie mich auch nicht sonderlich überraschen konnten.
erfahrener Mann machte ich zu dem bösen Spiel der Frondeurs jeweils
gute und eine böse Miene, wie es meinem hohen Ziel, das nicht meiner
son, sondern dem Reich dient, angemessen war. So werden Sie, mein H
Bruder, die gute Miene um dieser oder jener Landschaft willen auf kei
Fall verändern wollen."

Der König hatte auch bei der letzten, kaum mehr verhüllten Drohung
Stimme nicht gehoben; aber seine Augen unter den strengen, geraden Bra
hatten den durchdringenden, aus Abgründen kommenden, mitleidslos wis
den Ausdruck, der nicht zu ertragen war. Herr Karl saß in gänzlicher
stürzung mit flatternden Lidern, eine plötzliche häßliche Röte zu bei
Seiten der Nase, und schüttelte aus irgendwelchen Gründen den Kopf. H
d'Urfé sprang, um das Letzte zu retten, in die Bresche.

„Gewiß wird Monseigneur, zumal wenn er die Gründe für diesen Geb
austausch kennt, alles versuchen, um für Eure Majestät der loyale Br
zu bleiben, der er ist. Und er wird die persönlichen Momente, die viell
für die Champagne und Brie sprechen, Ihrer besseren Einsicht opfern, S

Wieder schüttelte Herr Karl den Kopf und murmelte, die Hand hi
hebend:

„Ohne Befragung des Herzogs von Burgund ..."

Der König unterbrach lachend:

„Herr Bruder, ich will um der Loyalität willen, die mir von Ihnen gehmt wird, die Gnade haben, Ihren Einwurf nicht zu Ende hören; sonst äre die böse Miene nicht zu bannen. — Und die böse Miene, Seigneurs, elehnt mit kargeren Gebieten als der Guienne!"

Der verzweifelte Urfé versuchte zu sprechen, um noch einmal ein Gleichewicht herzustellen. Aber der König, noch lachend, die Augen blank durch nen brutalen Gedanken, war schon aufgestanden.

„Es ist immer heilsam", rief er, „und nützlich für die Erfahrung, die Wirkhkeit zu sehen! — Folgen Sie mir in die neue Residenz des Kardinals, err Bruder, Herr d'Urfé, Herr Le Mauvais! — Herr Poncet wird mit einen Räten auf unsere Rückkehr warten."

Ein Blick unterwies die beiden Gevattern, wie sie die Zwischenzeit zu ıtzen hatten. —

Zehn Minuten später hörte Balue im Käfig, vergraben zwischen Folianten d Pergamenten, das Schloß rasseln und die schwere Tür des Gewölbes in en Angeln knarren. Er hob erst den Kopf zur Seite und blinzelte, vom llen Licht neben sich geblendet, ins Dunkle, als niemand durch die geöffnete ür eintrat und von außen nur zwei unterdrückte Rufe der Überraschung d des Entsetzens an sein Ohr drangen. Er stand auf, trat an die Stäbe d preßte das Gesicht zwischen die Eisen, rechts und links die Hände einallend. Von neuem hörte er ein gedämpftes „Jesus Maria!" aus dem unkel. — Jetzt wurde die Tür wieder geschlossen und verriegelt. Kopfhüttelnd kehrte er zu seiner Arbeit zurück. — —

Zehn Minuten später betraten die Vier wieder das Beratungszimmer: der önig höflich lächelnd, Herr Karl mit rotgeflecktem Gesicht und schwankend e ein Betrunkener, Herr d'Urfé sehr blaß und sehr aufrecht, Oliver ernst. zwischen hatte Poncet de Rivière erfahren, wie nahe er einer fetten Statthalterschaft im Bourbonnais sei, und wartete heiter auf die Gelegenheit, sie h zu sichern.

„Haben Sie noch Einwände, Herr Bruder?" fragte Ludwig freundlich. Karl hüttelte den Kopf. Poncet mußte sich eilen, um noch zu Wort zu kommen. „Bedenken Sie, Monseigneur", wandte er sich an Karl, „daß die Guienne t der Regierung von La Rochelle ein größeres und schöneres Gebiet ist die Champagne und Brie, und daß die Freundschaft mit Burgund vor n Wunsch des Königs zurückzutreten hat."

Jean de Beaune grinste. Poncet hatte seine Statthalterschaft gewonnen.

„Ihre Räte sind als kluge und verantwortungsbewußte Männer meiner inung, Herr Bruder", konstatierte der König. Herr d'Urfé sprach kühn den Fassungslosen:

„Monseigneur nimmt die Guienne an."

Herr Karl nickte.

„Gut", meinte Ludwig liebenswürdig; „jetzt bleibt nur noch eine Kleinigt zu erledigen übrig: Sie, mein Herr Bruder, schreiben dem Herzog von rgund, daß Sie freiwillig ihre Ansprüche auf die Champagne und Brie

gegen die Ihnen günstiger erscheinende Guienne mit La Rochelle ausgetausch haben; und Sie schreiben es vielleicht noch heute."

Wieder herrschte betretene Stille. — Endlich wagte Poncet die Äußerun „Ich finde diesen Brief nur loyal und folgerichtig, Monseigneur."

Herr d'Urfé sprach für den Fassungslosen:

„Monseigneur wird den Brief noch heute schreiben und Ihnen zur B förderung aushändigen, Sire."

Herr Karl nickte.

„Gut", sagte Ludwig zutunlich; „und dies noch, Herr Bruder: Sollte mei Vetter Burgund die Heirat der Maria mit Ihnen aufrichtig betreiben — i möchte es fast bezweifeln —, so werden Sie von meiner Seite gewiß kei Schwierigkeiten erleben."

Oliver, Herr Tristan, Jean de Beaune grinsten.

Anne ließ durch Daniel Bart den Meister in diesen von Geschäften a gefüllten Tagen fragen, ob er ihr eine Viertelstunde schenken könne. D demütige Form der Bitte, die Daniel beflissen wahrte, um den stummen Vo wurf hörbar zu machen, bewirkte auch, daß Oliver trotz seines kühlen B scheides schon kurze Zeit später seine seit Wochenfrist nicht mehr betrete Wohnung aufsuchte. Es war übrigens, wie er sich selbst gestand, keine G fühlsregung, der er nachgab, keine Besorgnis um Annes Person, sondern ei merkwürdige und nicht einmal eben erst entstandene Ahnung, daß das A liegen der Frau mit jener dunklen Frage zusammenhänge, die ihn und d König beschäftigte und die Ludwig, durch ungewohnte Kämpfe der Leide schaft mit der politischen Vernunft augenscheinlich belastet, immer no nicht zu beantworten vermochte. Oliver hatte sehr bald bemerkt, daß d Königs Fügsamkeit während der Gebietsverhandlungen, die er im Sinne d Neckerschen Planes bis zur überlegenen Bezwingung des Bruders führte, n ein Kompromiß mit sich selber war, eine leichte strategische Änderung, d nicht schaden konnte und seinem intriganten Geist zusagte. Doch daß er b reit sei, der großen Idee des Neckers in ihrem ganzen Ausmaß zu folg dem Bruder die notwendige Schonfrist zu gewähren und die Königin, ei fremd und alt gewordene Frau, in das eheliche Bett zu befehlen, hatte s nachdenklich verschlossenes Gesicht mit keiner Bewegung und keinem W bisher zugegeben. — Und Oliver wußte, daß er in fast allen diesen Näch mit Anne zusammen war. —

Die Frau saß über ihrem Stickrahmen und hob das weiße Gesicht, als eintrat. Ihre Züge waren ein wenig scharf geworden und schmaler der Mu durch die vielen Gedanken, die er nicht aussprach. Wie oft bei einsam wordenen Menschen, die das Lachen geliebt hatten, ließ die verscheuc Freude feine, schmerzliche Linien zurück, die von den Lippenwinkeln zu den Nasenflügeln und zum Kinn liefen. Da sie zu den Frauen gehö die nicht viel weinen konnten, waren die Schatten unter den etwas trü Augen nicht durch Tränenrinnen vertieft und machten sie nicht alt, sond in erregendem Gegensatz zu dem keuschen Mund unzüchtig. Und die

gung ihres Körpers war müde und teilnahmslos, wie bei Kurtisanen, die
lässigen Leib vom heimlichen Gefühl zu trennen gelernt haben.
Oliver küßte ihr kalt und höflich die Hand.
„Was wünschest du, Anne?" fragte er, sie flüchtig betrachtend.
„Ich danke dir", sagte sie leise und ihn groß anblickend, „daß du so rasch
ommen bist, Oliver. — Ich wünsche eigentlich nichts. — Mich quält nur
etwas wie eine Hoffnung, Oliver."
Der Necker verzog den Mund.
„Hoffst du auf deine Art auf den Dauphin?" fragte er brutal. Sie senkte
Augen und sagte traurig:
„Ja, Oliver, ich hoffte auf dich."
Der Necker schüttelte den Kopf, ernst, ohne ein Wort, und wandte sich
Tür. Anne beugte demütig den Nacken und faltete die Hände um die
ie. Und sie hob nicht den Kopf, als sie ihm jetzt gequält nachrief:
„Er fürchtet es!"
Oliver blieb stehen, erregt: Sagte Ludwig ihr selbst dies? Sagte Ludwig
die letzten Gedanken, die er ihm nicht zu gestehen wagte? Wurde diese
be gefährlich? —
„Was fürchtet er?" fragte er über die Schulter.
„Daß du bei alledem an mich gedacht hast, trotzdem . . ."
ie stockte; sie fürchtete vielleicht in diesem Augenblick, zuviel zu gestehen.
„Trotzdem . . .?" fragte Oliver drängend. Sie fuhr fort, hastig flüsternd:
. . . trotzdem du ihm gesagt hattest, daß er die Gewohnheiten seines pri-
en Lebens nicht viel zu ändern brauche." —
Wörtlich fast! dachte Oliver staunend, das sind fast die gleichen Worte,
ich ihm sagte! Er hat kein Geheimnis vor ihr; aber er schweigt zu mir! —
wandte sein Gesicht wieder ihr zu.
„Seine Furcht ist so unbegründet wie deine Hoffnung; das weißt du jetzt,
ne", sagte er hart. „Was ich ihm sagte, meinte ich ehrlich. — Wirst du ihn
ückhalten, Anne?"
ie sah ihn nicht an.
„Ich habe wohl kein Recht dazu", entgegnete sie schlicht und sprach immer
;samer, „aber sieh, Oliver, er liebt mich sehr, scheint mir, mein Körper
allein, fühle ich, und er schließt jeden anderen Körper aus. So wird er
ielleicht — nicht — können . . ."
liver biß sich auf die Lippen; das war es, was er befürchtet hatte. —
lachte zurück, gepeinigt: hatte je der Zauberleib der Neckerin seinen
nen einen anderen Körper aufkommen lassen? — —
„Bist du heute nacht bei ihm?" fragte er nach einer Weile, abgewandt.
„Ja."
„Ich werde mit ihm ins Turmzimmer kommen", sprach er etwas zögernd;
ite es ein, daß du unser Gespräch mit anhören kannst. Das wird gut
für deine endgültige Haltung, Anne."
„Ja", sagte sie und reichte ihm die Hand. Er küßte sie kalt und höflich.
chritt zur Tür.

„Es wird gut sein", sagte er noch auf der Schwelle, „daß du krank bi
wenn die Königin kommt, Anne."
„Ich werde gerne krank, Oliver", flüsterte sie.

Es war der Abend vor der Abreise des neuen Herzogs von Guienne. D
Bankett, das die Belehnungsfeierlichkeiten und zugleich Karls Amboiser Au
enthalt beschloß, hatte die pompöse Folge von Speisen, Getränken und Lus
barkeiten abgerollt und ging zu Ende. Herr Karl war durch die gleic
bleibende Liebenswürdigkeit des königlichen Bruders, durch das gewichti
Ländergeschenk und durch die Preisreden auf sein neues Reich, die er
Menge zu hören bekam und die ihn sehr rasch den etwas zwangvollen Tau
verschmerzen ließen, allmählich in die glücklichste Stimmung gekommen.
diesem Abend sogar, belebt durch Wein, durch die Heiterkeit seiner gleich
maßen zufriedenen Räte, durch die freundlichen Zusprüche der fremd
Herren und vor allem durch das nahe Morgen, das ihn aus den Armen
gefürchteten Bruders entließ, wurde der junge Fürst in einer Weise sorgl
daß er zu lachen wagte und gesprächig wurde. In erregtem Selbstgefühl
sonderlich mit den Augen blinzelnd, mit bebenden Backen und zucken
Nase begann er auf verfängliche Stichworte Jean de Beaunes und Tristans
antworten, wurde immer redseliger und war schon im Begriff, Zusamm
setzung und Methode der gescheiterten Fürstenliga wie einen guten W
zum Besten zu geben, als ihn endlich ein desperates Gelächter und ein furc
barer Blick des Herrn d'Urfé veranlaßten, das Gespräch ein wenig hastig
ändern. So hatte er in seiner leichten Trunkenheit wenig gemerkt, daß
König im Laufe des Abends immer stiller wurde, in dem Maße auch zurü
haltender und unfreundlicher, als der Angeheiterte das Beobachtungsv
mögen einbüßte. Oliver aber wußte wohl, welche Gedanken hinter Ludw
gefalteter Stirn arbeiteten und ihm die Lider halb über die Augen zog
Der kurze Blick, das kurze Wort, hin und wieder den Bruder treffend, v
rieten dem Aufmerksamen Ludwigs dunklen Willen, die Entscheidung ü
des frohen Karls Schicksal erst dieser letzten Nacht zu überlassen. — Oli
rüstete sich zum Kampf.

Der König selber war es, der ihm um Mitternacht, nach dem Ende
Banketts, ins Turmzimmer zu folgen befahl. Während Oliver die Tür hi
sich ins Schloß zog, schob Ludwig nach einem Augenblick des Zögerns
Wandfüllung beiseite und stieg die Wendeltreppe hoch. Der Necker war
erstaunt; es war das erste Mal, daß der König auf so unverdeckte
Annes Nähe zugestand. Wenn er früher — wenn er noch gestern zu sol
Stunde mit dem Necker im Arbeitskabinett saß und beide auch wußten,
über ihren Köpfen der Neckerin bereiter Leib auf den Polstern lag, so b
doch Ludwig stets den Takt, gleich Oliver diese Nachbarschaft zu verle
nen, zuweilen sogar sich von seinem Rat zum Schlafgemach zurückführer
lassen, niemals aber die geheime Tür in der Holzverkleidung zu öffnen, b
die Schritte des fortgehenden Meisters verhallt waren. — Oliver wart
hörte die leisen Stimmen der Zwei und schon wieder — nach wenigen Sek

— des Königs Schritt auf der Treppe. Er lächelte ein wenig, als Ludwig
Zimmer trat und die Paneeltür schloß.
ire", sprach der Meister, der in der Nähe der Wand geblieben war,
einer kleinen Weile, „wir hatten den gleichen Gedanken: auch ich bat
Dame Necker, zuzuhören."
er König sah ihn einen Augenblick verblüfft an; dann lachte er auf
rief:
Kommen Sie herein, Madame!"
iver öffnete sofort die Wandtür. Anne, mit offenen Haaren, gehüllt in
pelzverbrämten Mantel von karmesinroter, reichbestickter Seide, die
en Füße in wattierten Pantoffeln, stand im Ausschnitt der Täfelung
ein schönes und wollüstiges Bild, in einer Bewegung des Schreckens und
Verlegenheit erstarrt.
Kommen Sie, Madame", wiederholte der König mit feinem Lächeln und
hr galant seinen mächtigen Lehnstuhl vor dem Schreibtisch an. „Da wir
, ich und Oliver, ganz unabhängig von einander Sie als Zuhörerin
chen, brauchen Sie sich nicht mehr zu verstecken. Nehmen Sie den Platz
der Ihnen gebührt."
nne zog ein wenig die Schultern hoch und ging mit gesenktem Kopf und
en Schritten an den beiden Männern vorbei. Oliver war ernst und sah
icht an. — Sie saß dann mit ihrem weißen, abgekehrten Gesicht und
auten Farbe ihres Gewandes in dem gebieterischen Stuhl, sehr seltsam
lockend in solchem Zusammenspiel von marmorner Blässe, Glut des
es und Hoheit des Thrones. Sie saß aufrecht, ohne sich anzulehnen, die
e an den Körper gepreßt, die Hände im Schoß. Sie trug den Kopf ein
g gesenkt und sah auf die Platte des Tisches. Der König lehnte seitlich
ihr gegen eine mächtige Truhe. Oliver war im Hintergrund, neben der
en Paneeltür, stehen geblieben.
prich, Freund", sagte Ludwig einfach, „du weißt, was zu bereden ist."
iver schüttelte den Kopf.
as eine wenigstens", entgegnete er mit Bestimmtheit, „ist nicht mehr zu
len: Herr Karl wird morgen, unbeschadet an Leib und Seele, Amboise
ssen."
u weißt", meinte der König nachdenklich, „daß ich gerade dies mit dir
echen will. Ich habe mich in den letzten Tagen mit diesem Jämmerling
beschäftigt, als es sein ganzes morsches Leben wert ist. Er kann mir
en. Er wird mir auch schaden. Der Urfé wird sofort nach Norden über
Bretagne, die Normandie zum Burgunder und nach Süden zur Sippe
ours-Armagnac, vielleicht zum malkontenten Aragon seine Gewebe zu
en beginnen. Ein Jahr ist eine lange Zeit, Oliver. Wenn ich aber in vier
nen die legitime Gelegenheit haben würde, in die Guienne als erledigtes
gut einzumarschieren, ist das Gewebe sehr leicht und für immer zer-
."
re", erwiderte Oliver ernst. „Sie werden eine Stunde nach Karls Ab-
den Großmeister mit der Armee in den Süden kommandieren, um dem

Armagnac die Rouergue wegzunehmen. Sie haben dann die Guienne
Osten und Süden umklammert. Der Bretone im Norden ist noch lahm
Kampf. Die Normandie beherrschen Sie. Das Jahr, das nicht lang ist, w
Herrn Karl vor zufriedener Sattheit oder ängstlicher Vorsicht untätig
die übrigen Frondeure beseitigt sehen. — Prüfen Sie sich, Sire, ob Sie
ich an Ihren Einwand glauben können."

Der König schwieg. Oliver fuhr rascher fort:

„Und dies, Herr: wer allein kann Ihnen in den zehn Stunden, die
Verfügung stehen, die legitime Gelegenheit zum Einmarsch in die Guie
geben?"

Ludwig schwieg. Oliver lächelte flüchtig.

„Ihres Gewissens andere Seite würde einem solchen Befehl nicht
horchen", sagte er leise; „denn Ihre Motive haben nichts mehr mit der N
wendigkeit politischen Schicksals zu tun."

Er ging ein paar Schritte auf den König zu.

„Ihr Gewissen will keinen gemeinen Mord, Sire. — Am allerwenig
um einer Frau willen."

Ludwig hob mit gequältem Ausdruck die Hand. Anne bewegte sich ni
Oliver stand unmittelbar vor dem anderen.

„Und der König", sprach er scharf, „darf aus dem Bereich seines Gewis
so wenig herauskommen, wie Balue aus dem Käfig. — Und das Gewi
muß so hart sein wie die Eisenstangen, Sire, und eine harte Sprache re
dürfen. Und es sagt Ihnen, Herr, daß in diesem Augenblick nicht Karl
keine Fronde Ihnen und dem Reich gefährlich ist, sondern die Frau,
dort sitzt."

Er wies mit einer Bewegung des Kopfes zur Neckerin hin, ohne ihr
Blick zuzuwenden.

„Und es sagt Ihnen, daß der Alkoven über uns von der Politik getre
bleiben muß, will er sich vor der Gefahr schützen, gefährlich zu sein!"

Anne rührte sich nicht; auch die brutale Erwähnung ihrer Person
schütterte keine Muskel ihres Gesichts und des gestrafften Körpers.
König beobachtete sie, ein wenig von Oliver fort zur Seite tretend. S
Augen waren unruhig; ihre Regungslosigkeit schien ihn zu peinigen. Er
die Schultern und tat die sonderbare Frage:

„Warum verteidige ich Sie nicht, Madame?"

Anne hob das stille Gesicht zu ihm auf und zog ein wenig die Lippen
den Zähnen; aber es wurde noch kein Lächeln, sondern ein unsägliches
ständnis der Schwermut. Sie sagte sehr leise, wie von fernher, den K
sacht schüttelnd:

„Er darf so sprechen... Er will mich nicht wiederhaben — —"

„Ich weiß es", flüsterte Ludwig verwirrt, „ich weiß es..."

Oliver war langsam an die Wand zurückgetreten; er wollte sein leide
Gesicht nicht zeigen. — Der König suchte ihn mit den Augen.

„Und du bedrohst die Anne, wenn ich nicht gehorche, Oliver?" frag
plötzlich.

ht er doch mein Gesicht? sann der Necker; bin ich doch noch schwach? —
twortete ernst:
er König hat nicht zu gehorchen! Der König wird morgen Madame von
ven benachrichtigen. Niemand wird ihn zurückhalten."
iemand . . ." wiederholte Anne leise. Ludwig riß jäh die Arme in die
und schrie:
h bin ein armer Mensch . . ."
hob schnell den Kopf, als staunte er über die eigene Stimme; — und
rte schon die Stimme, die von der Wand her kam und doch auch die
e schien:
. . und ich gehorche dem König!"
ne stand auf, als sei es der Befehl für sie. Mit kleinen Schritten ging
Ludwig vorbei und an Oliver, der neben der Paneeltür stand und sie
ansah. Die laute Farbe ihres Gewandes verschwand, man hörte den
en Schlag der Absätze auf jeder Stufe der Wendeltreppe. Das Zimmer
schien dunkel und kalt. Man sprach kein Wort mehr und blickte an-
der vorbei. Oliver verbeugte sich und ging. Als seine Schritte verhallt
n, trat Ludwig durch die Lücke der Täfelung, die Wandfüllung hinter
chließend.

Drittes Kapitel

DIE GATTEN

LOTTA, die zweiundvierzigjährige Königin, war eine stille, früh-
erte Frau, die sich mit dem freudlosen Leben abgefunden hatte. Von
r nicht einmal sanft und nachgiebig und in der ersten Zeit der Ehe
hochfahrenden Blut des Vaters und der Anna von Cypern oft zum
rspruch hingerissen, war sie durch den Kampf mit Ludwigs geistiger
legenheit und politischer Härte sehr bald entkräftet. Der König hatte
ls Dauphin geheiratet, weil er als rebellischer Sohn des mächtigen
rischen Nachbarn Freundschaft brauchte. Auf dem Thron sah sein
fer Blick des Mailänder Sforza größere Vitalität; er kehrte mit scharfer
dung Savoyen den Rücken. Die Feindschaft mit dem geliebten väter-
Haus zerbrach die Lebenskraft der Carlotta; das Bewußtsein ihrer
ußlosigkeit, die Ludwig bis zu zeremoniellen Unterlassungen und Krän-
en betonte, machte sie menschenscheu; die unbedenklichen oder brutalen
, die neben ihr gegen ihre Familie und ihre Heimat vorbereitet und
führt wurden und die abzuwenden oder aufzuhalten sie keine Möglich-
hatte, — der kaum verdeckte Haß ringsum gegen sie und ihr immer
eckter Haß gegen ihre Umgebung, — die Qualen des von jeder Minute
ffenen und ausgehöhlten Stolzes machten sie alt; die Einsamkeit ihres
en Tourainer Schlosses und die abnehmende Kraft ihres seelischen
erstandes machten sie wortkarg und müde. Als man ihren Bruder ein-
erte, hatte sie keine Tränen mehr.

Die körperliche Isoliertheit, in der sie der König seit fünfzehn Ja
hielt, war der mildeste Schmerz ihres schweren Lebens. Ihr Leib, durch
Jahre seiner Gier verwüstet, durch fünf aufeinanderfolgende Geburte
schwächt, wollte nichts als Ruhe. Die Sinnlichkeit flackerte immer sel
auf und starb früh in der Monotonie der Tage. Der frühe Tod des
Sohnes und zweier Töchter, die ihre zärtliche Art geerbt hatten und ih
liebsten waren, die tiefe Abneigung der zwei anderen Töchter und
Wesensferne — klug, kalt, männlich, schön die älteste, klug, kalt, sehr
lich und scheu die zweite — dünkten ihrem religiösen Gemüt schließlich
noch die notwendige und folgerichtige Vollendung ihrer irdischen Passio

Der Befehl des Königs, nach Amboise zu kommen, verwunderte sie
wegen des Ortes; denn es kamen in jedem Jahr Einzüge, gottesdienst
und höfische Akte vor, bei denen aus zeremoniellen Gründen ihre Anw
heit nicht zu vermeiden war. Sie liebte diese Gelegenheiten voll von
malem Zwang so wenig wie der König, der selbst in der Öffentlichkeit
seine abweisende und übersehende Art gegen sie aufgab. In Amboise
war sie trotz der geringen Entfernung seit langer Zeit nicht gewesen.
König hatte es schon bald nach seiner Trennung von ihr vermieden, s
die Räume seines täglichen Aufenthaltes einzulassen und mit den Mens
seiner gewohnten Umgebung in Berührung zu bringen. Mit den Jahre
er immer mißtrauischer, immer betriebsamer in seinem befestigten Amb
Schloß hockte und seine Abneigung gegen sie sich in völliger Entfrem
und Gleichgültigkeit verflachte, wurde jeder persönliche Verkehr und
mündliche Wort in einer Weise ausgeschaltet, daß seine Residenz und di
seines täglichen Lebens ihr fremd und fern zu bleiben hatten, wie ihm
Ort und der Inhalt des ihren. Wenn er sie als Repräsentantin seiner K
lichkeit nötig hatte, beorderte er sie nach Paris, Orleans, Tours, Reims, L
— auf die jeweilige Bühne des monarchischen Theaters, und schickte sie
ihrer Szene rasch wieder fort. In sein Haus gehörte sie so wenig wie i
Nachbarschaft seiner Gedanken und seiner Interessen. Und sie war
ihrer Berufspflicht gehorsam gewesen: zu kommen, wohin er befahl, ein
Minuten im fremden Prunk neben fremder Majestät zu sitzen, zu g
wenn er es befahl, und still und einsam wieder zu leben, ohne Frage
Klage. — So gehorchte sie auch jetzt, schon wissend, daß sie die dü
Lippen nicht einmal öffnen werde, um ihr Erstaunen zu gestehen: sie be
sein fremdes Haus und den unbekannten Bereich seines Tages.

Nicht der König empfing sie, sondern Jean de Beaune, der seinen von A
überlasteten Herrn bis zum Abend entschuldigte und die Fürstin und
wenigen Frauen ihrer Begleitung in die für sie bestimmten, sorgfältig
gerichteten Räume führte. Über den Zweck ihres Aufenthaltes und über
Dauer sagte der Rat nichts; und seine devote Haltung, anmutig verbu
mit seiner natürlichen Gutmütigkeit, entschied bei der heimlich beobac
den Königin nicht einmal die Frage, ob er es selber wisse. —

Ludwig indessen arbeitete nicht; er hatte sich seit der Abreise des Br
im Turmzimmer eingeschlossen, ließ keinen zu sich als Oliver und kär

sich den schweren Kampf zu Ende. Es waren schlimme Tage für den
f gewesen, der in der Erregung des unsichtbaren Königs bebte, und für
obersten Verwaltungsbehörden, die von hundert Befehlen, Absetzungen,
ıfen aus dem hämischen Turm gequält wurden. Wie immer, wenn sich
er seltsame Mensch in der Erschütterung einer von innen oder außen
ımenden und noch nicht gemeisterten Gewalt von seiner Welt abschloß,
teigerte er auch dieses Mal — krank vor Mißtrauen gegen die eigene
ft — die Aktivität des Selbstherrschers bis zur Tyrannis. Und da er
en die noch nicht gekannte Macht des eigenen Gefühls kämpfte, da er
ßte, daß er es besiegen müsse, doch von dem Widerstand betroffen war
in schmerzlicher, absonderlicher Gedankenverbindung den Einbruch der
isenhaftigkeit fürchtete, schleuderte er in den Pausen, wütig wie noch
durch die dicken Mauern seines Turmes Beweise der ungebrochenen
estät über den geduckten Hof und das verstörte Land. Oliver, der die
ht gehabt hätte, offensichtliche Ungerechtigkeiten und des launischen
zorns brutalste Wirkungen abzustellen verhinderte nichts. Da er die
ammenhänge kannte und dem Kampf zusah, gönnte er ihm diese Art der
fteausgleichenden Erholung.

Denn es waren auch für Ludwig schlimme Tage gewesen. Am Abend
ı Karls Aufbruch und der Abfertigung der Kuriere an den Großmeister
an die Königin saß er schweigend und voll heimlicher Unruhe mit
ver im Arbeitskabinett und hatte nur die eine Frage im Hirn: warum
mt Anne nicht? Als ob es eben dieses neuen und nicht erwarteten
derstandes, der verhaßten, nahen, unvermeidlichen Störung seiner Liebe
urft hätte, um sie unersetzlich, einzig und unsagbar drängend zu machen,
er fast körperlich unter seiner Leidenschaft und dem Zwang, sie immer
der und gerade heute zu erfüllen. Da er das steinerne Gesicht des Meisters
t mehr ertragen konnte und sich gerne einredete, die Anwesenheit des
kers mochte die Frau abhalten zu kommen, schickte er ihn bald fort.
ver verbeugte sich stumm und sah ihn noch einen Augenblick an, ehe er
, ohne Erbarmen, wie es dem Fürsten schien, und in den Augen das
n, vor dem er zitterte. — Dann wuchs die Stille um ihn bis zur äußersten
ıstung der Nerven. Der kreisrunde Raum schien vor Stille die Luft zu
licken. Ludwig sah mit offenem Munde die Wände entlang und atmete
ver. — Warum kommt sie nicht? — Die Gegenstände pflockten sich
ısam vor Stille und Sachlichkeit in seinen Blick. Die Welt um ihn und
e Inbrunst war lieblos bis zur Blasphemie. Er trat irr vor Sehnsucht nach
Menschen an einen Spiegel und betrachtete sich, — schauderte doch
n, die Schönheit der Geliebten in den Sinnen, vor der eigenen Häßlich-
und der Maske des alten Mannes, die ihn aus Runzeln und Falten an-
rte. Er trat zurück, in Enttäuschung verzerrt, und fühlte die unbändige
erde nach Trost, nach der Wohltat der Lüge. Und seine gehetzte Imagi-
on fand sie auf wunderbare Art. Er fand seine Hände, die sehr schön
en und weiß, schlank und schmalfingrig von seinem alten Geschlecht
ten. Er hob sie, um sie von dem armen Körper zu trennen, seitlich vor

den Spiegel, streckte sie, spreizte sie, krümmte sie und freute sich an
Anmut des lebendigen Bildes. — Doch das Spiel konnte nur Sekund
dauern. Die Uhr der Schloßkirche schlug mit bronzenem Ton eine sp
Stunde. — Konnte sie noch kommen? fragte er sich gequält, die Arme m
los senkend. — Er dachte an die anderen Abende, die glücklichen Aben
an denen er um diese Zeit kam und die Anne über den braunen Decke
balken wußte. — Er wollte wieder lügen — er lächelte wie ein Kind
und mit einem kleinen Kunstgriff ihr die Möglichkeit verschaffen, unb
merkt nach oben zu gelangen, oder sich nur die Illusion geben, daß sie
sein könnte, oder sich nur für einige Minuten, nur für den Weg durch
Zimmer und über die zwanzig glückseligen Stufen der Wendeltreppe
Ungewißheit schenken, ob sie nicht vielleicht doch da sei. — Und er sta
sich aus dem Turmzimmer, schlich die Galerie zum Schloßinnern entlan
bog in einen Nebengang um ihr den Weg freizugeben, und wartete in ein
kahlen dunklen Ratszimmer, sich zu einem Stuhl tastend und mit steif
Rücken sitzend, die Zeit, die er zu warten vermochte, — eine kurze od
lange Zeit, er wußte es nicht. Dann ging er zurück, betrat wieder sein
Turm, schloß sorglich die Tür, die er nur angelehnt hatte und dessen Sp
gewißlich breiter war als vorhin, durchquerte lächelnd das Zimmer, t
durch die Paneeltür, die er vor seinem Weggehen geöffnet hatte, schritt
wenig langsamer als gewöhnlich die Wendeltreppe hinauf und hob sac
den Wandbehang ... — Der Raum war leer. Das Bett lag traurig und v
vergeblich inmitten der sinnlosen Wollust des Gemaches. Die rücksichtsl
versteinernde Stille herrschte auch hier. Die Stoffe, die Farben, das Li
waren Dinge ohne Seele, ja, ohne Willen zur Erinnerung, die der Men
ihnen geben mußte. — Stumpf an der Wand lehnend und mit trüb
Augen, hatte Ludwig nicht mehr die Kraft, den Inhalt des Blickes mit
Geliebten zu verbinden. — War sie jemals hier? fragte er sich immer w
der. — Der Raum war leer. — Der König tat den Schritt zurück, den
sich vorgewagt hatte, und ließ langsam wieder die Tapete fallen. Er sti
in den Knien tief einknickend, die Treppe hinunter. Er schloß die War
tür erloschenen Gesichts und saß dann in dem königlichen Stuhl, der v
von ungefähr viel zu mächtig für ihn schien, wie alte Männer sitzen: r
rundem Rücken, hängenden Schultern, die Arme zwischen den gespreizt
Schenkeln pendelnd. Und er saß so, das Kinn auf der Brust, eine lange od
kurze Zeit, er wußte es nicht.

Doch ein Gedanke dann riß Kopf und Körper zurück und die Augen a
ballte seine Fäuste und schnellte ihn schon hoch. Er sprang zur gewölbt
Bronzeschale, hob den Klöppel, um den nächsten Gardisten herbeiz
läuten ... er warf ihn wieder in den ledernen Köcher, den Kopf schüttelnd
lief zur Tür, aus dem Zimmer, die Galerie entlang, daß die Fackel in sein
Händen Funken regnete, stieß den entsetzten Schotten vor seinem Schl
gemach beiseite, durcheilte den Ankleideraum und blieb jäh vor einer T
stehen, keuchend und mit bebenden Gliedern. Es war die Kammer Olivi
in der er zu schlafen pflegte, wenn er weder beim König noch in sein

nnung übernachtete. — Ludwig legte zögernd die Hand auf die
ke. — Wenn auch dieser Raum ihn enttäuschte! Wenn auch dieser Raum
war! Großer Gott! Wenn diese böse Nacht noch Blut sehen wollte! —
chloß die Augen und drückte auf den Griff. Die Tür gab nach: eines
afenden tiefe Atemzüge hörte sein Ohr. Er lächelte und öffnete die
r. Oliver lag ruhig auf seinem schmalen eisernen Bett, die Hände unter
Nacken, wie es seine Gewohnheit war.

Nein, nein, nein", flüsterte Ludwig und schloß leise wieder die Tür, „er
icht bei ihr."

ging in sein Schlafzimmer und fühlte mit einemmal die äußerste
igkeit, die jeden Gedanken einhüllte. Er konnte schlafen. —

och am anderen Abend war die Angst, die gleiche Einsamkeit und die
he Pein erdulden zu müssen, so groß, daß sie die Scheu vor dem Necker
wand.

Bleib! Bleib!" rief der König gequält, als sich Oliver wieder zu früher
de zurückziehen wollte. Der Meister setzte sich auf sein Taburett zu-
und sah ihn an. Ludwig kämpfte immer schwächer gegen den Wunsch,
Anne zu sprechen. Er hatte es während des Tages nicht gewagt, er
nicht einmal Jean de Beaune zu ihr geschickt; denn er wußte seit dem
ruch der nüchternen Frühe, die ihm die klaren Gedanken brachte, war-
der Necker sie trennte. Jetzt aber, vor der erregenden Nacht, erlag er.
liver sagte in plötzlichem Mitleid:

Bestehen Sie diese wenigen Tage, Sire."

dwig sah ihn demütig an.

ie kommt auch heute nicht, Bruder?"

Nein", sagte der Necker ernst und bestimmt. Der König stand auf und
lammerte seine Schultern.

ch will sie nur sehen!" flehte er, „nur sehen!"

liver schüttelte den Kopf.

Wenn es Ihnen gut tut, Herr", sprach er, „so sagen Sie sich, sie sei
k."

dwig stützte sich auf ihn, von einem Frost geschüttelt.

ch leide!" stöhnte er, „Oliver, ich leide!"

eiden Sie, Herr", sagte der Necker leise; „ich liebe Sie darum."

blieb bei ihm und machte ihn ruhig durch seine gütige Ruhe. — Der
g konnte schlafen. —

n Tag von der Königin Ankunft, als Carlotta schon im Schloß war und
ldig den Abend und sein Erscheinen erwartete, kam der schwere Rück-
g. Ludwig befahl plötzlich und mit scharfer Stimme dem Jean de
ne, der ihre Grüße zurückbrachte, der hohen Frau zu bedeuten, daß
tige Geschäfte ihn nach Paris riefen und daß er sie bitte, morgen früh
er in ihre Residenz zurückzukehren.

ie werden begreifen, Seigneur", wandte sich Oliver gelassen und ohne
rn an den Hofmann, „daß seine Majestät zu scherzen belieben."

„Ich scherze durchaus nicht!" schrie Ludwig und schlug mit der Hand a die Tischplatte.

„Ich werde mir in einer Viertelstunde den Befehl Eurer Majestät, d auch ich nicht gutheißen kann, wiederholen lassen", sagte Jean de Beau gewandt und verließ rasch das Zimmer. Oliver ging auf den Fürsten zu.

„Wenn es kein Scherz war, Sire", sagte er kalt, „dann war es doch ni der Befehl des Königs."

Ludwig schüttelte die Fäuste.

„Der König befiehlt", raste er. „Gehorcht man ihm nicht mehr?"

Oliver wich zurück und verbeugte sich.

„Der König befiehlt", sprach er leise; „man wird ihm gehorchen. — D König befiehlt den Tod eines Menschen; man wird ihm gehorchen."

Ludwig schrie auf:

„Oliver! Oliver! — Nein! Nein!"

Und dann wieder mit zerbrochener Stimme:

„Ich leide, Bruder, ich leide."

Der Necker beugte sich über seine Hand.

„Der König nicht, der Mensch leidet", flüsterte er; „denken Sie an die Leid, wenn Sie wieder König sind." —

Sie schwiegen jetzt. Jean de Beaune kehrte zurück und wartete stum Ludwig sah ihn sinnend an.

„Ich beliebte zu scherzen, Seigneur", sagte er endlich.

Der Abend kam. Carlotta unterhielt sich leise und befangen mit ih Damen. Die ungewohnte Nähe Ludwigs bedrückte sie, die fremden Räu und das Rätsel ihrer Berufung machten sie unruhig. Das Gespräch erst Die Fürstin preßte die Handflächen gegeneinander und schloß die Aug Ihr Gesicht, das nicht unschön gewesen sein mochte, hatte breite, fast gr Züge und schien seltsam nackt. Die Stirn, die noch nach der Sitte der Ja hundertmitte durch Ausrupfen der Haare künstlich erhöht war, wölbte wuchtig und männlich über einer kurzen flachen Nase und kurzwimpri matten, etwas vorstehenden Augen und zog sich oft in schmerzlichen Fal zusammen. Der Gebrauch von Sublimatschminken hatte die Haut grau macht, die Zeit und der Kummer hatten nicht mit Runzeln und körnigen V tiefungen gespart. Geringe Bewegung und die vielen Geburten nahmen d schweren Körper das Straffe der Jugendjahre und gaben ihm Fett und U förmigkeit.

Carlotta seufzte leise und hob traurig die rasierten, mit dünnem St geschminkten Brauen. Eine Hofdame wollte sie erheitern, nahm die La und begann eine sanfte Gagliarda, die die Fürstin liebte. Carlotta nickte Takt mit dem Kopf und summte mit. — Jetzt wurde die Tür geöffnet. Lied brach ab. Ein Page, auf der Schwelle, sagte:

„Der König!"

Die Hofdamen standen auf. Carlotta aber ordnete erregt und hastig schweren Falten des Kleides, die Füsse einziehend, und sah aufrecht, einem wehen Lächeln zur Tür hin. Ludwig trat mit schnellen Schritten

den schäbigen Hut ab und küßte flüchtig ihre Hand. Sie sahen sich Augenblick an; sie sahen beide in ihren Augen das Erstaunen über ihre rten Gesichter. Den König schien ihr Blick zu verletzen. Er warf den zurück und sagte unfreundlich zu den anwesenden Frauen:
ie Damen wollen mich mit Ihrer Majestät allein lassen."
e gingen mit höfischer Verneigung. Der König starrte auf den Teppich, nter dem Sessel Carlottas lag. Er preßte die Lippen zusammen und e laut und schnell. Er sprach nichts. Die Fürstin war durch den unver- ten Blick auf ihre Füße, durch sein Schweigen, durch die Bedrängnis einem verquälten Gesicht vollends fassungslos. Die Knie zitterten ihr dem steifen Brokat. Sie hustete vor Pein. Ludwig sah rasch auf und rte sie mit grausamer und rätselhafter Genauigkeit, betrachtete lang- Haare, Stirn, Augen, Nase, Mund, Hals, Brust, — und sein Blick blieb rem Schoß. Er sprach nichts, er preßte die Lippen zusammen. Carlotta te im Feuer einer seltsamen Scham. Sie wußte nicht, warum sie sein zugleich aufwühlte und niederschlug. Sie wußte nicht, warum er sie so und ihren Körper kränkte, der ihm doch nicht mehr zukam. Sie hielt ht mehr aus, machte mit der Schulter eine Bewegung, die hilflos und tternd mädchenhaft war und faltete wirr die Hände über dem Leib.
re ..." flüsterte sie gefoltert.
König schaute auf. Ihr Gesicht war durch die Erregung unregelmäßig t und glänzte ein wenig feucht. Das Runzelgewirr unter den Augen ll zu kleinen Säcken und schien die Pupillen noch mehr herauszu- en. Sie war jetzt so häßlich, daß Ludwig sich heftig abwandte und sich raler Entfernung hinter einen Stuhl stellte wie hinter eine Barrikade. tta senkte den gedemütigten Kopf. Er rüttelte an dem geschnitzten der Rückenlehne, als sei die Überwindung der eigenen Stummheit Mühe der Muskeln. Er begann endlich mit heiserer Stimme:
e mögen sich wundern, Madame, daß ich Sie hierher zu kommen bat. ndelt sich ... es handelt sich ... um einen Entschluß ..."
ser Mann, dem die Worte zu Gebote standen wie die hörigen Men- seines Reiches, und dessen großer Geist noch kein Ziel erkannte, das ht erreichte oder zu erreichen gewiß war, stockte hilflos nach zwei ge- nelten Sätzen, hilflos vor Widerwillen. Das furchtbare, innerliche, lautere, dröhnende: Ich kann nicht! das das Herz mit dem Blut durch Körper zu jagen schien, in jedes Glied und jeden Nerv, erwürgte die he. Er hob den schweren Stuhl an den Säulenknöpfen des Rahmens nd wurde rot vor Anstrengung.
h freue mich ... freue mich, Eure Majestät wiederzusehen", stotterte tta, um ihm zu helfen.
König ließ den Stuhl krachend zurückfallen und stöhnte besiegt die Worte, die allein sein Hirn noch wußte:
h — kann — nicht ..."
lotta sah auf ihre gefalteten Hände und hatte Tränen in den Augen. Schultern zuckten. Sie begriff diese neue und nicht mehr erwartete Qual

so wenig, wie sie die vielen Leiden der Vergangenheit von Grund auf erka
hatte. Aber sie wagte nicht zu fragen. Sie flüsterte nur nach einem lan
Schweigen, während Ludwig seinen Kopf zwischen den aufgestütz
Händen hielt:

„Haben Sie Sorgen, Sire?"

Der König achtete nicht auf die Frage. Er schien jetzt einen Gedanken
fassen und richtete sich auf.

„Madame", sagte er leise, „ich habe einen treuen Diener, einen vertrau
Menschen, den ich zu Ihnen schicken werde und den Sie anhören wollen
Es gibt Dinge, Madame, die schwer auszusprechen sind. Da ich sie n
sagen kann, soll er sie Ihnen sagen. Warten Sie wenige Minuten und blei
Sie allein. — Und verzeihen Sie mir."

Er ging hastig hinaus, die Schultern hochgezogen. — Carlotta, ein w
in sich zusammensinkend, verwehrte jeder Frage den Einlaß und
schmerzenden Kopf den Versuch zu überlegen und gegen den Angriff
rüsten. Sie saß gebückt und stumpf und sah zu Boden, sah unter ih
Füßen den kleinen erlesenen Teppich aus Isfahan, der auch Ludwigs Bl
angezogen hatte, — das sanfte Spiel von Farben, rosa, elfenbein, grün,
auf dunkelblauem Grund, Bäume, gerankte Zweige, Blätter, Knos
Blüten, Früchte — wahrhaftig, die armen Augen sahen nur dies und
setzten die Minuten des gehorsamen Wartens durch ein liebliches Pris

Dann klopfte es sacht. Carlotta nickte nur, als könnte der Fremde drau
ihre müde Bewegung hören wie ein Jawort. Und er hörte es wohl; denn
Tür öffnete sich sofort. Die Königin sah auf, in plötzlicher Spannung.
hagerer Mann mit rotem, etwas angegrautem Haar und blassem scha
Gesicht trat ein und verbeugte sich tief, richtete sich schnell wieder auf
kam mit der Sicherheit des Menschen näher, der eine Entscheidung mit
trägt. Zwei Schritte vor der Sitzenden blieb er stehen und sah sie mit fr
Blick an.

Er hat seine Augen, dachte sie, durch diese Wahrnehmung sonderlich
rührt; aber sie kränken mich nicht. — Sie wurde ruhiger.

„Ich höre, Seigneur", sprach sie schlicht.

Oliver senkte etwas den Kopf und strich mit der Hand über Stirn
Schläfe. Er war innerlich nicht ganz so fest, wie er es zeigte. Das erschö
Gesicht des Königs, das er eben sah, und das: Ich kann nicht! das er
hörte, hatten ihn betroffen. Und Anne war krank geworden, noch ehe e
der florentinischen Phiole gegriffen hatte, — unter Symptomen krank,
ihn mit einem dunklen Verdacht erfüllten. Sollte er die Kraft der Nei
die Ludwig von ihm übernahm oder selber erzeugte, unterschätzt ha
Oder sollte er, was schlimmer wäre, sie mit unbewußtem Willen —
Rächender doch — unterschätzt haben? War die Menschenseele so stark,
sie noch — aufgegeben und dem anderen hingegeben — in Ludwigs Schi
ungebrochen weiterarbeitete? War er, außer sich gebracht, als Mensch i
wunden und aufgesogen, selbst in dem fremden Leben noch der Stär
und ohne es zu wollen? — Und dies vor allem: spürte er den gerin

ch, daß dem so sei oder nicht so sei? — Er hatte den Kopf geschüttelt,
den König verließ. Alle diese Fragen waren unnütz und vielleicht
schädlich; denn sie lockten die Gedanken nach rückwärts und bargen
Gefahr der Erinnerung an sich selber. — Und wer war Oliver? — Er
te vor der Tür der Königin: Oliver ist der König. —
eine Aufgabe ist nicht ganz leicht", begann er freundlich und ruhig;
die Ihre ist schwer, gnädigste Frau. Sie müssen mich nicht als einen
den Menschen sehen, sondern als den Sprecher unseres hohen Herrn, der
o nahe steht, daß er das Bedeutungsvolle für ihn sagen kann, und doch
ein anderer ist, um das Letzte und Verhüllte, vor dem der Takt der
stät zurückscheut, ohne Beschämung Ihrer erlauchten Person auszu-
nen. Betrachten Sie mich wie einen Arzt, dem auch die Keuschheit den
n Leib zeigen darf."
h sehe Sie nicht als einen fremden Menschen", entgegnete sie leise und
te verlegen, „aber ich bedarf auch keines Arztes, Seigneur."
as mag man nicht immer bestimmen können", meinte er ernst, „und
gibt es auch Ärzte der Seele und Ärzte der Beziehungen von Mensch
ensch. Ich spreche für Ihren königlichen Gemahl, mit dem Recht und
Wissen des Vertrauten. Bedarf auch Ihre Ehe keines Arztes, gnädigste
"
rlotta wurde sehr blaß und ihre Wangen bebten wie vor verhaltener
t. Sie krampfte die Finger ineinander, langsam und ohne Hoffnung den
schüttelnd.
h weiß nicht", sprach sie mit flatternder Stimme, „und ich zweifle sehr,
einen Arzt für meine Ehe geben kann. — Und, Seigneur", setzte sie
und mit Hoheit hinzu, „daß ich nicht glaube, Sie wollen mich kränken,
daß ich Ihnen solche Antwort gebe, beweise Ihnen mein Vertrauen. —
hen Sie frei."
r Necker hüllte sie wieder mit seinem Blick ein und sah seine Wirkung
em unruhigen Wachsen ihrer Pupille.
h danke Ihnen, Madame", sagte er langsam; „Sie machen mir die Auf-
leicht; denn Sie haben eben selber entschieden, daß ich keine Finten an-
nden gezwungen bin. Wenn Sie den leisesten Laut der Hoffnung von
gegeben hätten, dann würde ich haben sagen müssen, daß der König
chen wolle, auf irgendwelchen gefühlsmäßigen Gründen das eheliche
wieder aufzunehmen. Das wäre eine Lüge gewesen oder eine Krän-
wie Sie sie schon empfanden."
eigneur!" rief die Königin beklommen, „wo wollen Sie hinaus?"
die Wahrheit", antwortete der Necker sofort, „und in die Pflicht, die
immer hart und immer erhaben sind. Wenn der kleine Mensch das
eg hat, gegen den Entschluß, den ich Ihnen mitzuteilen habe, mit kleinen
ments zu protestieren, so haben Sie, Majestät, die Pflicht, den königl-
Zweck einzusehen. — Die Wahrheit ist, hohe Frau, daß der König
an Sie, sondern an die Dynastie denkt."
rlotta sprang auf.

„Und sein Entschluß?" fragte sie in äußerster Erregung.

„Er wird in dieser Nacht Gott und Sie bitten, ihm einen Sohn zu schenk sagte Oliver ruhig und klar.

Die Königin machte eine jähe Bewegung mit der Hand und entblößte Zähne, als ob sie ein Nein hervorstoßen wollte. Aber sie hielt inne, Blick des Neckers gefangen, und setzte sich langsam wieder in den Sessel, Mann mit großen Augen ansehend. Sie blieb in steifer Haltung auf Kante sitzen, sie ordnete auch von neuem die Falten des Kleides, mit m nischer oder verlegener Hantierung, ohne das Gesicht von ihm abzuwer

„Herr Karl ist Thronfolger", sprach sie mit anderer Stimme, verschl und doch auch bestimmt. „So weiß der König, daß sein Bruder nicht lä leben wird als er? — Sie brauchen mir nichts zu antworten, Seigneur kenne Ludwigs Arbeiten mit der Zukunft anderer Menschen. — Ich jetzt ... weiß jetzt alles, — ich erkenne seine Technik ..."

Sie schwieg eine Zeitlang, müde lächelnd; dann flüsterte sie:

„Aber dies noch, Herr: ich bin eine verbrauchte Frau — und es ekel vor mir ... doch nein, was besorgt es mich? — Er möge kommen. Wie ich sagen dürfen: er möge nicht kommen? — Oder er möge mich befe wohin es ihn beliebt. — Aber er soll mich nicht mehr kränken. Er soll nicht mehr anschauen. Er weiß ja, wie ich aussehe. Er ahnt vielleicht wie das Leben zu mir war."

„Darf ich Ihnen die Hände küssen, Majestät", bat Oliver.

Der König speiste allein. Selbst Tristan und Jean de Beaune, die gewo Tischgenossen, mußten fernbleiben. Selbst Oliver, der ihn bediente, hinter ihm stehen. Er fürchtete in dem Abscheu vor dieser Nacht jede sicht, das ihn ansah, Er aß hastig und schweigsam scharfgewürzte Sp an Säure und Saft schwere Wildgerichte, er trank aufwühlende Gewürz und erregende goldhaltige Liköre. Er trank hastig und viel. Der Neck nur seinen schmächtigen Rücken, den es zuweilen schüttelte, und selten, er sich rasch vorbeugte und Teller und Becher füllte, sein grobes verhä Profil und das Auge, das sich dann immer schloß. Nach dem Essen bl eine lange Zeit sitzen, die Arme ausgestreckt über den Tisch, den Hal gezogen, mit steifem Genick, viel trinkend. Plötzlich sprang er auf schweren Stuhl zurückschnellend, daß ihn Oliver halten mußte. L wandte ihm sein böses Gesicht zu.

„Wo wirst du schlafen?" fragte er scharf.

„Wo ich in der letzten Zeit zumeist schlief", antwortete Oliver „in der Kammer neben dem Gemach Eurer Majestät."

Der König ging rasch auf ihn zu und packte seine Handgelenke.

„Geh nicht zu ihr, Oliver", flehte er.

„Sie ist krank", sagte der Necker kalt. Ludwig ließ ihn einen Auge los und preßte dann mit großer Kraft seine Arme:

„Hast du sie", rief er unterdrückt, „Oliver, hast du sie ..."

Der Necker sah ihm in die Augen und spannte die Muskeln, um den herzenden Griff zu ertragen.

Sie hat es selber getan, um es Ihnen leicht zu machen, Sire."

Der König hob die Hände und lächelte seltsam, den Blick in der Ferne. Das ist Mut!" flüsterte er und eilte fort. —

Oliver sah ihm nach und schüttelte ernst den Kopf. — Es ist kein Mut, hte ich, es ist Müdigkeit bei ihr und ihm. Es ist kein Mut bei ihnen. — zuckte zweifelnd mit den Schultern und klatschte Lakaien herbei, die die el abräumten. Er ging langsam seiner Kammer zu, mit dem nagenden ühl, daß er in dieser Nacht so bald nicht würde zum Schlaf kommen. Gedanken der drei Menschen, die er zusammenzwang und auseinander- sprangen ihn rebellisch und klagend an. Die Einsamkeit des Ganges, er durchschritt, brachte ihn wieder auf sich selber. Warum tue ich alles ? fragte er sich, — und schnell wieder das alte: wer denn ist Oliver? — r er schüttelte wieder den Kopf, er mochte jetzt nicht der König sein; mochte jetzt nicht der Necker sein. Das Nichts wäre gut, der Schlaf, der l; doch das eine kann zu erreichen so schwer sein wie das andere. — Mauvais! der Böse! Die Welt hält wohl nicht grundlos ein Leben mit hem Namen umfangen. Und der Sinn des Bösen ist immer wach und ist g. — Beten? Kruzifixe sind an jeder Ecke und über jeder Tür. Doch en kann so schwer sein wie Schlafen oder Sterben. Was soll ich beten wer wird mich hören? Wer fragt, kann nicht beten. Gott ist der Frage ensatz in Ewigkeit. — Aber dies täte wohl: einen guten Menschen sehen. e war gut. Doch wer allein trägt die Schuld, daß sie es nicht mehr ist? — Kind sehen: das täte wohl. Doch in diesem steinbösen Bau gab es e Kinder.

inen Augenblick noch fühlte Oliver in der Schwächung seines Lebens- ihls den Wunsch, Jean de Beaunes gutmütiges und warmblütiges Gesicht sehen und sein irdisches Lachen zu hören. Er blieb schon stehen, um um- ehren und ihn aufzusuchen. Dann aber drängte er die eigene Bedrängnis ick, schlug sie mit den Fäusten seines leiblichen Körpers, lachte auch r sich selber, die Ohren schon verstopfend, um das häßliche Echo nicht hören, und schritt schnell weiter — lief in sein Zimmer. Das ruhige Bett, ruhigen Bücher, das heitere und warme Licht der Kerzen taten wohl. zog sich nicht aus. Er griff nach dem Lukan, den er liebte, und las die kalten, ein wenig gläsernen Verse der „Pharsalia".

chritte hörte er eine halbe Stunde später sich der Tür nähern, die langen tigen Schritte Daniel Barts. Oliver schob die Handschrift beiseite. Es unte ihn nicht, daß man in dieser Nacht zu ihm kam; es erregte ihn nicht. Es wird nicht die letzte Störung sein, dachte er; dazu bin ich da. Komm herein, Daniel!" rief er, ehe jener klopfte. Der Bart trat herein, besorgtem, etwas übernächtigtem Gesicht.

Ja, ich bin es", sagte er, ein wenig verblüfft.

Die Dame Necker verlangt nach mir?" fragte Oliver, gleichmütig nach m Folianten greifend. „Es geht ihr hoffentlich besser?"

Er sah seinen Gesellen nicht an; er erwartete ein Nein, eine schlim
Kunde, das Schlimmste gar. Dieser Nacht war viel zuzutrauen. Doch Dan
sagte ja, kurz und mit deutlichem Unwillen. Oliver blätterte in dem Bu
las auch hier und da und schien den anderen vergessen zu haben.

„Herr!" brach Bart los, „sehen Sie mich doch an und fragen Sie d
weiter oder hören Sie mir zu! Wenn ich zu solcher Zeit von einem krank
Menschen komme, würden Sie sich auch einer kräftigen Angst nicht
schämen brauchen."

Oliver schaute gehorsam auf.

„Schon gut, schon gut", sagte er lächelnd, „du gabst doch zu, es gi
ihr besser; also hat das Gegenmittel gewirkt."

„Nun ja", meinte Daniel ungeduldig, „sie deliriert wenigstens nicht me
— Aber Sie können ja selbst ihren Zustand prüfen. Sie will Sie dringe
sprechen. — Es quält sie irgend etwas. Kommen Sie sofort mit, Meiste

Oliver rührte sich nicht.

„Ich habe Dienst", sagte er zögernd.

„Sie haben Dienst?" staunte Bart, „hier in Ihrem Zimmer über Foli
ten? — Und wenn Sie auch Dienst hätten, könnten Sie der Meisterin die
Wunsch abschlagen? Und wenn selbst der König Nein sagte und Sie
wollten ..."

„Der König hat mir verboten, das Zimmer zu verlassen", unterbr
Oliver.

„Und wenn Sie es wollten", rief Daniel erregt, „was würde es Sie h
dern? — Ich diene Ihnen fünfzehn Jahre, Meister, ich weiß, wenn Sie ni
wollen! — Ich schäme mich für Sie, Herr, mit Verlaub ..."

Er drehte sich um und wollte gehen. Der Necker sprang auf und sch

„Zum Teufel, wenn ich nicht will, was du willst: zu was hast du da
den Riesenklotz von Körper und deinen Schulterkran? — Hast du An
ich sei stärker als du?"

Der Bart sah ihn einen Augenblick erstarrt und ohne Begreifen an; da
glitt breit ein Grinsen über sein Gesicht. Er packte ihn wortlos bei
Schultern, daß der Magere in die Knie sank, hob ihn auf und trug ihn
ein Kind davon. —

Anne lag mit gelbem, durchsichtigem Gesicht in den Kissen. In den Au
glänzte noch das Fieber; aber der Körper wurde nicht mehr von Frost
Hitze geschüttelt. Oliver trat ans Bett und griff nach ihrem Puls.

„Gut, gut", sagte er unfreundlich; „und du kennst seine närrische Ei
sucht, Anne. Was läßt du mich zu solcher Stunde kommen? Er ist h
unberechenbar."

„Ich berechne ihn gut", sagte sie sehr leise, und ihr Blick hing an il
„deshalb eben bat ich dich zu kommen, Oliver. — Du solltest gütiger
mir sein, Oliver ..."

Der Necker senkte den Kopf, von ihren großen, grauen, nächtigen Au
betäubt und schwach.

„Er ist jetzt bei ihr", flüsterte sie nach einer Weile, — und es schien

nochte sie nicht anblicken), als spräche sie von fernher, durch die Wände
urch:
a", murmelte er. Und er hörte:
r — kann — nicht ... Er liebt mich ... nur mich ..."
iver sah schnell auf, wie im Zwang, gleich als ob eine sanfte und starke
d sein Kinn hob. Und er sah ihr altes Lächeln, das zauberische Lächeln
Anne. Und er sah im milden Glanz des lächelnden Gesichts seine alte
e, die zauberische Liebe zu Anne. Und es schüttelte sein Herz, daß er
rief:
Wer, Anne?"
der er hatte es nicht gerufen, sondern es rief nur in ihm; denn die Frau
ortete darauf nicht; nur dies sprach sie:
oll ich helfen, Oliver? — Ich vermöchte es wohl ..."
r Necker preßte die Fäuste gegen die pochenden Schläfen. — Wem
n? Wem helfen? — Und er rief es doch:
Wem helfen, Anne?"
e hörte es gewiß, denn sie antwortete:
Dem König und somit dir, Oliver. Was fragst du?"
as frage ich? Was frage ich? stöhnte er in sich hinein. Warum will ich
n, was ich weiß? — Und was frage ich es doch:
Anne, Anne, sind er und ich eins?"
der er hatte es nicht gefragt; denn sie schwieg, ihr Kinn bebte, ihre
e schlugen leise aufeinander; er sah in ihren Augen Tränen. — Die
tasmagorie des Lächelns erlosch. — Der Necker sah ihr krankes Gesicht.
Warum hast du das getan, Anne?" fragte er sanft. Die Frau bewegte
hig die Hände; ihr ermattetes Hirn konnte dem gehetzten Hin und Her
r Gedanken nicht mehr folgen. Sie fühlte wohl seine tiefe Bewegung,
sie vermochte nicht mehr zu entscheiden, ob es für sie Freude oder Leid
ute. Sie wußte in diesem Augenblick nicht einmal mehr, warum der
n vor ihrem Bett stand und was sie während der vergangenen Stunden
äftigt hatte. Sie erwiderte bedrückt:
ch weiß nicht recht, was du meinst, Oliver; — ich habe so vieles getan
er letzten Zeit."
Warum hast du dich krank gemacht", sprach er langsam, durch die An-
ihres Geständnisses berührt und traurig; „warum hast du dich vergiftet,
e? — Das Pulver ist ein böses Gift, wenn man seine Dosierung nicht
t."
nne sah ihn ein wenig von der Seite an und versuchte zu lächeln.
Kannst du nicht glauben, Oliver — auch wenn ich dich darum bitte —,
ich krank geworden bin, wie jeder Mensch krank werden kann?"
r Necker schüttelte den Kopf und strich leicht über ihre feuchte Stirn.
Das kann ich nicht", sagte er; „denn die Phiole zeigte mir die Spuren
ungeübten Hand, von manchem anderen abgesehen. — Das will ich
glauben, Anne; denn ich mache mir nicht das Leben auf deine Kosten
t."

Anne hob ein wenig den Kopf und öffnete weit die Augen, an i
vorbeiblickend.

„Sieh, Oliver", sprach sie unvermittelt, „und ich wollte nicht, daß dir
schwere Leben um meinetwillen noch schwerer wird. Ich wollte nicht, daß
und er und das Reich über mich stolpern. Deshalb habe ich es getan; und
mir fiel es leichter von meiner Hand als von deiner Hand."

Sie zog etwas die Brauen hoch und bekam noch dünnere Lippen:
hatte den Zusammenhang wieder gefunden. Ihr Gesicht schien überleg
fast ironisch und schüchterte ihn ein; denn er war noch nicht von neu
hart geworden.

„Vielleicht wäre es nicht notwendig gewesen, Anne", wich er zurü
„vielleicht hätte ich es nicht zu tun brauchen."

Sie wies es mit einer kurzen strengen Handbewegung ab.

„Es wäre notwendig gewesen, du hättest es getan, Oliver", sagte sie l
nahe scharf, „denn die bloße Trennung von mir kann er überwinden,
Krankheit aber nicht!"

„Und wenn auch! Und wenn auch!" beharrte er, immer weiter, fast w
lüstig sich von seiner Schwäche treiben lassend. „Anne, es wäre etwas ande
hätte ich es getan. Es wäre eine kleine Korrektur des Schicksals, wie ich
oft tat, ein Eingriff von abgewogener und ganz begrenzter Wirkung,
ihm zu helfen ..."

„Wem?" unterbrach sie lauernd. Oliver, sehr erregt, ahnte, was kom
mochte; doch er ließ sich weiter treiben. — Oder war es nicht Schwäche?
antwortete rasch, er schloß den seltsamen Kreis, den ihre erschütterten See
gegangen waren:

„Dem König und somit mir, Anne."

Er sah sie an, voller Erwartung, daß sie das andere frage, was jetzt
ihr doch wohl zu fragen war: ist er und du eins? — Aber sie richtete
auf, stemmte die Arme rückwärts in die Kissen; und ihre Augen klammer
sich an ihn, fiebernd von letzter Energie, in Bitte und Hoffnung; und
wagte den großen Angriff.

„Oliver, Oliver, was geht mich der König an!" rief sie.

Er sah sie an, und in seinem Innern zerriß die Spannung der letz
Stunde; es rissen die letzten Fäden zwischen ihm und ihr. Was ihm Schw
eben noch schien — er wußte es jetzt — war grausames Anziehen und N
lassen, tragisches Spiel seiner Dämonie. — Er sah sie an: Anne fiel mit ei
schwachen Schrei in die Kissen zurück, besiegt, verloren.

„Wer ist Oliver?" flüsterte er, „weißt du es, Anne?"

Sie bewegte sich nicht und antwortete nicht. Sie weinte auch nicht.
lag weiß und kalt, mit blassen Lippen, das Kinn etwas vorgestreckt.
beugte sich über sie.

„Ludwigs Liebe zu dir, Anne: das ist Oliver."

Sie öffnete wieder die Augen und betrachtete sein nahes Gesicht.
spürte seinen Atem.

„Dann müßte ich ihm gewiß helfen", sagte sie schwachen Tones; „ich

ch ja deshalb zu kommen." — Ein Gedanke belebte sie und sie sprach arer. — „Ich hätte gewünscht, nur dies eine hätte ich zu hören gewünscht, ß du das Leid über ihn verhängt hast, weil er über dich Leid verhängte, id um mich. — Oliver, ich weiß jetzt, daß du lügen müßtest, möchtest du mir sagen. — Willst du lügen, Oliver?"

„Ich kann nicht", sagte Oliver ernst, „jetzt nicht mehr. — Vielleicht hätte es heute abend vermocht."

„Du hättest es nicht getan, Oliver", sprach sie und bewegte verneinend n Kopf in den Kissen hin und her, „so gewiß nicht, wie du das andere, s Fieber für mich, getan haben würdest. — Ich hatte dich an dieser Stelle rhin unterbrochen; ich weiß, was du noch sagen wolltest. — Du hattest ht, Oliver: bei dir wäre es eine kleine — bei mir war es eine große rrektur des Schicksals. — Wir wollen darüber nicht mehr viel sprechen, bitte dich darum, Oliver."

Er nickte langsam mit dem Kopf. Sie schwieg eine Weile; vielleicht war sehr müde. Dem Necker war, als hörte er irgendwo Türen schlagen und sei die Stille im Schloß nicht mehr vollkommen und fest wie ein guter all. Er wurde unruhig.

„Anne", sagte er, „ich muß..."

Er stockte. Sie hatte die Hand gehoben und lauschte, den Kopf etwas auf-richtet, die Augen geschlossen.

„Ich glaube, er kommt", flüsterte sie.

„Wer?" rief Oliver verwirrt und schon zusammenfahrend. Auch er hörte wie Schritte.

„Der König kommt, Oliver."

„Bist du von Sinnen?" murmelte der Necker tonlos; „er hierher? zu solcher inde? an den Wachen vorbei? — Dann rast er!"

Die Schritte wurden deutlicher. Daniel in einem der Vorzimmer schien Tür zum Gang zu öffnen, wohl um zu sehen, wer kommt. Man hörte hen Ruf des Erstaunens.

„Der König kommt", sprach sie wieder und sah den Meister mit mattem heln an. „Das eben wollte ich: ihn sprechen, — und daß er mich sieht, wie ich jetzt bin. — Begreifst du? — Ich vermag viel über ihn."

Man hörte Ludwigs Stimme im Nebenzimmer, heiser, grob:

„Zum Teufel, Kerl, bleib, wo du bist! Ich weiß, wohin ich will!" —

Anne flüsterte noch hastig:

„Geh bald, Oliver! — Sieh zu, daß du sie noch heute nacht, noch in dieser nde in seinen Turm bringst. — Begreifst du?"

r nickte; sein Gesicht schien noch blässer zu werden. — Die Tür wurde issen. Der König, völlig angekleidet, im geröteten Gesicht und der n Bewegung sonderbar Scham, Zorn und Bestürzung zeigend, lief einige itte ins Zimmer, blieb plötzlich stehen, sah die Frau mit dem matten keuschen Ausdruck des Kranken im Bett, in einigem Abstand von ihr, und ruhig, den Necker — und lächelte schon, leidend und etwas ver-lt, in den Augen noch den Schauder eines Erlebnisses.

„Ich — kann — es — nicht ...“ stöhnte er und ließ die Arme hänge
Oliver und Anne sahen ihn an; der Mann mit seinem dunklen fangende
Blick, die Frau sanft und hilfreich. Ludwig wollte zu ihr hin; aber er hie
sich mit ungeschickter Gewaltsamkeit zurück und wandte sich an den Necke

„Verzeih mir, Oliver“, bat er leise, „ich bin ein Narr.“

„Ich habe gewiß nichts zu verzeihen“, sagte Oliver zurückhaltend; „i
meine nur, Sire, daß Sie sich nicht in solcher Weise hätten bloßstelle
dürfen. Es wäre vielleicht besser gewesen, mich von einem Schotten such
zu lassen, als zu dieser Stunde Ihre königliche Person ohne Begleitung d
Wachen und dem Schloßflügel subalterner Beamten zu zeigen. — Ich wur
von meinem Diener Daniel Bart, der durch einen Fieberanfall der Dar
Necker erschreckt war und sich nicht abweisen ließ, dringend hierher gerufen

Er rief laut:

„Daniel!“

Der Geselle zeigte sein verstörtes Gesicht. Oliver lächelte ein wenig:

„Erzähle der Majestät, wo du mich fandest und wie du mich herbrachtes

Daniel Bart räusperte sich verlegen.

„Ich fand meinen Herrn in seinem Zimmer“, sagte er stockend, „alle
und lesend in seinem Zimmer. Ich sagte ihm, die Meisterin sei sehr kra
und brauche ihn. Als er Bedenken hatte, mitzukommen, wurde ich böse u
trug ihn davon. Ich dachte ...“

„Es ist gut, Mann“, unterbrach Ludwig und lachte kurz und gezwung
Der Bart zog sich zurück.

„Das ist eine schlimme Nacht“, begann der König wieder, den Rück
krümmend, als ob es ihn fröre. „Ich finde mich selbst nicht mehr, und
ich auch dich nicht fand, lief ich hierher. Ich bin vielleicht doch betrunke

Er drehte den Kopf zaghaft der Frau zu.

„Verzeihen Sie mir, Madame. — Es tut mir — weh, Sie so zu sehen.“

Er hatte sehr leise gesprochen; er kämpfte um seine Haltung. — Er
sie lächeln und ihm die Hand hinstrecken. Er stürzte ans Bett.

„Anne ...“ stöhnte er, „hast du dich für mich ...“

Er hielt inne, weiß vor Schrecken. Er sah über seine Schulter, der Nec
war verschwunden.

„Oliver ... er ist fort?“ fragte Ludwig beklommen und hielt ihre Hand f

„Er ist fort“, beruhigte sie ihn und lächelte fast mütterlich; „er wa
vielleicht im Turm auf Sie, Sire.“

Ludwig setzte sich auf den Bettrand und streichelte ihre Hand; s
Augen wurden ruhig und schön, als er sie ansah.

„Hat er es dir befohlen, Anne?“ fragte er jetzt.

„Nein, ich tat es selber und freiwillig.“

Der König beugte sich ein wenig vor.

„Um meinetwillen, Anne, oder um seinetwillen?“

„Für Sie und somit für ihn“, antwortete die Frau mit unruhigem P

Und er fragte dies:

„Anne, Anne, sind er und ich eins?“

e schloß in einem innerlichen Beben die Augen. Die Wucht der Wieder-
ngen höhlte sie aus. Der Kreis ohne Erbarmen, den das Schicksal dieser
ht das zweitemal um sie zog, saß schon wie eine Klammer um ihre Brust.
stöhnte bedrängt.
Doch, Anne, doch!" flüsterte Ludwig, voll von Geheimnis; „wir sind
! Aber er wütet in mir; fühlst du es nicht? — Er verhängt Leiden über
... dieses Leid ..."
r umklammerte in jäher Angst ihren Arm.
Anne, Anne, ob er uns strafen will mit alledem? — Haben wir so ge-
ligt, Anne?"
ch weiß es nicht ..." hauchte sie, das Gesicht unsäglich müde abkehrend.
iel in der äußersten Furcht vor dem Bett auf die Knie.
Anne, Anne, bleibst du ... bleibst du mir? — — Will er, daß du
st ..."
ch weiß es nicht ... Ich weiß es nicht ..." — —
a er lange Zeit schwieg und keine Bewegung machte und seine Hände
ihrem Arm kalt wurden, wandte sie den Kopf wieder ihm zu. Er hatte
Gesicht in das Bettleinen gewühlt; sie sah nur sein graues Haar; sie
hrte es leise mit den Fingern. Sie war ruhig jetzt.
ch möchte Ihnen wohl helfen, Sire. "
sah auf, blaß und alt.
a", sagte er wirr. Sie strich ihm mit der Hand über Stirn und Augen.
ächelte. Sie sprach mit ganz leiser Stimme, die silbern über die Sinne glitt:
assen Sie meine Hand auf Ihren Augen und denken Sie ... denken Sie
nich in unserem Turm ..."
zuckte zusammen; sie beugte sich schnell zu ihm und ihre Lippen be-
ten sein Gesicht. Sie flüsterte in seine Haut:
Vielleicht werde ich dort sein, und vielleicht will ich, daß keine Ampel
ne, — vielleicht will ich auch nur den Glauben an mich ... Geh jetzt
und glaube an die gute Lüge! — Es muß ja sein ... — Sieh, Freund,
n du es nur willst, bin ich es dann ... — Geh hin." —
ließ ihn los und lächelte. Er sah sie groß an, wie ein Wunder.
nne", sagte er leise und sehr langsam, „meine gute Frau, — Gott kann
in der Lüge sein. — Ich will es versuchen — ich nehme dich in meinen
n mit. — Und er helfe unserer armen Seele."
küßte sie auf die Stirn und ging. — Sie wartete, bis seine Schritte ver-
waren und kein Ton mehr die Stille ringsum störte. Dann richtete sie
uf, überwand den Schwindel der Schwäche, verließ das Bett und ging,
renig taumelnd, zu einem kleinen Wandschrank.
r hat ihn nicht abgeschlossen", lächelte sie und entnahm ihm die Phiole.
r hat sie nicht fortgenommen. — Er weiß, daß es das Beste ist — für
... ohne ihn ..."
schüttelte eine winzige Menge des gelblichen Pulvers in einen Becher
Wein und trank.
Was geht ihn die Anne an ..."

Viertes Kapitel

DIE KÖPFE

DIE Königin blieb eine Woche im Schloß. Leise, gehorsam, die Schul immer etwas scheu gehoben, hatte sie den dunklen und duftschweren Tu raum betreten und dann wieder verlassen, betreten und verlassen, in Augen wohl ein Grauen, wie nach schlimmem Traum, in den Ohren n auch durch die Tage, den schmerzenden Klang des fremden Namens, in Gedanken oft gütigen Zweifel an der bösen Magie aller dieser Nächte der ersten und grausamsten folgten. Sie sah außer ihren Frauen nur seltsamen Fürsprech und Führer, den man den Teufel nannte, wie die Da es ihr zuflüsterten, und der ihr doch sehr sanft und gut schien, voll Zar und heilsamen Zuspruchs, tröstend schon mit seinen wärmenden Auge An einem Tage dann sagte er ihr, der König sei in Tours und bedauere nicht Lebewohl wünschen zu können. Und er begleitete sie in ihre Residenz zurück.

Als Ludwig wieder mit ihm im Arbeitskabinett saß, sprach von b keiner mehr ein Wort über das, was geschehen war. Die drängenden schäfte der Regierung und politische Ereignisse von Bedeutung fander König so klar, tatkräftig und überlegen wie nur je. Nur wenn sie des N den Turm verließen — stets gemeinsam, denn es wartete niemand mehr ihren Köpfen — und der Necker die Tür verschloß, sagte Ludwig Worte, an jedem Tag die gleichen Worte:

„Die Anne wird nicht mehr gesund."

Er sprach sie immer ruhig und langsam, gleichsam resigniert und von allem Vorwurf. Oliver beantwortete sie nie. Er prüfte den an auch nicht, woher er nach dem Sturm der Leidenschaft die Kraft zu s Ergebenheit nahm und ob der scheinbare Gleichmut von Bestand sein k Er erwähnte die Frau so selten wie früher, als er sich taub und blind und im Turm ihre Nähe leugnete, sie über sich in Erwartung wissend. er befahl dem Daniel Bart, täglich dem König über ihren Zustan berichten.

Anne wurde nicht gesund. Nach den krisenhaften Delirien, di während Carlottas Anwesenheit in Amboise in kurzen Abständen w holten, traten nach einer vorübergehenden Entspannung des Körpe schmerzhafter Schwellung der Milz die Symptome schweren Wechsel auf. In regelmäßigen Intervallen wurde ihr Leib von Hitze und Fro schüttelt und fiel dann in völlige Apathie. Die Antidota, die Oliver bereitete, hatten kaum eine Wirkung. Der Meister vermutete, daß zumeist nicht nahm. Doch er sprach seinen Verdacht nicht aus; er hie Versprechen und schien bei seinen nicht häufigen Besuchen die natü Ursachen ihrer Krankheit nicht anzuzweifeln. Bald stellte er Stö der Herztätigkeit fest. Er hatte es erwartet; er kannte die langsa unaufhaltsam das Blut zersetzende Kraft des florentinischen Toxikun

t nicht mehr neutralisiert werden konnte. Er wußte besser noch als sie Dauer des körperlichen Widerstandes. Daniel Bart, der sie aufopfernd geschickt pflegte, bekämpfte auf sein Geheiß nur noch die Wucht der älle, Schmerzen und Schlaflosigkeit und hatte dafür zu sorgen, daß die imnisvollen Magisterien, die der Meister als Adept florentinischer Arzunde aus der Milch der Mohnsamenkapseln und aus bestimmten Genenwurzeln zu bereiten verstand, von der Kranken in der vorgeschriebenen ierung eingenommen wurden. Zum mindesten erreichte er so allmählich mildes, schmerzloses, von den Erschütterungen des Blutes immer seltener ngesuchtes Siechtum. Der Geselle, der den gewonnenen Zustand mit dem nn der Genesung verwechselte, begann, seinen täglichen Berichten für den ig soviel Hoffnung beizumengen, soviel Lob auch — aus seltsamem An — für die Kunst des Meisters (Worte für sein Interesse an der Kranken, hes um vieles stärker sei, als es den Anschein habe), daß Ludwig an m dieser Abende seinen Satz zur Frage abänderte:

„Wird Anne gesund, Oliver?"

er Necker ging ein wenig hinter ihm und antwortete nicht gleich. Ihm n mit einemmal der Rücken vor ihm so schmächtig und mitleidswert das innerliche Leid gewölbt, wie an jenem höhnischen Abend, da er allein die Agenzien der Speisen und Getränke zuschob. Doch er ver- ihm noch das Erbarmen, gleich als ob ihn seine äußere Ruhe reizte. ntwortete absonderlich genug:

„Litten Sie noch, Herr, dann würde ich sagen: vielleicht."

udwig wandte sich schnell um und sah ihn verwundert an.

„Du weißt es nicht? Ob ich leide, weißt du nicht, Oliver?"

er Necker zögerte noch eine Sekunde und prüfte das andere Gesicht, das Schein der Fackel weiß, unruhig und traurig schien. Dann sagte er:

„Vielleicht wird sie gesund, Sire."

er Großmeister operierte im Süden mit glücklichster Energie. Seine treffausgerüstete und disziplinierte Truppe schlug die kaum formierten Freien Armagnacs und Nemours' mit großer Leichtigkeit und ohne viel uste. Da die beiden Granden ursprünglich nur die Aufgabe hatten, den der neuen Liga um Ludwig im Süden zu schließen, waren sie zu gleicher durch die politischen Ereignisse isoliert und durch die unvermutete ärische Offensive des Königs überrascht. Von der Belehnung ihres rten Karl von Frankreich mit der nachbarlichen Guienne erfuhren sie als der Keil der königlichen Armee schon trennend zwischen ihnen lag. enigen Wochen nahm der Großmeister ihre Länder, zugleich im äußer- Süden gegen Armagnac, in Quercy und der Auvergne gegen Nemours vrierend. Der Graf warf sich in einen befestigten Platz der Gascogne, urs in das felsige Carlat bei Aurillac. Beide boten Unterhandlungen er Großmeister bat den König um Instruktionen.

dwig wollte nur den Kopf Nemours', da Armagnac nicht zu den Parerten der ersten Liga gehörte und sich dank seinem persönlichen Reich-

tum, der Lage seiner ausgedehnten Grafschaft und dem Bündnisse mit J
Aragon unabhängig gehalten hatte. Tristan verlangte auch seine gerichtl
Aburteilung, um sich seiner zu entledigen und die Landschaften an
Krone zu bringen.

„Glaubst du, ich will sie ihm lassen und ihn rehabilitieren?" fragte
König spöttisch. „Aber ich will nicht so viel Prozesse, Tristan. Wenn
Exempel statuiere, müssen es wenige sein, damit sie wirken. Mit Nemo
und später mit Saint-Pol, Hochverrätern, darfst du so viel Aufhebens
profoslichen Lärm machen, wie du willst, Gevatter. Der Graf aber ist
licher Feind."

Oliver warf leichthin dazwischen:

„Dem Armagnac steht der Heldentod gut zu Gesicht, scheint mir."

Ludwig sah ihn an, erstaunt und dann lächelnd.

„Kommt mir das Gewissen entgegen?" fragte er leise. Der Necker be
sich an sein Ohr:

„Sie haben viel Entgegenkommen verdient, Sire", flüsterte er.

„Verhandlungsbereitschaft schließt feindselige Akte aus", opponierte
de Beaune. „Armagnac will vielleicht kapitulieren."

Ludwig nickte ihm erheitert zu.

„Deiner zarten Seele fehlt nur die Weihe", lachte er, „und deinem di
Kopf die Tonsur: und du wärest ein Priester von franziskanischer De
Jean. — Aber wer vermag etwas gegen des rauhen Krieges schlimme Wec
fälle? — Sieh, mein Freund, wenn Armagnac verhandeln will, muß er
wohl oder übel ins Quartier meines Großmeisters begeben. Kein Frei
kann ihn dann vor einer verirrten Kugel oder irgendeinem anderen
lichen Unfall schützen. Und kapituliert er und wird die Festung von m
Truppen besetzt: wie leicht kann ihm trotz allem noch ein Unglück
stoßen. Mein Großmeister wird es dann schon gebührend bedauern
meinem Namen und aller Feindschaft bar." —

Zehn der zuverlässigsten Scharfschützen aus der Schottengarde beglei
in besonderem Auftrag den Kurier zum Feldherrn zurück. Im Namen
Königs konnte Dammartin jetzt seine Forderungen formulieren: beding
lose Kapitulation des Grafen gegen schriftlich zugesicherte Begnadi
seiner Person durch den Souverän, der ihn als lehenswürdigen Vasall
Amboise zu empfangen verspreche. Armagnac nahm das Postulat an
die königlichen Truppen die Festung in Besitz nahmen, wurde au
bekannten Ursachen ein Mann von des Grafen Leibgarde von einer
sane durchstoßen. Ein Getümmel erhob sich, Schüsse fielen, den hinzueil
Armagnac traf eine Kugel in die Stirn. — Der Großmeister teilte in
Proklamation der Bevölkerung den bedauerlichen Tod des regierenden G
mit und zugleich seines Landes Annexion durch die Krone. —

Der König, der ursprünglich beabsichtigt hatte, sich auch des Herzo
illegalem Weg zu bemächtigen, gab den juridischen Bedenken seines Pr
nach, der den Prozeß nicht mit einer rechtswidrigen Handlung eing
wissen wollte. So forderte seiner Order gemäß der Seneschall der Ro

en Duc de Nemours auf, sich zu ergeben und seine Person dem Promotor es Pariser Parlamentsgerichtes zur Verfügung zu stellen. Nemours, der ohl wußte, daß seine Felsenfestung zu nehmen Mühe kosten würde, hatte ch nur zu Verhandlungen bereit erklärt, weil die mit ihm geflohene hoch-nwangere Herzogin kurz vor der Niederkunft stand. Die Bedingungen des önigs, die sein Schicksal nicht einmal verhüllten, zwangen ihn zum Wider-tand. Er brach die Unterhandlungen ab, verlangte allein freien Abzug für ie Herzogin und hoffte, sich ziemlich lange Zeit zu halten, weil die Be-gerer nur schwache Artillerie mit sich führten und weil er glaubte, daß er Hauptteil des Heeres unter Dammartin im Süden von Armagnac noch estgehalten werde.

Ludwig, dem die Nachricht von seinem Widerstand ein wenig die Freude er das Ende des anderen Gegners vergällte, bemerkte scharf zu seinem rofosen:

„Mir scheint, Gevatter, wir werden beide alt; du verwitterst zum pedan-schen Kodex, der mich Zeit und Menschen kostet, wie du siehst, und ich rfalle in lauter Nachgiebigkeiten."

Tristan zuckte mit den Achseln und schwieg. — Jean de Beaune wagte otz der bösen Sprache des Herrschers gegen Ende der Beratung die Frage, e ihn drückte:

„Aber Sie werden doch menschlich genug sein, Sire, und Nemours' eine itte erfüllen: Sie werden die schwangere Herzogin mit ihren Frauen und indern unbehindert nach Aurillac gehen lassen?"

Der König schlug unwillig mit der Hand auf den Tisch.

„Jetzt hängt sich noch der Philantrop an mein anderes Bein!" polterte er. Nein, mein Evangelier, das tue ich nicht! Denn die Hoffnung der Dame njou-Nemours läßt mich hoffen, daß die Nerven des Herzogs sehr bald sperat und ihn selber schwach macht. — Der Souverän darf zuweilen nicht enschlich . . ."

Er brach ab, als erschrecke er vor diesem Wort. Er wandte den Kopf gernd dem Necker zu, der hinter ihm stand und ihn ernst ansah.

„Sagtest du etwas, Oliver?" fragte Ludwig beklommen. „Bist du nicht iner Ansicht?"

Oliver lächelte ein wenig.

„Sie haben recht, Sire", erwiderte er, „der König muß sich wohl zuweilen ten, sich seiner eigenen Menschlichkeiten zu erinnern. Sie möchten ihm e Energie nehmen können."

Ludwig wandte sich ab und hob in Verwirrung die Schultern. Der Necker gte sich an sein Ohr.

„Schweigt nicht das Gewissen, Herr, weil Sie jetzt schweigen?"

Der König richtete sich auf und sagte mit einer entscheidenden Hand-vegung:

„Ich bin kein Unmensch, Jean, — oder nicht immer; du siehst, ich dachte h einmal darüber nach. Aber das Leben meiner Leute muß mir eine ltalität wert sein. Auch hoffende Frauen können in unserem Rücken ge-

fährlich sein, um Hilfe rufen und Entsatz beschaffen. Die Dame in Aurilla kann Aragon, meinen Bruder Karl und Burgund alarmieren. — Nein!" —

Der Großmeister eilte mit dem durch den Tod Armagnacs freigewordene Gros des Heeres und den schweren Mörsern in Gewaltmärschen vor Carlat. Am zweiten Tag der Beschießung kam die Herzogin vorzeitig nieder und starb einige Stunden später an den Folgen der Aufregungen, der schwere Geburt und mangelnder Pflege. — Der gebrochene Nemours ergab sich, wurde sofort den Häschern des Obersten Gerichts übergeben und sollte schon nach dem Norden abtransportiert werden, als ein Eilkurier des Königs mit dem Befehl eintraf, ihn dem feierlichen Begräbnis der Herzogin ungefesselt und im Genuß der seinem Range gebührenden Ehren beiwohnen zu lassen. —

Wie der König diese Order versiegelte, hatte er dem Necker zugelächelt und gefragt:

„Versuche ich nicht, wenigstens das Schweigegeld zurückzuzahlen, Bruder?"

Oliver hatte ihm zugenickt, vor Bewegung und dem Gefühl des eigenen Wertes stumm, und Ludwig hatte noch dieses gesagt:

„Das Gewissen soll ruhig wieder sprechen, wenn es not tut. — Ich mag in keine Schuld mehr kommen, Freund."

Nemours geleitete die Herzogin zu Grabe, wortlos und würdig im Leid als freier Mann, bekleidet mit den Zeichen seiner Hoheit, den Großmeister und den Seneschall ehrerbietig neben sich. Er präsidierte auch noch dem Leichenmahl. — Dann übergab er schweigend dem Grafen Dammartin seinen Degen, dem Seneschall sein herzogliches Siegel. Die beiden Herren verbeugten sich wortlos und gingen. Der schwarzgekleidete Promotor betrat den Raum, gefolgt von zehn Schergen des Obersten Gerichts, und legte ihm wieder die Handfesseln an. —

Er wurde zunächst nach Lyon gebracht, wo Tristan L'Hermite ihn erwartete und dem ersten Verhör unterzog. Nemours, ohne auf die Anklage einzugehen, wies die Zuständigkeit des Parlamentes zurück und verlangte von der Kammer der Pairs abgeurteilt zu werden. Der Profos, der diesen Einwurf erwartet hatte, unterbrach das Interrogatorium und brachte den Gefangenen nach Paris in die Bastille. Der König berief zu seiner Prozessierung einen außerordentlichen Gerichtshof aus siebzehn Reichsgrafen und siebzehn Parlamentariern, deren Qualifikation in persönlicher Feindschaft gegen Nemours oder in zuverlässigem Gehorsam gegen den nicht unbekannten Urteilswunsch des Souveräns bestand. Bourbon für die Dynastie und der Präsident Le Boulanger für das Parlament führten alternierend den Vorsitz, L'Hermite für die Pairs vertrat die Anklage auf Majestätsverbrechen, der Promotor des Höchsten Gerichts die Anklage auf Hochverrat. Der Prozeß währte sechs Wochen, unter großem Aufgebot an Rabulistik. Doch Nemours verteidigte sich besonnen und geschickt und nützte die Öffentlichkeit der Verhandlung klug aus. Er gab nur Insubordination gegen den Befehl zur Übergabe zu, ein Vergehen, welches durch seine Lage als Angegriffener zu erklären sei und nicht als Majestätsverbrechen aufgefaßt werden dürfe. Das Verbrechen des Hochverrats bestritt er, wohl wissend

laß es dem König aus politischen Gründen bedenklich erscheinen würde, nit gültigem Belastungsmaterial auch zugleich Burgund, den Bruder Karl nd den Konnetabel zu kompromittieren.

Da das Gericht nicht zu entscheiden wagte, ob die Folter anzuwenden sei, egab sich der Generalprofos nach Amboise, um den Willen des Königs zu rfahren. Ludwig wollte sowohl eine Vernehmung Balues als auch die Zeugenschaft Olivers vermeiden.

„Gebt ihm die Territion", befahl er, „vielleicht genügt sie."

Herr Tristan eilte zurück. Der Gefangene wurde im Folterraum verhört, ngesichts der Marterwerkzeuge, die die Henkersknechte instand setzten, chärften und erhitzten. Nemours blieb bei seiner Aussage. Wieder kam 'Hermite nach Amboise, wieder beriet sich der König mit den drei Ge- attern. Es verwunderte den Necker, daß sich Ludwig Zeit für dieses Hin nd Her der Meinungen gönnte und nicht in seiner gewohnten Härte den eginn des peinlichen Verfahrens kurzerhand befahl. — Will er mich mit einer Sanftmut fangen und einschläfern, fragte er sich, oder gelte ich, gilt er Mensch in ihm in Wahrheit so viel? — Er prüfte ihn:

„Es wird wohl nichts anderes übrig bleiben, benötigen Sie sein Geständnis, ire."

Ludwig sah ihn nachdenklich an.

„Warum soll ich einen Menschen foltern, von dem ich weiß, daß ich ihn erurteile?" fragte er, und lächelnd setzte er hinzu, mit dem Gesicht näher ommend, flüsternd: „Oder hast du gemeint, ich würde jetzt, auf deine Worte hin, ihm die Daumenschrauben ansetzen und die Stifte unter die ingernägel treiben? — So billig handeln wir doch nicht, Oliver!"

Der Necker senkte den Kopf. — Bin ich es noch oder ist er es schon wieder lber? fragte er sich unruhig. Dann entschied er sich, ehrlich zu ihm zu sein.

„Gut, Sire', meinte er, „das beweist aber doch, daß Sie sein Geständnis icht benötigen." — Er wandte sich an den Profos: „Sie werden unschwer us dem zugegebenen und erwiesenen bewaffneten Widerstand Meuterei nd Verbrechen gegen des Königs Majestät ableiten und dafür die Todes- trafe vom Gericht verlangen können, Herr Tristan?"

„Das geschieht auf jeden Fall", entgegnete der Profos.

„Nun also, Sire", fuhr Oliver fort, „lassen Sie die Anklage auf Hoch- errat fallen! Das ist vielleicht politisch klug und von Nutzen und ver- ngert das endliche Resultat wenig; Nemours hat doch nur einen Kopf!" — Jacques Herzog von Nemours wurde von Bourbon im Namen des Gerichts nd des Königs vom Verbrechen des Hochverrats freigesprochen, des Ver- echens der Majestätsverletzung für schuldig erklärt und zum Tod durch nthaupten verurteilt. Das Gnadengesuch des Delinquenten, das am Tag ach dem Urteilsspruch dem Souverän zusammen mit dem Diktum vorlag, ar von einer solchen erschütternden Schlichtheit und Kraft der Wirkung, aß der Präsident Le Boulanger, die siebzehn Parlamentarier und fünf Auf- ehte unter den Granden die Angst vor der Ungnade überwanden und in nem Sonderschreiben die Supplik Nemours' unterstützten.

Der Profos wartete von Tag zu Tag auf die Unterschrift des Königs, der aus unbegreiflichen Gründen zögerte, die ersten Mahnungen Tristans mit Ausflüchten beantwortete und dem auf die Entscheidung Drängenden schließlich mit dürren Worten erklärte, daß kein Gesetz dem Souverän vorschreibe ein Verdikt innerhalb einer bestimmten Frist zu signieren; das Gericht möge sich in Geduld fassen, wie es sie ihn in reichem Maße gelehrt habe.

So vergingen ungewöhnliche zwei Wochen. Nemours, die Assisen, der Hof, das ganze Land wartete auf das Signum des Todes oder des Lebens auf die schweren steilen Schriftzüge des königlichen Namens, auf das entscheidende L o y s unter dem Urteil oder dem Gnadengesuch. Das Unwahrscheinliche, das nach den ersten achtundvierzig Stunden die Gemüter erregte, wagte sich immer mehr ins Glaubhafte, ins Tatsächliche: der König erwägt die Begnadigung. Er, der die Vollstreckung politischer Todesurteile mit Stundenschnelligkeit zu sanktionieren pflegte, brauchte jetzt Tage, eine Woche, zwei Wochen schon, um seinen eigenen Willen zu bestätigen. — Will der König Gnade üben?

Ludwig schien das Staunen und die Erwartung des Landes nicht zu merken. Er hatte die Schriftstücke an sich genommen, zeigte sie nicht und sprach nicht von ihnen, selbst nicht zu Oliver. Und der Necker, dem Spruch seines Innern folgend, fragte ihn nicht und drängte ihm seinen Rat nicht auf. Aber er sprach an einem dieser Tage, als der König — wie immer zur Schlafenszeit — die Neckerin erwähnte:

„Wollen Sie sie sehen, Sire?"

Ludwig blieb stehen.

„Willst du mich belohnen, Oliver?" fragte er zurück. „Jetzt schon?"

„Ich glaube nicht, Sire, daß Sie bestechlich sind", entgegnete der Necker ernst. „Ich bin es auch nicht."

Sie gingen zu Anne, nachdem Oliver die Posten längs des Weges für eine Stunde beurlaubt hatte. Die Frau saß angekleidet in einem Lehnstuhl, ein sanftes Rot auf den Wangen, mit Augen, die glänzten und doch nicht klar waren, die Haut des Gesichts von scheinbarer Frische, die Hände gelb und durchsichtig. Sie lächelte. Doch Ludwig blieb traurig. Er sprach ein paar freundliche Worte, fragte nach dem Befinden, hörte zuversichtliche Antworten. Er schwieg wieder, kaum merklich die Schultern hebend. Dann sagte er leise:

„Sie haben sich für mich geschminkt, Madame. Das zeugt von Ihrer Güte — Oder hattest du es befohlen, Oliver?"

Der Necker blickte ihn an und sagte Ja, ohne zu zögern. Anne lächelte matt.

„Es ist schade, daß Sie es sehen, Sire", sprach sie. — „Warum sehen Sie es?"

Ludwig senkte den Kopf.

„Weil es nicht mir gilt, sondern meinem Gewissen", erwiderte er verhalten, „und weil ich mich nicht bestechen lasse."

Er hob den Blick zu Oliver und fuhr erregt fort:

„Ich bin nicht gut, Bruder, ich stütze mich nur auf dich, wenn ich müde oder träge bin; und manchmal weckst du mich selber."

Der Necker lächelte abgründig.

„Und manchmal muß ich Sie wecken, Herr, damit ich nicht müde oder träge werde." — Er senkte die Stimme. — „Schliefen wir beide, so taugte als Stütze keiner." — Er sprach noch leiser. — „Wir sind wahrhaftig noch nicht gut, weil wir unserem Gewissen eine kleine Freude machen möchten, Sire. Wir sind dann nur bequem oder gar kokett, — und das wäre noch billiger."

Der König schlang die Finger ineinander, daß die Gelenke knackten, und wurde rot.

„Du bist ehrlich, Freund", sagte er, und seine Stimme war unfrei, „du bist wachsam. Du läßt mich nicht los. — Und in Wahrheit: ich wußte dies alles selber nicht, ich weiß es erst jetzt. Ich spielte mir selber allerlei vor. Selbst die Nähe des evangelischen Geistes. Man kennt mich als guten Komödianten. Ich habe mich in dieser Beziehung sogar unterschätzt, und das geschieht mir wohl selten. Denn wirklich, ich fand einiges Vergnügen dabei. — Jetzt sehe ich mich wieder ohne Maske und ohne Kothurn. — Du bist oft grausam und rätselhaft, Bruder."

Oliver hob abwehrend die Hand.

„Warum sollte ich es sein, Herr, oder warum glauben Sie, daß Sie es nicht sind? — Ich meine, wir sollten nicht von uns wie von Gegnern oder Gegensätzen sprechen. Ich liebte Sie mehr, als Sie wie ein Mensch litten; aber ich werde nicht kalt, wenn Sie als König mit dem Menschenleid zu spielen geruhen; und ich fürchte Sie nicht, wenn Sie hart sind und Leid nur austeilen. — Das ist alles, Sire. Und so werde ich Sie auch nicht loslassen."

Sie schwiegen eine Weile. —

„Glaubst du denn, ich sei ohne Leid?" fragte dann der König. Oliver antwortete nicht. Er gab der Neckerin mit den Augen einen Befehl.

„Vielleicht werde ich gesund", sprach Anne. Ludwig sah sie erschüttert an.

„Verzeihen Sie, Madame", sagte er beengt; „aber es glückt Ihnen heute nicht, mir Freude zu entlocken. — Ich bin Ihnen wohl dankbar für Ihren Willen." — Er hob gequält die Arme. — „Ist die Prüfung noch nicht beendet, Oliver?"

„Tut sie nicht auch wohl, Sire?" fragte der Necker mit gütiger Stimme zurück. „Macht sie die Seele nicht freier und ehrlicher? — Und wäre es der Anne gelungen, Ihnen Freude zu geben oder Leid zu nehmen, Ihnen, dem Menschen, — stünde sie jetzt gesund Ihnen gegenüber: möchten dann Sie, der König, nicht auch Freude geben oder Leid nehmen?"

Ludwig schüttelte langsam den Kopf; er antwortete ernst:

„Der König fühlt sich nicht an diese Lust und Trauer des Menschen gebunden. Er weiß wie du, Bruder, daß er kein sanfter Herrscher ist. Er muß es gerade jetzt."

Der Necker strich sich über die Stirn und behielt für ein paar Sekunden die Hand vor den Augen.

„Jetzt geht es noch um die Freude für den König", sprach er sinnend nach einer Zeit. — „Anne, versuche auch dies."

Die Frau lächelte und hob anmutig das Gesicht.

„Der Meister bat mich, Sire, Ihnen die gute Kunde zu sagen, die er heute empfing: die Königin hat die Gewißheit erhalten gesegneten Leibes zu sein."

Ludwig senkte das Gesicht, das wie in Scham glühte. Er stand mit verlegener Hast auf.

„Der König hat sich zu freuen, — gewiß ..." brachte er hervor. —

Die beiden gingen nach schnellem Abschied in den Turm zurück. Ludwig schritt stumm und erregt durch den runden Raum. Er setzte sich stirnrunzelnd an den Schreibtisch, öffnete ein Geheimfach und entnahm ihm drei Schriftstücke, die er bedächtig aufrollte und nebeneinander auf die Platte legte. Er las sie noch einmal sorgfältig durch, nahm eines der Pergamente wieder in die Hand und sprach harten Tones:

„Nemours bittet mich, ihn zu lebenslänglicher Verbannung zu begnadigen und will sein Leben in einem spanischen Karthäuserkloster beschließen." — Er hob den Kopf; Oliver sah sein Profil wie aus Stein. — „Der Mann ist fünfundvierzig Jahre alt", fuhr er brutal fort, „er kann noch lange leben und bald anderen Sinnes werden, meint er es vielleicht auch in der Todesangst ehrlich. — Und auch Karthäuserkloster haben Türen zum Juan Aragon! — Und wenn dieser Kopf nicht fällt, wird der Schädel Saint-Pols noch härter und das Gesicht des Bruders Karl wieder weniger lang. — Es sind strenge Zeiten, und ich habe so streng zu sein wie sie."

Er zerriß die Supplik. — Er nahm das andere Pergament, rollte es zusammen und warf es dem Necker zu.

„Schreibe die Namen dieser Leute, die das Gnadengesuch befürworteten, auf die geheime Liste, — soweit sie nicht schon notiert sind. — Vorerst wird gegen sie nichts unternommen."

Er schob sich das dritte Pergament zurecht und griff zur Feder.

„Der Profos hat noch heute nacht aufzubrechen. Die Exekution hat innerhalb vierundzwanzig Stunden nach seinem Eintreffen in Paris stattzufinden."

Oliver schloß die Augen und hörte die Feder knirschend und wuchtig die vier Lettern des Namens schreiben. — Der König sah auf.

„Wir und unser Hof erfahren erst nach der Exekution den Zustand der Madame von Savoyen. Du wirst dafür sorgen, Oliver. — Der König will erst in einer Woche seine Freude äußern, um im Land nicht mißliche Ideenverbindungen mit dem Prozeß aufkommen zu lassen. — Was siehst du mich so an, Oliver?" —

In den frühen Morgenstunden des Tages nach Tristans Ankunft in Paris begaben sich die beiden Vorsitzenden des Außerordentlichen Gerichts in die Zelle des Delinquenten und zeigten ihm das Todesurteil mit des Königs Unterschrift und Siegel. Nemours nickte stumm mit dem Kopf. Zwei Stunden später verkündete der Generalprofos das Diktum im Parlamentspalast bei offenen Türen. Um drei Uhr des Nachmittages wurde Nemours enthauptet, gemäß dem Befehl des Königs nicht auf dem öffentlichen Grève-

Platz, sondern in den Gerichtshallen. Acht Franziskanermönche, begleitet von vierzig Fackelträgern, nahmen nach Anbruch der Nacht den Kopf und den Rumpf mit sich.

Das Jahr wurde gut und glücklich genutzt; doch der Kampf mit dem Nächsten der tödlichen Reihe war der schwerste. Der Kopf saß dem Konnetabel hartnäckig auf den Schultern. Der kluge Mann, der das königliche Raubtier um sein Haus schleichen hörte, warf ihm zunächst kräftige Köder hin, die sättigen oder ersticken konnten: er besetzte in seinem Namen einige Städte im Sommegebiet, die unter der Oberhoheit Burgunds standen. Doch das Tier war klüger als der Kluge: es verschlang den Köder nicht noch verschmähte es ihn; es behielt ihn zwischen den Zähnen. Ludwig, der den Herzog mit erstaunlicher Geschicklichkeit und Unsichtbarkeit im östlichen Ausland beschäftigte und seinen Größenwahn mit der Feindschaft des deutschen Kaisers, der Kurfürsten, der Lothringer und Schweizer bepackte, wollte auf keinen Fall sein Interesse in den Westen zurücklenken noch gar Krieg mit ihm; denn er wußte, daß die Bretagne, durch die Nachbarschaft Guiennes wieder lebendig geworden, dann zum gefährlichen Bindeglied einer neuen Allianz gegen ihn werden könnte. Der König wollte aber auch die Sommestädte nicht wieder zurückgeben, weil es seit zwei Jahren sein Ziel war, diese ursprünglich zum Reich gehörigen Landesteile wiederzuerlangen. So begannen seine Praktiken zu spielen. Er ließ Burgund wissen, daß die Besetzung der Ortschaften ohne sein Wissen und gegen seinen Willen geschehen sei, daß er gegen den Meuterer und Hochverräter mit Waffengewalt vorgehen werde, und daß er dem Herzog die Städte zurückgeben wolle, wenn er sich verpflichte, die Achterklärung des Konnetabels zu unterschreiben und Saint-Pol, falls er sich zu ihm rette, innerhalb acht Tagen auszuliefern, und wenn er ferner sein Desinteressement an den Personen der Herzöge von der Bretagne und der Guienne erkläre. Burgund, der jedem Anerbieten des Königs mißtraute und sich auch nicht aus der politischen Sphäre Innerfrankreichs hinausdrängen lassen wollte, zögerte zu antworten, zumal ihm auch der Konnetabel, von der Parade des Königs durch Spione unterrichtet, mitteilte, er trete ihm die Gebiete wieder ab und stelle sich ihm zur Verfügung, wenn Burgund gegen Ludwig losschlage. Kurze Zeit darauf auch — nach der Hinrichtung Nemours' und bevor noch der Großmeister gegen ihn geschickt wurde — holte Saint-Pol zu seinem großen Schlag aus: er drängte den englischen Edward, seinen Neffen, der nach der Pazifikation seines Landes auf Burgunds und der einstigen Liga bitten die Expedition gegen Frankreich seit langem vorbereitete, zur Invasion und garantierte außer seiner eigenen Hilfe auch die Bereitschaft Burgunds, der Bretagne und der Guienne. In der Tat landete Edward mit einem ziemlich starken Heer in Calais, das ihm gehörte. Die Wochen, die jetzt folgten, gehörten zu den schwersten Belastungsproben für Ludwigs diplomatisches Genie. Doch sie führten auch zu seinem größten politischen Triumph. Edward, der von Anfang nicht viel offensiven Geist fühlte und

seine Londoner Maitressen vermißte, fand nicht Alliierte und nicht einmal freundlichen Empfang. Den Burgunder, dessen Truppen im westlichen Deutschland beschäftigt waren, brachte sein Erscheinen in die mißlichste Verlegenheit. Er eilte ohne Soldaten und in böser Laune aus dem Rheinland herbei und entschuldigte sich mit dürren Worten, daß er im Augenblick nicht in der Lage sei, aktiv gegen Valois einzugreifen, und daß er nicht mehr für ihn tun könne, als ihm den Durchmarsch durch das Artois zu erleichtern und ihn auf die Unterstützung des Konnetabels zu verweisen, der scheinbar den englischen Freund erwarte. Und er gab ihm den Brief Saint-Pols, der die Rückgabe der Sommestädte versprach, und eine Urkunde von der Hand des Konnetabels, in welcher er dem Herzog gelobte, ihm und allen seinen Freunden und Verbündeten, vornehmlich dem englischen König zu dienen und beizustehen, gegen und wider alle, die leben und sterben können, ohne jede Ausnahme. Diesem Akt war ein Beglaubigungsschreiben an den König von England beigefügt, in dem seine Hilfsbereitschaft auf die Unterstützung der Invasionsarmee gegen Ludwig von Frankreich präzisiert wurde. — Das war das einzige Aktivum, das der enttäuschte Edward buchen konnte; und es schien wenig oder gar wertlos; denn eine englische Delegation, die sich nach St. Quentin, dem angeblichen Standort des Konnetabels begeben wollte, stieß an der pikardischen Grenze bereits auf Truppen des Großmeisters und wurde sehr höflich, ohne jede feindselige Haltung gebeten, wieder umzukehren und das Reichsgebiet zu verlassen. Burgund zuckte mit den Achseln, gestand dem englischen Schwager die unklare und sogar verdächtige Haltung Saint-Pols und beurlaubte sich bald, da sein Anwesenheit auf dem deutschen Kriegsschauplatz sehr nötig sei. — So war Edward wieder allein, voll eines starken Gefühls des Unbehagens. Von der Bretagne und der Guienne hörte er nichts; ihre Kuriere waren vielleicht vom Valois abgefangen worden; oder die Nachricht von Nemours' Entthauptung, die noch vor Edwards Landung durch die Länder lief, ihn selbst aber erst jetzt traf und bedenklich stimmte, wirkte so lähmend auf die Gemüter der Reichsfürsten. so von Ludwigs Willen, Kraft und Macht überzeugend, daß sie sich nicht zu rühren wagten. Und Edward mußte nicht recht, auf welche und in welcher Richtung er sich bewegen sollte, zumal der Winter nahte; — Thomas Montgomery, sein Freund, wies unverhohlen auf die kurzen, hüpfenden Wellen des Kanals in ihrem Rücken.

Doch jetzt kam ein nicht erwarteter Besuch: Ludwig Valois schickte nach Calais einen Gesandten, dessen Akkreditiv auf den Namen Sieur Le Mavais, Graf de Meulan lautete. Dieser Teufelsgraf, wie ihn Montgomery sofort wegen seines sonderbaren Namens, der roten Haare und der verwirrenden Geschmeidigkeit seiner vielsprachigen Eloquenz nannte, entledigte sich einer recht überraschenden Mission. In seiner suggestiven Art bewies er Herrn Edward nicht mehr und nicht weniger, als das Englands einziger ehrlicher Freund auf dem Kontinent der Allerchristlichste König sei. Habe er während seiner Regierung je den geringsten unfreundlichen Akt gegen England oder das Haus York sich zu schulden kommen lassen oder je ein

ıdere Politik geübt als die des friedlichen Ausgleichs zwischen den beiden
eichen? Wo also sei Grund und Notwendigkeit zum Krieg? Und ist nicht
r Feldzug zu Wintersanfang, im fremden Land, gegen eine starke und
hlagfertige Armee, ohne Bundesgenossen sehr riskant, wenn nicht aussichts-
s? — Will Herr Edward wirklich Heer, Krone und Leben aufs Spiel
tzen, aus keinem anderen Grund, um den Herren von Burgund, der Bre-
gne, der Guienne die Kastanien aus dem Feuer zu holen?
Edward unterbrach ihn:
„Woher will der König wissen, daß diese Herren gegen mich nicht loyal
nken und handeln, Herr Graf?"
Oliver lächelte.
„Durch den Konnetabel des Königs wissen wir ziemlich genau die augen-
ickliche Lage und Ihre Verlegenheit, Sire. Wäre mein Herr nicht so gut
sinnt, wie er ist, so könnte statt meiner der Großmeister hier sprechen."
„Wie steht der König mit dem Konnetabel?" fragte Edward erregt.
„Gut, Sire, bis Sie ihn eines Besseren belehren, wie er Ihnen durch mich
nige Zuverlässigkeitszeugnisse Burgunds und seiner Freunde vorlegen
öchte", antwortete Oliver vieldeutig und zeigte ihm etliche Briefe, aus der
efflichen Fälscherwerkstatt zu Amboise stammend, die eine Art Rückver-
herungsvertrag zwischen Burgund, der Bretagne und Karl von Frankreich
gen England enthielten.
Die beiden Könige trafen sich in der Nähe von Amiens und beschworen
n Pakt, den der Sieur Le Mauvais vorbereitet hatte: Waffenstillstand von
un Jahren und sofortiger Abzug der Engländer gegen einen Schadenersatz
r Expeditionskosten in Höhe von zweiundsiebzigtausend Talern bar, zu
hlen vor Abmarsch der Truppen. Bevor sie sich in guter Freundschaft
nnten, tauschten sie noch bedeutsame Schriftstücke aus: Edward gab dem
lois die Bündnisurkunde und Beglaubigung des Konnetabels, eine Kopie
s Briefes, in dem Saint-Pol die englische Expedition anregte, und das
ıreiben an den Herzog, das die Wiederauslieferung der Städte behandelte;
dwig händigte dem anderen eine jüngst eingelaufene Nachricht ein, wo-
ch sich Saint-Pol erbot, dem englischen König den Rückweg nach Calais
zuschneiden und sich seiner Person zu bemächtigen; diesen Brief oder eine
m Kronanwalt gezeichnete Kopie möge Herr Edward von London aus
nem Schwager Burgund zusenden. —
Das Dokument war nicht gefälscht. Saint-Pol, der sich in einen Kessel
rieben fühlte, hatte die Ruhe und die klare Überlegung nach und nach
rloren und den großen Fehler begangen, persönlich gegen den König, aller
aktiken Meister, die Waffe der politischen Intrige zu versuchen. Im
genblick, als er den Engländer isoliert wußte, überließ er dem Groß-
ister kampflos die Sommestädte und schrieb Ludwig, diese Räumung
ge der Beweis sein, daß er in keiner Verbindung mit Edward stände und
ıt für die Machinationen Burgunds verantwortlich gemacht werden
ıne. Der Herzog wolle, wie er gut wisse, auf die billigste Art durch
ward seine Geschäfte betreiben lassen, während er selber in Deutschland

gebunden sei; er habe keinen Mann in Artois stehen und den Schwager n
leeren Versprechungen herübergelockt; mit ihm im Verein der Bretone u
der von Guienne, die bisher noch keinen Brief, geschweige denn einen S
daten — auch auf dem Seewege nicht — nach Calais geschickt hätten. I
der Konnetabel, rate loyal, den schwunglosen Engländer durch eine rasc
Offensive des Großmeisters ins Meer zu werfen, und sei bereit, mit sein
Regimentern Dammartins Truppe zu verstärken oder seinen Rücken geg
Flandern zu decken. — Ludwig beantwortete den Brief mit einer sc
liebenswürdigen Einladung, zu einem Kriegsrat nach St. Quentin zu ko
men. Saint-Pol hütete sich zu gehorchen und warf seine Regimenter in
äußerst starke Feste Ham, wohin er sich von St. Quentin zurückgezog
hatte. Als er nicht viel später durch seine Agenten von Olivers Mission
fuhr und von der Zusammenkunft der Könige, beging er die zweite Torh
und schrieb, Ludwigs Taktik völlig verkennend und die eigene Rolle in d
Unterhandlungen der beiden arg unterschätzend, jenen Brief, den Val
dem Edward York aushändigte. Die Antwort war der Friede mit Engla
die öffentliche Erklärung seiner Reichsächtung, die von Burgund als Leh
herrn Luxemburgs gegengezeichnet war, und Vormarsch von Truppen
Ham, von Roye und St. Quentin aus. Jetzt verlor Saint-Pol den Mut u
die Besinnung; da auch zwei seiner Hauptleute von ihm, dem Vertem
abrückten und die übrigen nicht mehr zuverlässig schienen, floh er
wenigen Dienern nach Mons im Hennegau und flehte Burgund, der
Nancy lag, um Gnade und Sicherheit an. Der Herzog zögerte; es wid
strebte seinem noblen Geist, den einstigen Freund ans Messer zu lief
Aber er wußte auch, daß der König, von England und allen inneren Sor
befreit, eine Verletzung des Reichsbannes gerne zum Anlaß nehmen kön
um in das ungeschützte Flandern einzurücken oder ihn in Lothringen
stören; und der Besitz Nancys war ihm wichtig; denn es vollendete
Einheit seines mächtigen Reiches, das von Holland bis Savoyen reichte.
schützte er formale Gründe vor und verlangte vor Auslieferung des Kon
tabels die zugesagte Abtretung der Sommestädte, wohl in der Hoffnu
inzwischen Nancy zu nehmen, wieder über sein Heer verfügen und
Situation ändern zu können.

Der König beriet sich mit seinen drei Gevattern,, die wegen der p
tischen Wichtigkeit des Prozesses die Einlösung des Versprechens oder
gewaltsame Verhaftung des Konnetabels für notwendig hielten.

„Ich gebe grundsätzlich nichts heraus, was ich einmal in Händen ha
erklärte Ludwig. „Ich will aber auch um dieses einen Kopfes willen ke
Krieg mit Burgund; — das besorgen andere für mich."

„Dann müssen Sie auf diesen einen Kopf verzichten", meinte ad
zuckend Herr Tristan.

„Ich verzichte grundsätzlich auf keinen Kopf", entgegnete der K
scharf.

„Wenn Nancy fällt", meinte Jean de Beaune kalt, „möchte es dem
zog ein Vergnügen sein, diesen Grundsatz zu erschüttern."

dwig sah flüchtig auf und verzog den Mund.
Daß Nancy nicht vor Saint-Pol fällt", sagte er, „kostet mich zwanzig-
end Taler. Der Campobasso, des Herzogs Geschützmeister, steht auf
er privaten Pensionsliste."
e beiden sahen ihn überrascht an und schwiegen. — Oliver ergriff das
t:
Mir scheint, wir kommen so nicht weiter, Sire; denn gefiele Ihnen die
e Möglichkeit, die noch bleibt: eine fiktive Abtretung der Städte, die
Auslieferung Saint-Pols aus irgendeinem Grunde wieder besetzt
len?"
ie gefällt wohl auch dir nicht ‚Oliver", entgegnete der König unsicher.
n auch so könnten wir zum Krieg oder Kriegsgrund kommen, und ich
e dann noch eine moralische Belastung, die Burgund gegenüber doppelt
er wiegt. — Ich irre mich doch wohl nicht, Freund, wenn ich etwas
res, eben die glatte Erfüllung des Versprechens, aus deiner Bemerkung
uszuhören habe?"
liver lächelte.
Und dürfte nicht selbst die ehrliche Abtretung letzten Endes eine Fiktion
Sire?" fragte er zurück. „Geben wir denn dem Herzog noch viel mehr
ünf Jahre? Graben die tüchtigen Eidgenossen, der Lothringer und Cam-
sso selbst nicht schon am Grab für ihn? — Bewilligen Sie ihm ruhig
freudig noch viel mehr, Herr! Ihre Großmut wird Ihnen um so reichere
en einbringen, je umfänglicher sie sich jetzt auftut. Geben Sie ihm
r Luxemburg, das als Lehensgut an ihn zurückfällt, noch alle Land-
ten und Städte des Konnetabels in der östlichen Pikardie, im Aisne-
t und den Ardennen! Geben Sie ihm sein ganzes mobiles Vermögen!
Gold Saint-Pols und Ihrer guten Vetternschaft schmiedet Burgund an
Osten fest, in dem er nicht aufgeht, sondern untergeht. Versichern Sie
in seinen lothringischen Affären Ihrer wohlwollenden Neutralität! —
Sie erhalten zwei Köpfe: morgen einen abzuschlagenden und in weni-
Jahren einen abgeschlagenen."
enige Tage später übergab der Großmeister die Schlüssel der Somme-
e dem Kanzler Crèvecoeur, des Herzogs Generalstatthalter, der in
nne war, und zeigte ihm die Urkunden über die Schenkung der Saint-
chen Güter nach ihrer Konfiskation und über die Gewährung der freien
d in Lothringen. Diese Dokumente würden im Austausch gegen die
n des Konnetabels ausgeliefert werden. Crèvecoeur ließ sofort den
en Saint-Pol unter sicherer Bedeckung nach Péronne bringen, unter-
ete zugleich durch Eilkuriere den Herzog und bat um den Auslieferungs-
l, der nicht mehr versagt werden dürfe. Wieder schien Burgund zu
rn; es vergingen acht Tage, ohne daß eine Nachricht von ihm eintraf. —
Nancy fiel nicht. Und als der Großmeister ein ultimatives Schreiben
Königs vorwies, in dem die Auslieferung Saint-Pols innerhalb einer
he gefordert oder die Verletzung des Reichsbannes durch den Herzog
rwiesen erachtet und eine militärische Aktion gegen Péronne und zum

Entsatz Nancys angesagt wurde, ließ der Kanzler seinen Herrn in scha
Worten wissen, daß er seine Ämter niederzulegen gezwungen sei und
Verantwortung für die kommenden Ereignisse ablehne, wenn nicht
klaren Recht Genüge geschehe und die Order in der bestimmten Frist
laufe. Achtundvierzig Stunden später traf des Herzogs merkwürdige
wort ein: „Sie sind Unser Generalstatthalter und Träger der Exekuti
gewalt, solange Wir im Felde stehen." Am gleichen Tag führten z
hundert burgundische Kürassiere in ihrer Mitte den Konnetabel ins Qua
des Grafen Dammartin, der ihn ernst und höflich begrüßte und um se
Degen bat.

Da Saint-Pol in seiner Eigenschaft als Kronfeldherr nicht der Peinli
Gerichtsordnung unterstand und seine Degradation erst mit dem U
ausgesprochen werden konnte, brachte der Großmeister selber ihn ungefe
und als seinen persönlichen Gefangenen nach Paris. Auf der ganzen
wurde zwischen den beiden Männern kein Wort gewechselt; Damma
sprach auch kaum mit den Herren seines Stabes; der Konnetabel saß ge
stumm und mit kantigem Gesicht im Sattel und sah nicht rechts und
links. Sein Blick schien eingezwängt zwischen den Ohren seines Pfe
Als sie sich von Südosten der Stadt näherten und der massige, von
Halbtürmen flankierte Block der Bastille über die Porte Saint Antoine
aufreckte, drückte der Konnetabel den Hut noch tiefer in die Stirn
schlug den Kragen seines schwarzen Umhanges hoch. So mit verhül
Gesicht ritt er an Dammartins Seite durch das Tor und das Soldatensp
zur Festung. Am Portal der Bastille wurden sie vom Präsidenten des
laments, seinen höchsten Beamten und Räten, dem Generalprofos des K
und dem Burghauptmann mit gemessener Feierlichkeit empfangen.
Großmeister ergriff die Zügel von seines Gefangenen Pferd, richtete si
den Steigbügeln auf und sprach mit lauter Stimme:

„Seigneurs, die Sie hier alle zugegen sind: Sie sehen hier Messire Lu
von Luxemburg, Graf von Saint-Pol, Konnetabel von Frankreich.
Leib gehört dem König, sein Gut wird dem König und durch ihn
Herrn von Burgund gehören, sofern Sie, Seigneurs, es für gut und rech
finden. Wie mir der König zu sagen und zu tun befohlen habe ich g
und sage ich: seinen liegenden und beweglichen Besitz versprach ich d
schriftliche und Ihren Spruch vorbehaltende Urkunde des Souveräns
Herzog und empfing dafür seine Person, die ich wohl bewahrte und
wachte und jetzt den Händen Ihrer hohen und gerechten Justiz überlief

Er zog das Pferd Saint-Pols so dicht an das seine heran, daß sic
Flanken der Tiere fast berührten, umarmte den anderen und küßte ihn
die Wangen.

„Gehen Sie mit Gott, Herr Bruder", sagte er, grüßte die schwa
Roben und wandte sein Pferd. Die Herren des Gerichts warteten schwei
und unbeweglich, bis der Großmeister und sein Gefolge das Areal
Festung verlassen hatten. Ein Pikett Hellebardiere marschierten im Rü
Saint-Pols auf, der jetzt mit rascher Bewegung den Kragen niederschlug

Hut abnahm. Der Präsident und der Generalprofos näherten sich ihm,
upt; und Herr Le Boulanger sprach:

onseigneur, seien Sie uns willkommen. Seien Sie guten Mutes und
en Herzens. Es erwartet Sie des Königs Gerechtigkeit."

und der Profos setzten das Barett wieder auf. Auch Saint-Pol bedeckte
vieder und sah mit zusammengekniffenen Brauen Herrn Tristan an,
n Pergament mit königlichem Siegel vorwies, es zusammenrollte, leicht
m seine Schulter berührte und mit seiner leisen Stimme sagte:

n Namen des Königs mache ich Sie, Ludwig von Luxemburg, zum Ge-
nen des Herrn Philipp Luillier, Kapitän der Bastille, und frage Sie,
sich vor mir, dem Profos der Marschälle Frankreichs, und dem Ordent-
Parlamentsgerichtshof auf die Anklagen wegen Hochverrats und
tätsverbrechens verantworten wollen oder die Entscheidung der Pairs
en, die Sie gemäß dem Prärogativ Ihrer Geburt, nicht Ihres Ranges,
ngen können."

der Konnetabel gut wußte, daß die Granden, ihm zumeist feindlich,
esem Augenblick noch mehr Ursache hatten, dem König gefällig zu sein,
e Berufsrichter, und da er im seltsamen Glauben war, daß es der An-
an legalem Beweismaterial gegen ihn mangele, willigte er in die Zu-
igkeit des Parlaments ein. Er wurde nicht gefesselt und nicht in die
er der Bastille gebracht, sondern in ein nicht unfreundliches Turm-
er, das durch Posten bewacht war. Die Verhöre begannen sofort; aber
achten kein Resultat, da Saint-Pol jeden Punkt der Anklage bestritt
eschickter noch als Nemours die Öffentlichkeit des Prozesses ausnutzte.
er verstand es, immer wieder die wunde Stelle des Königs zu berüh-
die Lütticher Affäre und Ludwigs Intrige mit dem gefallenen Johann
Wildt, die wohlweislich nicht im Bereich der Anklage standen und auf
n Fall publik werden durften.

ige Tage vergingen in einer Ruhe, die dem Gefangenen bedrohlicher
als der Lärm des gerichtlichen Apparates. Dem lebhaften und mutigen
war nichts unerträglicher als Ungewißheit. Er wollte kämpfen, aber
llte den Gegner sehen. Die tückische Art des unsichtbaren Königs haßte
ürchtete er in gleicher Weise. Er wurde immer unruhiger; er vermutete
in den Speisen oder einen Schuß durch das vergitterte Guckloch der
An einem Abend endlich hörte er andere Schritte als den unendlich be-
en des Wachtpostens. Das Schloß rasselte, die schwere Eichentür kreischte
n Angeln. Ein hagerer Mann in einem florentinischen Doktormantel
in und verneigte sich. Saint-Pol sah ihn einen Augenblick scharf an;
wurde er rot vor Zorn.

es mit mir oder mit dem König schon so weit, daß er mir keinen
en zu schicken weiß als seinen Spitzel?" fragte er scharf. „Ich habe als
t das Parlament anerkannt, aber nicht den Zuhälter, wenn er auch
Gewerbe zu wechseln versteht wie die Farbe seiner Haare! Mit Ihnen
ich nichts zu schaffen!"

Er drehte dem Necker brüsk den Rücken. Oliver bekam noch d
Lippen, und seine Nasenflügel bebten.

„Die Farbe meiner Haare ist so echt heute", sagte er kalt und kn
fährlich die Augen zusammen, „daß Sie sie mit Sicherheit als ominös
lassen dürfen, Monseigneur."

Saint-Pol drehte sich heftig um und streckte die Fäuste vor.

„Sind Sie hier, um mich zu rasieren oder mir die Kehle durchzuschn
Herr Barbier", fragte er böse. „Ich erinnere mich, daß Sie mir einm
eine anboten und ich das andere vermutete. Und mir scheint, ich
Péronne nicht schlecht und treffe auch jetzt wohl ins Schwarze. Das
die Sache dem Gericht leicht machen und dem König aus der Verleg
helfen. — Aber meinen Sie nicht, daß die Aufgabe Ihre Kräfte übers
möchte?"

Er riß mit starker Hand einen Stuhl in die Höhe und schwang ih
drohlich. Der Necker lachte laut.

„Monseigneur!" rief er, „Sie treffen so arg daneben, daß ich mic
wundern muß; denn ich hielt Sie von Péronne her für einen be
Schützen! Glauben Sie wirklich, ich sei der geeignete Mann, um mit
hier einen Ringkampf auszufechten? Und meinen Sie in der Tat, der
oder das Gericht seien in Verlegenheit? — Lassen Sie ruhig den Stu
der Hand und setzen Sie sich auf ihn. — Ich bin hier, um im Nam
Königs, aber außergerichtlich zu sagen, daß ihre Prozeßtaktik falsch, u
und für Sie schädlich ist."

Der Konnetabel stellte den Stuhl vor sich hin und betrachtete den N
ernst.

„Wie kann ich Ihnen, gerade Ihnen, das geringste Vertrauen sche
sagte er nach einer Weile mit flüchtigem Lächeln, „oder den Glaube
Sie mich vor Schaden bewahren wollen."

„Hören Sie mir zu", entgegnete Oliver, „und entscheiden Sie selb
Wenn Sie das Gericht zwingen, die Lütticher Politik des Königs zu b
deln, so begehen Sie indirekt einen neuen Hochverrat. Außerdem zw
Sie den König, die Anklage auf Ihr Péronner Verbrechen auszudehn
auf Ihr Verbrechen, Monseigneur", fuhr der Necker nachdrücklicher fo
der Konnetabel eine Bewegung des Protestes machte; „denn er kann
ja Tag und Stunde Ihrer Order an Herrn von Wildt nachweisen un
nicht nur mich als Zeugen, sondern vor allem das im Geheimen
ruhende Protokoll des Balueschen Geständnisses als Beweismaterial f
gesamte Verschwörung. — Der König will diese Anklage aus den wic
Gründen außenpolitischer Rücksicht vermeiden. Aber seien Sie über
Monseigneur, er führt sie durch, wenn Sie ihn dazu zwingen. Er sc
es Ihnen bei seiner Krone. Und er verspricht sich und Ihnen in diese
ein anderes Verfahren, das er jetzt selbst Ihnen nicht wünscht noch zud

Saint-Pol starrte auf den Boden und biß die Zähne aufeinander.

„Es gilt meinen Kopf auf jeden Fall", sagte er dann langsam und sc
„was also kümmert mich das Verfahren?"

r Necker sah ihn mit solcher Kraft an, daß er den Blick wieder hob
eine Pupillen groß vor Entsetzen wurden, noch ehe jener sprach. Jetzt
n wieder Oliver, mit leiser Stimme:
er König hat noch zwei Möglichkeiten, die er dann anzuwenden willens
e Folter in allen ihren Graden, — und die Todesart, die vielleicht sogar
Rumpf den Kopf läßt, aber den Rumpf nicht als Ganzes ..."
r Necker schwieg vor der Totenblässe des anderen, der sich schwer
den Stuhl lehnte und plötzlich in den Knien einknickte. Oliver ging
Schritt vor, als ob er ihm aufhelfen wollte. Aber schon raffte sich
-Pol hoch und schob den Stuhl wieder wie einen Schild zwischen sich
den Meister. Er trocknete sich den Schweiß von der Stirn.
'as will er mich foltern", sprach er heiser, „wenn ich anderes nicht zu
ien habe; es sei denn Ungehorsam gegen die Einladung, zum Kriegs-
u kommen, und meine Flucht nach Mons."
e haben anderes nicht zu gestehen, Monseigneur?"
ein!"
onseigneur, Sie haben vierfachen Hochverrat nicht zu gestehen: schrift-
Versprechen, Burgund die Städte wiederzugeben, und Aufforderung
Krieg gegen den Obersten Lehensherrn; — Aufforderung zur Invasion
eichsfeindes; — Bündnisversprechen an Burgund und England?"
ein! — Beweisen Sie es!"
ver lächelte böse.
un", meinte er, „ich bin kein Jurist; aber ich beweise es trotzdem."
öffnete langsam den weiten Mantel und entnahm ihm die vier Schrift-
von der Hand des Konnetabels: die Briefe an den Herzog und den
chen König und die beiden Allianzurkunden. Saint-Pol sprang unver-
s mit einem Satz auf ihn zu, den Stuhl fortschleudernd, und entriß sie
Oliver lachte.
euen Sie sich mit ihnen, Monseigneur! Bewahren Sie sie auf oder ver-
n Sie sie! Die beglaubigten Abschriften sind in Händen des Gerichts."
nt-Pol schrie auf vor Wut, vor Verzweiflung, und warf die Perga-
dem Necker vor die Füße. Dann hockte er auf dem Bett, den Kopf
ien den aufgestemmten Fäusten; und seinen Körper schüttelte es, als
ihn oder als weinte er. Oliver, sehr ernst geworden, näherte sich ihm.
onseigneur", flüsterte er bewegt, „gestehen Sie dem Gericht, — und
erzeihen Sie. Heute tat ich Ihnen nichts an." —
bückte sich, küßte hastig die harten Knöchel der Faust, die den Kopf
und ging. — Der Konnetabel schaute auf, mit offenem Mund, sah die
chon wieder ins Schloß fallen, hörte das Kreischen der Riegel, schon
r den ewigen Schritt des Postens, betrachtete dann seine geküßte Hand,
Zeit. — In der gleichen Nacht noch verlangte er Papier und Schreib-

nächsten Tag las das überraschte Parlament das schriftliche Schuld-
ntnis des Konnetabels und einen genauen Bericht über seine politischen
nschaften seit der Besetzung der Sommestädte. Der Prozeß wurde

jetzt ohne Schwierigkeit und Zwischenfall zu Ende gebracht. Saint
wiederholte sein Geständnis in den öffentlichen Verhandlungen und erka
die Autorschaft der vier ihm vorgewiesenen und vorgelesenen Hochver
dokumente an. Schon eine Woche später konnten dem König die gesa
Prozeßakten und das Diktum, das dem Delinquenten erst am Morger
Exekutionstages mitgeteilt werden sollte, nach Amboise gesandt wer
wie er es befohlen hatte. —

Der Necker, allein mit Ludwig im Turm, las den Wortlaut des Re
spruches mit gedämpfter Stimme vor: .

„... Und nachdem alles, was zu erkennen und bedenken war, in er
und strenger Beratung erkannt und bedacht wurde, wird jetzt ausges
chen, daß das Gericht Messire Ludwig von Luxemburg schuldig der
brechen der Majestätsverletzung und des Hochverrats erklärt hat und erk
und ihn seines Amtes als Konnetabel von Frankreich und aller seiner a
ren Ämter, Ehren, Stände und Würden entkleidet hat und entkleidet.
Sühne für seine Verbrechen verurteilte und verurteilt das Gericht ihn,
Tod zu erleiden und auf dem Grève-Platz zu Paris vor aller Augen
hauptet zu werden, und erklärte und erklärt alle und jedes seiner G
bewegliche und unbewegliche, für konfisziert und gehörig dem König,
über sie verfügt, die Ansprüche des Herzogs von Burgund anerkant hat
durch gesonderte Urkunde befriedigen wird. Und angesichts der Ungeh
lichkeit seiner großen und abscheulichen Verbrechen soll Messire Ludwig
Luxemburg nach der Enthauptung gevierteilt werden und seine vier
der in öffentlicher Sicht aufgehängt und der Rumpf an den Galgen

Oliver brach ab und sah den König an, der den Kopf senkte. Der Ne
ging ohne Zögern an den Tisch, nahm die Feder und strich den let
Satz aus.

„Das hat der König nicht gewollt", sagte er ernst, „das würde sein
wissen nie erlauben."

Ludwig nickte stumm und ließ ihn gewähren. Der Necker wandte
wieder das Gesicht zu und sprach leise:

„Sie haben den Spruch in dem genauen Wortlaut Herrn Tristan vor
zeßbeginn diktiert; das weiß ich, Sire. Die Brutalität, die ich eben ausst
wiegt schwerer als alle Ihre wahrhaftigen und künstlichen Menschlichk
in diesem Jahr, Sire. — Sie stehen wieder in meiner Schuld, Sire."

Der König biß sich auf die Lippen und schwieg. Oliver vollendet
Lesung:

„... Nach der Exekution, öffentlich an seiner Person vorgenommer
wie es vom Gericht ausgesprochen ist, wird sein Leib in geweihter Erd
graben, sofern er darum ersucht."

Ludwig unterschrieb das Verdikt und verwarf in einem Nachsatz
mögliche Gnadengesuch. Er legte die Feder hin und barg die Stirn in
Hand.

„Die Köpfe machen müde, Oliver", flüsterte er; „es ist gut, daß du
und bei mir bist." — —

rei Tage später — es war der neunzehnte Dezember und ein Mittwoch — at der Festungskommandant Luillier zu sehr früher Stunde das Zimmer Gefangenen, der sich nicht rührte. Luillier hob die Wachsfackel. Saint- lag mit geschlossenen Augen auf dem Bett, mit starrem Gesicht; nur sein n bebte und die Zähne schlugen leise aufeinander. Der Offizier fragte leise: Monseigneur, schlafen Sie?"

er Konnetabel schüttelte langsam den Kopf auf den Kissen und ant- tete, die Lippen kaum bewegend:

Ich schlafe nicht, Kapitän; es ist lange her, daß ich schlief. Die schweren anken lasten auf mir, Kapitän. Die Gedanken an den Tod sind schwer, schwerer noch die Gedanken an das Leben."

er andere senkte den Kopf. Saint-Pol tat die seltsame Frage:

Mit welcher Hand soll ich mich bekreuzigen für diesen Tag, Kapitän?"

Mit der gewohnten Hand", antwortete Luillier erschüttert, „und das ist Rechte bei den guten Christen, soll nicht der Teufel das Gebet stören."

Der Teufel?" fragte Saint-Pol gepreßt und hob die Knöchel seiner rechten id vor die Augen, sie betrachtend. Sie schwiegen eine Weile; dann erte der Konnetabel:

Sagen Sie mir, was zu sagen ist, Kapitän."

er gutmütige Mann suchte die Worte:

Sie müssen aufstehen, Monseigneur, und sich mit mir in das Gebäude Parlamentsgerichts begeben. Die Herren haben Ihnen etwas zu sagen, hier nicht gesagt werden kann."

aint-Pol öffnete weit die Augen und schloß sie gleich wieder.

Wollen mir die Herren ein anderes Quartier geben, Kapitän?"

Nein ..." entgegnete Luillier zögernd.

Aber das Volk von Paris haßt mich und kann mir ein Leid antun", melte Saint-Pol und entblößte die Zähne wie zu einem wehen Lächeln. Ich bürge für die Sicherheit des Weges, Monseigneur."

er Konnetabel stand auf und zog sich an. Bevor er das Zimmer verließ, ug er das Kreuz mit der Linken und sprach:

Die Rechte ist des Teufels wohl, und links sitzt das Herz, das Leben , Kapitän." — Er versuchte zu lächeln. — „Dir, Gott, empfehle ich n Leben."

n Hof wartete ein berittener Mann in schwarzer Kleidung mit zwei ttelten Pferden.

Wer ist der Herr?" fragte der Konnetabel.

Der Chevalier d'Estouteville, Profos von Paris."

aint-Pol sah ihn einen Augenblick an, schlug den Mantelkragen hoch bestieg ein Pferd. Die beiden Herren nahmen ihn in die Mitte. Sie n durch die noch menschenleere Rue Saint Antoine dem Parlaments- st zu, unbemerkt und schweigsam. Sie kamen in die Rue de la Barillerie, n durch das große Tor des Gebäudes in den „Cour du Mai", sie hielten der Treppe, die zur „Galerie des Merciers" führte. Luillier sprang vom d und half dem Konnetabel aus dem Sattel. Am Fuß der Treppe stand

der Parlamentsaktuar, der einige Personalfragen an den Gefangenen rich
Saint-Pol antwortete mit kurzem Ja. In der Galerie wurde er von
Generalprofos und dem Promotor des Gerichts mit höflichem Gruß e
fangen und dankte ruhig und würdig. Die Zwei schritten dann voran,
Gefangene und seine beiden Begleiter folgten. Sie kamen in die Räume
Kriminalgerichts, die Tournelle Criminelle genannt wurden. Der Prom
stieß eine Tür auf und bat den Konnetabel, einzutreten. Der Raum spe
durch schwarze Vorhänge vor dem Fenster das Tageslicht ab. Hinter ei
schwarzbehangenen Tisch, auf dem in mächtigen Leuchtern schwarze Ke
brannten, saßen die beiden Präsidenten des Gerichts. Sie erhoben sich,
die fünf Männer eingetreten waren und die Tür geschlossen wurde.

Herr Tristan trat vor und sprach mit leisem Wohllaut:

„Monseigneur de Saint-Pol, Sie galten einst und bis zu diesem Augenb
für den trefflichsten und mutigsten Ritter des Reiches. Es ist in die
Augenblick notwendiger als je, daß sich Ihr Mut beweise."

Er machte eine Pause. Saint-Pol biß die Zähne zusammen und sah
in die Augen.

„Monseigneur", fuhr L'Hermite fort, „es muß jetzt sein, daß Sie sich
Zeichens Ihrer Würde entkleiden, wollen Sie mich nicht zwingen, es für
zu tun. — Monseigneur, im Namen des Königs, lösen Sie von Ihrem H
die Ordenskette des Konnetabels, die Ihnen der Souverän verlieh!"

Saint-Pol gehorchte; aber seine bebenden Hände vermochten nicht
Nadel zu öffnen, die die Kette im Nacken an den Kragen heftete. Er wa
hilflos den Kopf.

„Helfen Sie mir, Kapitän", bat er mit heiserer Stimme. Luillier sp
hinzu und entfernte die Nadel. Saint-Pol wandte sich rasch um, küßte
auf die Stirn, streifte die Kette ab und gab sie ihm.

„Liefern Sie sie aus, Kapitän", sagte er. Der Offizier reichte sie
stummer Verbeugung Herrn Tristan, der sie auf den Tisch legte und zur
tretend rief:

„Ludwig von Luxemburg, vernehmen Sie jetzt den Spruch des Gerich

Der Präsident Le Boulanger ergriff das Pergament, las das Diktum
und langsam vor und zeigte dann dem Verurteilten Gnadenabweis, Ur
schrift und Siegel des Königs. Saint-Pol hielt sich am Tisch fest, den K
noch über die Platte gebückt, als der Richter die Urkunde schon wiede
sich genommen hatte; er stöhnte:

„Ach, mein Gott! Ach, mein Gott! Das ist hart!"

Seine Lippen waren weiß und die Backen bebten in einem Kra
die Schultern hoben und senkten sich schnell: er sah jetzt aus, als wollte
ungeheures Lachen aus ihm bersten. — Der Kapitän Luillier schluchzte
einemmal auf. Alle Blicke wandten sich ihm zu; auch Saint-Pol sah ihn
plötzlich ruhig und gütig lächelnd, und streifte, ihm zunickend, einen
mantring vom Finger.

„Erlauben Sie, Seigneurs, daß ich dem Mitleid ein Andenken la
fragte er.

Boulanger sah Herrn Tristan an. Der sagte leise:
Der Ring gehört dem König."
zt lachte Saint-Pol kurz und lärmend, warf den Ring auf die Fliesen zertrat ihn.
Der König kennt kein Mitleid, Kapitän", sprach er über die Schulter; äre schade um den Ring."
e Herren bissen sich auf die Lippen. — Nach einer Weile fragte Saint- lüsternd:
eigneurs, wann . . .?"
rr Tristan antwortete:
leute . . ."
r Stadtprofos öffnete die Tür zum Nebenzimmer und bat Saint-Pol, gefaßt schien, zu seinen Beichtigern einzutreten. Der Raum war so hell Sonne, daß der Delinquent geblendet die Augen schützte. Die vier Dok- der Theologie — ein Franziskaner, ein Augustiner, der Pönitentiarius Diözese und der Pfarrer von Saint-André-des-Arts, Doyen der theo- hen Fakultät der Sorbonne — nahmen ihn mit sanften und guten en in ihre Mitte. Saint-Pol verlangte den Leib des Herrn; doch die ie konnte ihm nicht bewilligt werden. Sie sangen eine Messe vor ihm, er war es zufrieden. Sie gaben ihm geweihtes Brot und Wasser, und vom Brot, aber er trank nicht vom Wasser. Er blieb bis zwei Uhr mittags bei ihnen, beichtete und erhielt die Absolution. Dann wurde er s Stadthaus gebracht und schrieb in einem Zimmer des Erdgeschosses, dem aus man die wartende Menge auf dem Grève-Platz sah, mit sicherer ein Kodizill zugunsten des Kapitäns Luillier und seiner Beichtväter. Präsident versprach, für die königliche Genehmigung zu sorgen. Um Uhr betrat er, von den Geistlichen umgeben, den Platz, auf dem in n Zwischenräumen mehrere Schafotte errichtet waren. Der Aktuar des ments bestieg die Stufen des größten Schafotts und las mit schallender ne dem Volk von Paris das Bekenntnis des Delinquenten und den h des Gerichts vor. Es herrschte eine tiefe Stille. Das Meer der Köpfe den weiten Platz bis Saint-Esprit hin. Saint-Pol wurde zu einem n Schafott neben dem großen geführt. Er ließ sich auf die Knie nieder, Gesicht der Notre-Dame-Kirche zugewandt, betete kurz und küßte das z, das ihm der Augustinerpater vorhielt. Er stand auf und betrachtete Richtblock.
zt trat ein mittelgroßer, stämmiger Mann mit ungeheuren Schultern , gekleidet in ein ärmelloses Wams von roter Farbe. Es war Henri n, der Scharfrichter. Saint-Pol sah ihn an, lächelte:
ein Freund, bist du nicht jener, der mich aus der Welt schaffen muß?"
nri Cousin schob verlegen das massige Kinn vor.
wohl, Monseigneur, denn so befahl es mir das Höchste Gericht."
it-Pol riß mit schneller Bewegung den Kragen auf und entblößte Hals Brust. Dann streckte er dem Henker die beiden Hände entgegen, der it einer seidenen Schnur leicht zusammenband. Der Konnetabel bestieg

hastig die Schafottstufen, reckte den mächtigen Körper und warf den K zurück. Jetzt wandte er sich zu den Herren des Gerichts, die in einiger fernung stumm und steif standen.

„Seigneurs!“ rief er durchdringend, „betet für meine arme Seele! betet für des Königs Seele, die ärmer ist!“

Und er wandte sich dem Meer der Köpfe zu, das immer unruhiger stumm doch hin und her wogte, und er brüllte:

„Leute! Betet für meine arme Seele! Und betet für eure Seelen, ärmer sind!“

Und er stieß mit dem Ellenbogen den nackten Arm des Henri Cousi und hastete:

„Schnell, mein Freund! Schnell, schnell!“

Er kniete auf ein kleines Stück Leinen nieder, das die Stadtwappen t Cousin verband ihm die Augen. Ein Gehilfe reichte ihm das schwere R schwert. — Die weiße Wintersonne blitzte jetzt in dem stählernen Schw die Muskeln des breiten Henkernackens und der Armkeulen schwollen: Hieb war so gewaltig, daß der Körper schneller als der Kopf auf die Bo fiel. — Der Henker, breitbeinig, wankte einen Augenblick, durch die ei Kraft erschüttert, und hielt sich am schnell aufgestemmten Schwert. D richtete er sich auf, wischte mit dem Handrücken Schweiß und Blut aus Gesicht, hob den Kopf an den Haaren hoch, tauchte ihn in ein Wasserg und stülpte ihn auf den Schaffottpfosten. Der Kopf zeigte die Zähne. Volk johlte auf, durchbrach die Kette der Bewaffneten und riß die T verkleidung der Richtstätte herunter, balgte sich um die Fetzen. —

Am Abend holten acht Franziskaner und vierzig Fackelträger den Ru und den Kopf.

Fünftes Kapitel

DIE GRENZE

DER Frühling kam. Der König und der Necker erwarteten die Niederk Carlottas. Sie hielten sich in diesen Wochen ruhig, ließen das Reich von Erschütterungen und Gefährlichkeiten der winterlichen Geschehnisse sich holen und legten die Politik gleichsam vor Anker, die schwere Stunde Königin als Signal für die neue Fahrt erharrend. Der König war skepti als der Necker, der mit sonderbarer Sicherheit auf eine glückliche Ge und auf den Sohn rechnete. Ludwig bemerkte oft, daß in seiner Ehe, i haupt auch in seiner und ihrer Familie die weiblichen Geburten in der Ü zahl seien. Oliver schüttelte immer zuversichtlich und lächelnd den K das sei doch kein Beweis und schließe ein männliches Kind nicht aus.

„Hast du denn die Dame Savoyen deiner Magie unterworfen, Oliv hatte Ludwig einmal diese Sicherheit ironisiert.

„Ich habe sie“, antwortete der Necker ernst, „auf die Magie ihres eig

illens aufmerksam gemacht und dann auch auf die Kraft der Anemone,
nach einem geheimen Rezept aus der karolinischen Zeit die Frucht des
ibes viril macht. — Ich glaube an den Willen wohl mehr als an die Blume;
er die Blume stärkt der Frau die Energie, die ja durch kein anderes Ge-
hl als das der Pflicht und des Zweckes begleitet wird. — Sire, ich glaube
den Dauphin, weil er notwendig ist."
„Notwendig?" fragte der König leise und versonnen. — „Notwendig sind
r ich und du . . ."
Der Necker betrachtete ihn.
„Sind wir nicht sterbliche Menschen, Sire?"
Der König ergriff hastig seine Hände; er flüsterte, ringsum blickend, als
eue er Horcher:
„Ich habe den tiefen Wunsch, es zu bezweifeln. Ich habe den Willen, es
bezweifeln. — Wir haben die menschliche Einzahl überwunden, Bruder;
arum sollen wir dann auch nicht die Dauer des einzelnen Lebens ver-
ppeln können? Ich glaube an die Überlegenheit unseres verbundenen
istes über unsere getrennten Körper. Ich glaube an die Überwindung der
lischen Grenze, Oliver, durch meine Macht und deine Magie."
Der Necker lächelte unmerklich.
„Sie fürchten also den Tod, Sire?" fragte er nüchternen Tones. Und als
dwig nicht antwortete, fügte er langsam hinzu:
„Halten Sie das, was Sie meine Magie nennen, für ein Werk des Teufels?"
Der König hob abwehrend die Hand.
„Warum fragst du es den einzigen Menschen, der weiß, daß du nicht des
ufels bist, Oliver? Bin ich nicht der Nutznießer deiner . . ."
Er stockte, als suche er das Wort. Oliver zeigte ein schönes Lächeln. Lud-
g vollendete leise:
„. . . deiner Menschlichkeit . . ."
Der Necker senkte den Kopf.
„Vielleicht ist es das richtige Wort, Sire, vielleicht auch nicht. Aber sehen
e: das Wort erfreut mich. Wir beide kommen doch wohl aus menschlichen
griffen nicht heraus. Und glauben Sie mir, die irdische Grenze zu über-
nden ist sehr schwer oder unmöglich, scheut man das eine . . ."
„Ich scheue das eine, Bruder", murmelte Ludwig, „ich hasse es, ich werde
gegen kämpfen, wie ich noch nie kämpfte!"
„Ist das Leben denn gut!" rief Oliver mit seltsamer Heftigkeit. Der König
ihn verwundert an.
„Ich kenne nichts Besseres, Freund", sagte er traurig; „und ich kenne nur
n Tod für andere, — und der ist niemals noch zu schauen schön und zu
ben würdig gewesen. — Und als Lebendiger bin ich der König; nicht nur
rch den Zufall der Geburt allein! Ich bin in Wahrheit der einzige Mann
Reich, der Herrscher sein kann. Was wäre das große Land in diesem
genblick, würde ich nicht sein, — ich nicht mit dir? Ich habe die Pflicht,
ser Leben zu lieben, Freund, und du wirst mir helfen müssen, wenn
große Feind naht."

Oliver sah zu Boden; er schien durch das Gespräch in besonderer Wei
erregt, wie ein Mensch, welcher Gedanken hört, die er seit langem sch
und voller Teilnahme durchdacht hat. Er hob jetzt schnell den Kopf; Sti
und Backen waren schwach gerötet. Er sprach stockend, gleichsam verlege

„Haben wir beide uns nicht schon sehr weit entfernt von — Gott? —
Sire, wollen wir niemals an eine Rückkehr in Demut denken? Herr,
könnte sein, daß wir die Verbindung mit dem Menschlichen verlieren. —
Es ist fast schon so weit, da Sie mich — mich, Herr! — als Gleichnis f
Humanität nehmen, und ich mich dessen freue. — Was sollen wir dann tu
wenn wir ganz einsam sind? Werden Sie dann den Mut haben, Gott
vermissen oder ihn mit sich selber zu ersetzen?"

Der König prüfte ihn mit einem langen Blick. Dann sagte er langsam

„Ich glaube, ich bin Christ, trotz alledem. — Ich glaube, ich werde Go
nicht verlieren können. — Ich glaube, daß Gott in mir lebt, auch wenn w
einsam sind, — auch wenn wir unchristlich gegen den Tod kämpfen."

Oliver nickte, als gefiele ihm die Antwort.

„Und wäre dieser Kampf nicht leichter", rief er plötzlich, „leichter f
den Christen, wenn er auch das fremde Leben höher zu schätzen und a
kostbar zu behandeln lernte?"

Ludwig schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Gott will nicht, daß dieser Kampf leicht sei", sagte er zögernd; „de
er wollte nicht, daß ich ein sanfter König sei." — Er wartete einige Seku
den und sagte dann nachdrücklich: „Du kannst helfen, Bruder, und du darf
dich nicht auf ihn ausreden wollen."

Oliver ging bewegt im Zimmer auf und ab; seine Augen leuchteten v
Güte.

„Ich will es mir nicht mehr leicht machen", flüsterte er, „ich will Ihnen
die große Einsamkeit und gegen den großen Feind folgen, Sire. — Ab
es gibt noch vieles schwere Leid bis zur Grenze. Mißachten Sie es nicht, He
nur weil es irdisch ist."

Ludwig preßte die Hände gegeneinander und atmete rascher.

„Wird die Anne noch gesund?" fragte er schnell, wie in Angst vor d
Antwort. Der Necker unterbrach sein Hin und Her.

„Blieben Sie dann noch diesseits der Grenze, Sire?"

„Ja", antwortete Ludwig mit schmerzlichem Lächeln.

„Vielleicht wird sie gesund", sprach Oliver mitleidig.

Die erste Nachricht, die sofort nach der Niederkunft ein Eilbote de
erwartungsvollen Necker brachte, war niederschmetternd. Oliver biß sich a
die Lippen und befahl dem Kurier mit einer Handbewegung zu gehen.
blickte durch das Erkerfenster des Vorzimmers; aber er sah nicht die we
aufgrünende Landschaft unter der jungen Sonne; er schüttelte abwesend d
Kopf, die Weigerung des Schicksals nicht begreifend. Wie konnte etw
nicht sein, das sein mußte, das mit solchem Aufwand an Willen, Entsagu
und Leid begonnen wurde und dessen gutes Ende er mit keinem Gedank
bezweifelt hatte? Das vor allem bedrückte ihn: die Nutzlosigkeit der Opf

e vier Menschen gebracht hatten, und die Überwindung seines Willens. grübelte mit durchfurchtem Gesicht über seine Niederlage. Er schüttelte ieder den Kopf, weil ein starkes inneres Gefühl nicht zugab, sie anerkennen. — Er ging dann langsamen Schrittes zum König, der mit Jean Beaune ein neues Steuersystem ausarbeitete. Oliver wartete kaum, daß ne die Köpfe nach ihm hoben; er suchte keine Einleitung und keine Vorreitung. Er sagte kalt:

„Sire, die Königin ist mit einem toten Kind niedergekommen. — Es war n Knabe."

Ludwig stand schweigend auf, die dicken Lippen verziehend, zwischen en Brauen zwei schwere Falten. Er sah nicht den Necker noch Beaune an, r betreten in den unförmigen Rechnungsbüchern blätterte, ließ den rbeitsraum des Schatzmeisters und ging in seinen Turm. Er trat ans bennte Fenster, die Hände im Rücken kreuzend und die Schultern hochehend und so blind für die heitere Erde draußen wie eben Oliver. Er örte ihn hinter sich ins Zimmer kommen und wandte sich nicht um.

„So hast du dich geirrt, mein Freund", sagte er böse. „So war vieles nütz."

„Sire", entgegnete der Necker nach einer kleinen Pause, „das Schicksal eht über dem Irrtum und ist niemals unnütz."

Der König löste die Hände vom Rücken und ballte sie zu Fäusten; seine hultern bebten wie in der Anstrengung, den Zorn nicht loszulassen und h nicht umzuwenden.

„Oliver", sprach er durch die Zähne, „wenn du das Opfer der Anne nicht nnütz nennst, so nennst du es nützlich, und so war dein Irrtum eine llische Klugheit!"

„Sire!" rief der Necker so laut, daß der andere im Schrecken den Rücken ümmte, „vergessen Sie das Opfer der Königin und die Schmerzen ihres rrissenen Leibes?"

Ludwig hob langsam die Hände zum bronzenen Fensterriegel und legte ine Stirn auf sie.

„Ich bin ein armer Mensch", stöhnte er. Es herrschte Stille dann. Jetzt örte er den Necker näherkommen, fühlte seine Hand auf dem Arm und rnahm sein Flüstern:

„So wird die Anne Sie reich machen ..."

Er drehte sich heftig um und packte Olivers Handgelenk. Er wollte aufbeln, die glückselige Frage wagen ... — aber er sah des Neckers Augen hart und seine Lippen so dünn, — wahrhaftig, so von Verachtung gendert, daß er nicht sprechen und den Mund doch nicht schließen konnte.

Er senkte den Kopf, ließ den anderen beschämt los und setzte sich still den Schreibtisch, verwirrt mit der Hand über Augen und Stirn streichend.

„Es ist die Stunde des Königs jetzt", sprach Oliver sachlich; „es sind chtige Entscheidungen zu bedenken. Das Unglück der Königin ist auch litisch. Das Problem des Herrn von Guienne ist so schwer geblieben, wie vor dreiviertel Jahren war. Aber es wird wohl gelöst werden müssen, da

seit Nancys Fall die Tätigkeit des Herrn von der Bretagne und Sieu d'Urfés bedenklich lebhaft geworden ist. — Im Augenblick sehe ich di Lösung allerdings noch nicht."

Ludwig war durch die kalten Worte klar und nüchtern geworden, wie ei Schlaftrunkener, den frischer Wind trifft. Jetzt hob er unwillig den Kop

„Die Lösung ist die gleiche, die ich vor neun Monaten wünschte, dünk mich", sagte er scharf. „Und sie bliebe immer die gleiche, auch wenn dei kühner Plan geglückt wäre. So war es verabredet. Jetzt ist der dynastisch Stützbalken für Herrn Karl und für unser Gewissen zusammengebroche und wir stehen vor demselben Zwang zur Härte wie vor dreiviertel Jahre — wie vorher noch in der Péronner Entscheidungsnacht. Nur die Reihen folge hat sich verändert: Herr Karl führt nicht mehr den Reigen auf, son dern beschließt ihn. Denn das Jahr wurde gut genutzt."

Oliver sah ihn mit leiser Verwunderung an und lächelte ein wenig.

„Sie sind kein sanfter König, Sire", entgegnete er, „und Sie finden imme sehr schnell Ihren beruflichen Rigorismus wieder. — Aber wenn die Lösun die gleiche ist, so sind doch auch meine Einwände geblieben: Sie nehme Ihrem Reich den Thronfolger, Sire."

Ludwig trommelte erregt auf die Tischplatte.

„Ich erinnere mich sehr gut, mein Freund", sagte er und hielt seine Ärger nicht mehr zurück, „daß deine und der Gevattern Einwände sich da mals dem Urteilsspruch des Schicksals unterwarfen. Das Schicksal hat en schieden, daß mir kein männlicher Erbe beschieden sei. Solltest du wah haftig wagen, Oliver, mich ein zweites Mal ..."

Er schwieg, als der Necker abwehrend die Hand hob.

„Nein, nein, nein, Sire!" rief Oliver schaudernd, „Sie werden die hoh Frau kein zweites Mal hierher rufen!"

„Gewiß nicht", bekräftigte der König. „Warum also hemmst du mich vo neuem und zeigst mir doch gleichzeitig die Notwendigkeit zu handeln?"

Der Necker zuckte mit den Achseln.

„Ich sehe selber noch nicht klar", gestand er. „Es gelingt mir nicht, d Entscheidung anzuerkennen, Sire. Es fällt mir schwer."

Der König fragte nach einigem Zögern:

„Bedeutet dies alles, Oliver, daß mir auch jetzt wieder das Gewissen nich gehorchen will? — Und wäre es denn gehorsam, auch wenn der Dauph lebte?"

„Geben Sie mir eine Frist für die Antwort, Sire?" bat der Necker b drängt. Ludwig schüttelte wortlos verwundert den Kopf. —

Es klopfte. Der König blickte unwillig auf, ein scharfes Wort für de Störenden auf den Lippen. Doch Oliver, im Gesicht eine seltsame E wartung, machte eine beschwichtigende Geste und rief schon:

„Wer ist da?"

„Eilkurier vom Oberstkämmerer Ihrer Majestät mit dringender Nachricht

Oliver hatte schon die Tür geöffnet und riß aus einer behaarten, v Müdigkeit zitternden Hand die Schriftrolle. Er brachte sie mit zwei Sprü

dem König, der ruhig sitzengeblieben war und jetzt langsam und ernst Siegel entfernte.

Warum erregst du dich?" fragte er, den Necker flüchtig ansehend. as erwartest du anderes als eine Bestätigung?"

r öffnete das Pergament und las. Sein Gesicht blieb unbewegt; doch ver sah Glanz in seinen Augen und lächelte schon vor Freude. Ludwig ldte den Kopf ihm zu und betrachtete ihn lange.

So hast du dich doch nicht geirrt, Bruder", sprach er dann, „wie jene ler ersten Bestürzung, die dir und mir die falsche Kunde zujagte. — Die urt war schwer und das Kind scheintot. Aber man schwang es so lange stgerecht durch die Luft, bis es sich zu seinem königlichen Sein bequemte. Der Dauphin lebt und ist lebensfähig, Madame von Savoyen ist außer ahr. — Der König darf sich freuen."

r stand auf und trat wieder ans Fenster.

Wie grün das Land schon ist", meinte er. — Oliver lehnte noch neben Schreibtisch, hatte rasch die Botschaft überflogen und blickte jetzt wieder t und bedächtig. Genugtuung über einen Sieg des Willens durfte niemals ge währen, noch gar die neue Überlegung stören. Und der Gedanke, der jetzt beschäftigte, schien schwer zu sein. Er starrte auf Ludwigs Rücken verdüstertem Gesicht. Der König bewegte die Schultern, als ob er den k spürte.

Das Reich hat den Dauphin", sprach er mit veränderter Stimme. „Du ntest ihn notwendig, Oliver. — Er kann erst in zwanzig Jahren zeigen, er seiner Geburt würdig ist, in dreißig Jahren erst, ob er notwendig den kann. — Bruder, ich gebe nichts von unserer Notwendigkeit her nichts von meinem Lebenswillen."

er Necker hinter ihm schüttelte den Kopf.

Ist dieser Turm und sein Bewohner wirklich noch auf der Menschenerde, Sie grünen sehen?" fragte er leise. — „Sire, der Dauphin lebt erst eine zige Zahl von Stunden — und Sie hassen ihn schon. — Die Freude des rlichen Menschen lebte in Ihren Augen kaum so viel Minuten, wie Ihre d Finger hat. — Sire, Sie nannten sich Christ!"

Ach, Oliver", klagte Ludwig, „es ist sehr schwer für den König, Christ ein. — Sieh, ich würde ihn wohl lieben, wäre er nicht bestimmt, mich zu tzen. Aber es ist der Fluch der Könige, ihre Erbsöhne zu hassen oder zu hten. Ich liebte ihn, wenn sein Leben mich nicht zum Tode verurteilte. Oliver, wenn ich nicht sterben müßte. — Und ich will ehrlich sein und s sagen, weil du alles wissen mußt: meine kurze Freude war nicht die Vaters, Bruder, sie war Blasphemie ..."

r unterbrach sich, beugte den Kopf zurück wie ein Mensch, der einem en Ton nachlauscht, und flüsterte dann:

Ich möchte wohl, daß du jetzt für mich weitersprichst, Bruder."

liver lächelte von der Innigkeit der Stimme gefangen, und horchte.

.. Freude über den Sieg dessen, was Sie meine Magie nennen", voll- te er. Der König schien erregt.

„Und dies ist nicht einmal alles, Oliver! — Nicht die ganze lästerl Hoffnung!“

Der Necker wurde blaß.

„Das wage ich nicht mehr zu sagen“, entgegnete er leise. „Das zu sa ist nicht gut, Sire!“

Doch Ludwig wandte sich um, das Blut im Kopf, mit brennenden Au die Arme reckend.

„Aber ich wage es zu sagen!“ rief er. „Die Magie, die zum Leben hilft, wird auch gegen den Tod helfen! — Du kannst die Grenze übersch ten, Bruder: du wirst mich mitnehmen!“

Oliver wich einige Schritte zurück, traurig blickend und den K senkend.

„Wir sind noch diesseits der Grenze“, flüsterte er und schien bekümm „Sire, waren Sie nicht eben noch ein armer Mensch?“

Der König nickte langsam, wie zurückgerissen in Leid, und sah nicht an.

„Ich bin es ja noch“, stöhnte er; „denn du willst mich jetzt wohl n mehr reich machen lassen. — Ich dränge ja nicht zur Grenze hin. — Wa sagtest — von Anne: gilt es noch?“

„Es gilt noch“, sprach der Necker weich und sah dem König in die Au „Und ich danke Ihnen, Herr, daß Sie nicht wieder das andere aussprac was mich auch jetzt noch und gleich schwer belastet: den anderen Na und sein Schicksal. Denn ich kämpfe wohl lieber gegen den großen Fe als daß ich ihm diene, — und Ihr Gewissen sollte es auch. — So gewäl Sie sich noch Frist für Ihre neue Frage und mir für die Antwort, Sire?“

Ludwig ging rasch auf ihn zu und küßte ihn auf die Stirn.

„Ja, Bruder“, sagte er erschüttert, „ich will jetzt nicht wissen, ob Gewissen gehorsam sein wird. Ich will jetzt nicht an den Tod denken, a nicht an den Tod für den anderen.“ —

Oliver ging zu Anne, mit zögernden Schritten, oft stehenbleibend, Blick nach innen gewandt. — Bin ich nicht schon näher an der Grenze al sann er, und kenne ich nicht schon die letzten Biegungen des Weges? D warum laufe ich nicht und reiße ihn nicht mit? Warum schleiche ich im langsamer — wie jetzt — und zwinge ihn hinter mir in den gleichen Sch und lasse das letzte Leid in aller Schwere auf uns fallen? Liebe ich den ihm den Menschen mehr als den König? Denn es ist doch Liebe, wenn den Menschen gegen den König schütze: den einen Freude und Leid achten lehre, den anderen nur das Gewissen. — Oder ist alles nur G samkeit der zerspaltenen Seele, die mich und ihn straft und den Mens mit dem König geißelt und den König mit dem Menschen? — — Grenze! Die Grenze! Sie beschließt des Menschen Glück, Leid, B Lüge! — Er will es noch haben: alles vier, — oder ich will es! Er sol noch haben. — Und dann? Der König wird die Grenze überschreiten. König ist er und ich, die Macht und die Magie. — Gut formuliert, S

ei dämonische Worte ohne den kleinsten Beiton von Lebensdemut! —
iver lachte. — Glauben Sie, Sire, es wird so leicht sein, den Menschen zu
gessen? Sire, ich verrate Ihnen mein Geheimnis, mein väterliches Erbe:
liebe die Menschen, weil sie mir weh taten und ich ihnen. Sire, das ist
Mitgift, die ich Ihnen mitbrachte! Ich bin ein humaner Teufel, und wir
rden es ohne das Menschliche schwer haben, zu leben und uns zu ge-
len. — Sire, die große Einsamkeit und der große Feind sind unmenschlich.
, Sire, werden stärker im Kampf sein und ich stärker in der — Nieder-
e... — —

Anne verlöschte allmählich. Sie schlief fast immer, war in den wachen
genblicken von seltsamer, fast beschwingter Klarheit der Gedanken, auch
nz ohne Schmerzen und ohne viel Schwermut. Sie hatte einen absonder-
en Trost gefunden: die spielerische, gewiß leise, fast auch schon wieder
ostentrückte Freude an ihrer eigenen Schönheit. Das langsam arbeitende
ft in ihrem Blut zerstörte nicht den äußeren Körper, nahm ihm nach und
h wieder das fiebrige Gelb und gab ihm die durchsichtige Farbe sehr
tten Elfenbeins. Das Gesicht vollends war von einer rätselhaften Ruhe
itte und Anmut, einem nicht mehr morbiden, sondern schon unkörper-
en Ausdruck, der vom Mund in die Linien des Leides und vom Oval
e Schärfe gelöst hatte und die Stirn unsäglich sanft und rein über den
htigen Augen wölbte. — Neben ihrem Bett standen Spiegel. Im Erker
dem Lehnstuhl stand ein kleiner Tisch mit einem Spiegel. Und der
ng vom Bett zum Erker war ihre tägliche Bewegung. Wenn sie erwachte
rachtete sie sich im Spiegel, still, aufmerksam und sehr glücklich. Sie be-
gte nicht das Gesicht; sie sah sich an wie ein Bild und versank in die
aumtiefe ihrer eigenen Augen. Dann rief sie leise den Daniel Bart oder
e ihrer Frauen, ließ sich zum Erker führen, schaute kurz und fremd in
Landschaft und suchte schon wieder ihr Spiegelbild, das unsagbar ver-
ute und beglückende, spiegelte sich zuweilen wohl auch ein kleines Lächeln
, eine kleine Traurigkeit, wurde bald müde, schlief ein und träumte von
. — Sie pflegte wenig zu reden und wenig auf die Außenwelt zu merken.
e Umgebung wußte oft nicht, ob sie die Worte höre, die man an sie
tete. Aber sie vernahm sie wohl, fand sie nur nicht zu beantworten der
he wert. Allein des Daniel Bart unbeholfener Zärtlichkeit gönnte sie
le und Erwiderung. Und wenn der Meister zu ihr kam, machte sie ihn
durch ihre Aufmerksamkeit und die Beweglichkeit und Scharfsicht Ihres
stes staunen. —

ls Oliver eintrat, schlief sie im Lehnstuhl des Erkers. Er setzte sich still
en sie auf ein Taburett und betrachtete sie. Ihr Kopf lag fast auf der
en Schulter, die sie ein wenig gehoben hatte, und der Mund, nicht ganz
hlossen, atmete in kurzen leichten, etwas hastigen Zügen. Der Wimpern-
nz der gesenkten Lider warf ein schmales, wehmütiges Schattenhalbrund
die Wangen. Das Gesicht war vollkommen ruhig und die Hände lagen
Schoß friedlich gefaltet. Doch jetzt zitterte ein Lächeln um die Lippen
sie flüsterte, ehe sie noch die Augen öffnete:

„Oliver . . ."

Der Necker beugte sich vor und küßte ihre Hand. Sie seufzte leicht wie ein Kind, das zufrieden ist, und sagte:

„Gib mir den Spiegel."

Oliver reichte ihn ihr, sie hob ihn zum Gesicht, strich mit den Fing der Linken über die Brauen und prüfte sich.

„Warum will mich der König jetzt nicht sehen?" sprach sie unerwart „ich brauche mich nicht mehr zu bemalen und möchte ihn nicht mehr e täuschen?"

Er sah ihr voll Staunen in die Augen, die unter seinem Blick die Pup veränderten, ohne ihm doch zu begegnen.

„Wie kommst du auf diesen Gedanken, Anne?" fragte er gespannt. legte die Hand auf den Spiegel, als wollte sie für die Antwort nicht du ihr Bild abgelenkt werden, schloß und öffnete die Lider und sah dann an.

„Mir ist, Oliver, als ob du den Gedanken hierher gebracht hast."

Auch ihre Stimme hatte sich verändert; sie war höher und schmächtiger worden, dem immer leise gesprochenen Worte nachklingend wie der fe Ton von Silber. Sie war zauberisch geworden, wie es ihr Lächeln gewe war. — Oder aber — und Olivers betrachtende Augen wurden weich — Lächeln war jetzt in der Stimme. Sie hatte bei ihren letzten Worten n das Gesicht bewegt, und doch waren sie lächelnd gesprochen, mit einer g verhaltenen, unendlich süßen Heiterkeit der Vibration. Und wie einst Lippenlächeln auf wunderbare Art mit dem Blick verbunden war und sacht goldenen Stäubchen in der Pupille aufleuchtete, so schien jetzt Goldflirren der Augen sich im Ton zu wiederholen und köstlich die Fa dem lauschenden Gehör zu schenken. In dem blumenhaften Mirakel i Zerfalls war es, als lösten sich die Sinne lieblich ab von ihrer Einseitigk die eigenen Sinne und die berührten fremden, und als tauschte sie sie spi risch aus, als gaukelten sie wie leichte und bunte Dinge hierhin und d hin. — Auch Oliver lächelte.

„Wenn du dies erkennst, Anne", sprach er gütig, „dann weißt du auch noch mehr."

Er brachte sein Gesicht ihr näher. Sie sah in seine Augen und auf s Stirn und wieder in seine Augen. Sie beugte den Kopf leicht zur S entblößte ein wenig die Zähne und blinzelte durch die Wimpern mit holden List des Kindes, welches zugibt, es schlafe nicht, und doch gewiß daß man es nicht schelten wird.

„Ich weiß viel! Oh, ich weiß viel!" flüsterte sie voller Geheimnis, im immer noch das Lächeln; „ich weiß, Oliver, daß nur du, nicht er, nich jetzt an den Tod denken dürfen. — Und mir sollte es am schwersten fa und sieh, Oliver, mir fällt es am leichtesten . . ."

Der Necker senkte den Kopf, plötzlich bedrängt und schwach d schwere Schläge des Herzens. Ihre Stimme flatterte ängstlich auf:

„Oliver! Oliver! Mich ansehen! — Ich meine sonst, ich bin blind! — Ich
iß sonst nichts mehr! — Und ich muß doch wissen, willst du!"
Er hob langsam, mit großer Anstrengung den Blick zu ihr auf ... — Ihre
mme wurde tonlos vor Erstaunen.
„Oliver, du weinst?" hauchte sie. „Oliver, du kannst weinen? — Oh,
ht weinen! — — Ich meine sonst, ich bin blind!"
Der Necker schluchzte wild und kurz auf, ein einziges Mal, und riß den
pf zurück. — Dann war es vorbei, und seine Augen blickten wieder klar.
„Es war wohl kein Weinen", sann Anne und schaute in den Spiegel;
enn du weißt ja, wann es zu Ende ist." — Sie nickte vertraut und eines
mlichen Glückes voll sich zu, leiser noch sprechend: „Du weißt es und ich
e es ... wo, darf ich nicht sagen. — Aber ich darf nicht daran denken."
Sie sah den Mann an. — „Wir wollen ihm den Gefallen tun, Oliver. —
d wenn der Spiegel mir so viel andere Freude noch macht, dann könnte
sie ihm doch auch geben, nicht wahr, Oliver?"
„O ja", nickte der Necker; „denn der Spiegel zeigt dir doch dein Leben."
Er redete mit so verhaltener Stimme, als fürchte er, die Worte könnten
schaden. Und sie schien auch getroffen.
„Mein Leben?" staunte sie seltsam. „Warum willst du nicht sagen: mein
d? — Oliver, ich kann mit meinem Leben nicht mir und nicht ihm eine
ude machen ..." — Sie hob in großer Besorgnis die Hand. — „Oliver,
fühle nichts mehr und ich habe vor dem lebendigen Körper Angst ...
ver, die Angst des Todes! — Oliver, ich gebe ihm meine Spiegelfreude!
er er soll sie mir nicht abkürzen, — er darf nicht mehr wollen ... Oder
t du doch geweint, Oliver?"
Der Necker strich mit der Hand über die Stirn, wie zur Entscheidung sich
mmelnd, und hob dann das entschlossene Gesicht.
„Nein", sagte er ernst und bestimmt, „er darf nicht mehr wollen!" —
ie nahm seinen Kopf zwischen die Hände, zog ihn nahe an sich heran
l betrachtete ihn.
„Jetzt ist es gut", flüsterte sie glücklich, „und seine Liebe ist doch Oliver!
Was du jetzt tun willst, ist gut. Jetzt mag es noch eine Weile dauern. —
d, Oliver, er weiß, daß du Gutes tust!"
ie ließ ihn los, und ihr Blick glitt langsam von seinem Blick, sah ins
re erst, versonnen und froh, und dann in den Spiegel. Er lehnte sich
t zurück, ganz leicht ihr mit den Fingern über Stirn und Schläfen strei-
nd. Sie schaute sich noch einige Sekunden lang mit großen, verzückten
gen an, blinzelte jetzt nur noch durch die Wimpern mit der süßen Müdig-
des Kindes und schlief dann ein. Ihr Kopf sank allmählich auf die
e Schulter, die sie zärtlich hob. Der Mund öffnete sich ein wenig, der
m war kurz und kaum hörbar. Oliver saß noch eine Weile neben ihr, alt
vergrämt. Dann stand er auf, nahm vorsichtig den Spiegel von ihrem
oß und stellte ihn auf das Tischchen zurück. Und er öffnete das Wand-
änkchen, streute reichlich Pulver von unbekanntem Magisterium auf eine

Räucherpfanne und verbrannte es auf dem Erkertischchen vor der Schlaf den. Schwerer süßer Rauch erfüllte das Zimmer mit betäubendem Duft.

Er schritt in die Kammer zu Daniel Bart.

„Die Meisterin wird sehr fest schlafen heute, Daniel. Du wirst sie einer Stunde in das Turmkabinett tragen. Dort werde ich sein, und werde dafür sorgen, daß du nicht gesehen wirst. — Doch du wirst ihr sicht für jeden Fall verhüllen, auch die Umrisse des Körpers. Es wird Beste sein, du trägst sie unter einem weiten Mantel."

Der Bart sah ihn entsetzt an.

„Herr! Herr! Was wollen Sie tun?" rief er. Oliver lächelte schwach.

„Nichts Böses, Daniel; die Meisterin sagt sogar: Gutes."

„Die Meisterin weiß es?" staunte der Geselle. Oliver nickte.

„Sie will dem König ihre Spiegelfreude geben, Daniel, nicht mehr."

„Bei unserem Herrn Jesus Christus!" entsetzte sich Bart, „was bede das!"

Der Necker umklammerte Daniels Nacken und stöhnte in sein Ohr: „Die Todesfreude!"

Oliver ging zum König. — Er sann: Warum habe ich geweint? Für i Um seiner guten Liebe willen, die von mir kommt? Wegen seines bö Körpers, den ich nicht aufkommen lassen werde? — Für mich? — Ja und Für ihn, für mich: es ist das gleiche immer! — Aber ich trage doch m als er und sie ... — Mehr? — Ich trage sie beide an die Grenze! — U doch nennen mich beide gut. Und wenn ich es auch nicht bin, so möchte es doch sein. Ich will es versuchen; denn ich bin doch viel: für ihn Mensch und für sie die Liebe. Ich fühle seit langem, daß ich stolz bin ihr Lob. Und wenn ich jetzt das Letzte für sie tue — sehr Schweres wa haftig: wird er dann nicht dem Menschen die Krone geben und diesseits Grenze bleiben — oder wie ein Mensch zu sterben bereit sein? — Wie ersparte ich ihm und — mir? —

Ludwig speiste mit den beiden Gevattern. Er sah den eintretenden Ne aufmerksam an, aber er fragte ihn nichts. — Das Gespräch drehte sich die Geburt des Dauphin und ihre politischen Folgen. Doch weder der Kö noch die beiden Räte sprachen von irgendwelchen Maßnahmen ge Guienne. Man schien zu vermeiden, das Problem zu erwähnen, und un hielt sich zumeist über die Wirkung der Nachricht auf Burgund und s Unternehmungen in Deutschland. Die wichtigste außenpolitische Aufgabe — einigte man sich —, ein Ablösen von seinen ausländischen Interessen verhüten, indem man sie immer mehr kompliziere. Nach Ansicht des Kö war dem Burgunder eine überraschende Abkehr vom Osten nicht mehr m lich; und daß ihm die Lothringer und Schweizer keine Ruhe mehr lie dafür sei gesorgt.

Der Necker schwieg zumeist. Es war dem König, der ihn beobachtete hörte er, mit anderen Dingen beschäftigt, kaum zu. In einer Gespr pause fragte er ihn:

„Hast du mir etwas zu sagen, Freund?"
Oliver sah kurz auf.
„Nein, Sire", meinte er, „ich bin nur schweigsam, weil in dem Geplauder
er den großen Karl meine Stimme entbehrt werden kann. Denn ich bin
eimütig genug zu gestehen, daß ich im Augenblick die Person des kleinen
arl für würdiger der Erörterung halte und seine Frage zu lösen für dring-
her."
Ludwig sah ihn voller Erstaunen an.
„Nun, Oliver", sagte er ein wenig unsicher, „und ich will dir gestehen,
ß ich aus Gründen, die dir nicht unbekannt sein dürften, vorhin die Ge-
ttern gebeten hatte, den Herrn Guienne aus dem Redespiel zu lassen. —
muß mich wohl ein wenig wundern, Freund!"
„Warum, Sire?" fragte der Necker mit einem guten Lächeln. „Die Freude
eses Tages soll so wenig geschmälert werden wie Ihr schönes Bedürfnis,
n harten Ernst des politischen Gesichts nicht anzuschauen. Und doch
auchen Sie zu diesem Zweck nicht den Kopf in den Sack zu stecken. — Im
genteil, Sire, heute scheint mir die beste Gelegenheit, das Problem einmal
t gnädigem Geist und ohne den tödlichen Gedanken anzurühren. Ich will
nicht sagen, daß es so gelöst werden kann, Sire; aber Sie schulden diesem
g vielleicht den Tribut des Versuches."
Ludwig sah ernst und bedrückt vor sich hin. Oliver wandte sich an die
iden Räte:
„Wir kommen vielleicht zu einem brauchbaren Vorschlag, Seigneurs",
gte er lebhaft, „wenn wir jetzt sorgfältig, gerecht und leidenschaftslos alle
litischen und diplomatischen Möglichkeiten bedenken und besprechen,
lche die durch Guienne dem Thron und dem Thronfolger drohenden Ge-
ren nach menschlichem Ermessen paralysieren könnten. Begreifen Sie gut:
r wollen nicht die bedingte Gewalt, sondern nur die unbedingte Verge-
ltigung der Person und seines Lebens aus der Beratung ausschalten."
Die Räte griffen das Thema mit Eifer auf und formulierten je nach ihrem
ralischen und beruflichen Temperament die unterschiedlichsten Aktions-
rschläge. Herr Tristan dachte mehr als Jurist, Jean de Beaune als Finan-
r. Der eine wollte die gesicherte Nachfolge des Dauphin durch das ge-
gige Gesetz erpressen, der andere durch ungeheure Bestechungen erkaufen.
r König bemerkte zu keinem der Projekte ein Wort, und sein Gesicht
lte sich nicht auf. Der Necker machte den bündigen Vorschlag, Herrn
ienne mit einem Fräulein aus dem Hause Maine zu verheiraten und ihn
f den Thron von Anjou zu setzen. Ludwig hob den Kopf.
„Anjou ist Frankreich", sagte er kalt; „dann hat das Reich ja seinen offi-
llen Gegenkönig und verliert den Vorteil, den ich mit unermeßlichen
fern errungen habe: die Nachfolge meines regierenden Hauses, wenn der
e René Anjou stirbt. Damit gefährdete ich zugleich die Krone und zer-
rte die Reichseinheit, die das Ziel meines Lebens ist."
„Dann machen Sie ihn zum König von Sizilien, Sire", schlug Jean de
aune vor. — Herr Tristan lächelte.

„Warum nicht zum König von Jerusalem?“ fragte er. „Das ist no
weiter; und der Großherr verspräche uns zudem gerne, ihm zuerst die lang
Ohren und dann den langen Hals abzuschneiden.“

Ludwig blieb ernst. Es herrschte eine Zeitlang Schweigen. — Plötzli
stand der Necker auf.

„Beurlauben Sie mich für einige Minuten, Sire“, bat er unvermittelt. D
König sah ihn erstaunt an und nickte. —

Als der Necker nach einer Viertelstunde zurückkehrte, war die Deba
wieder in vollem Gange. Die beiden Räte bewegten sich bereits in sehr abg
legenen Gebieten der politischen Hypothese, und zumal der Schatzmeis
erfand die merkwürdigsten Manöver finanzstrategischer Art, um K
Guienne zu entmachten, sogar eine groß angelegte Korruption seiner Ve
waltungsbeamten, die zusammen mit einer künstlichen Wirtschaftsnot i
zugleich aller Mittel berauben und der Gefahr einer partiellen Empöru
aussetzen sollte. Der König hatte den wieder ins Zimmer tretenden Neck
mit einem kurzen Blick der Neugierde und wohl auch etwas unruhig a
gesehen und blieb gegen alle Reden wortkarg und gleichgültig wie zuv
Allmählich erschöpfte sich die Eingebung der beiden Hofmänner, die s
durch Ludwigs Haltung entmutigt fühlten und auch von Oliver keine Unt
stützung mehr erfuhren.

„Ist eure Weisheit am Ende?“ fragte der König lächelnd und erhob si
„und möchte einer von euch beiden Guten, Jean und Tristan, im Ernst b
haupten, daß er das Arkanum gegen meines Bruders Fronde und Präte
dentenschaft gefunden und ausgesprochen habe?“

Die beiden schwiegen betreten. Der König ging zur Tür.

„Laßt euch sagen, Compères“, sprach er ernst, „es gibt keine Garan
gegen den bösen Willen des Menschen, der lebt! — Gute Nacht, Freunde!
Komm, Oliver.“ —

Sie schritten zum Turm. — Ludwig durchquerte erregt das Arbeitska
nett, streifte mit dem Blick die geschlossene Paneeltür, warf sich dann
seinen Stuhl und stützte den Kopf in die Hände.

„Wir wollten doch nicht vom Tod sprechen, Bruder!“ murmelte er. D
Necker lehnte an der Wand, nahe der beweglichen Holzverkleidung.

„Wir sprachen vom Leben, Herr!“ entgegnete er dringlich. Der Kö
schüttelte den Kopf und sah nicht auf.

„Du weißt doch, daß es nicht erhalten werden kann, Oliver!“

„Welches Leben kann erhalten werden, Herr?“

Ludwig zuckte zusammen und krümmte den Rücken. Er schlang
Finger über seinem Kopf ineinander, als wollte er die Hirnschale zusamm
halten. Er stöhnte durch die Zähne, mit maßloser Widerspenstigkeit:

„Jedes ... jedes ... jedes ...“

Plötzlich fielen seine Hände auf die Tischplatte, sein Kopf drehte
langsam dem Necker zu, seine Augen wurden groß und vor Wissen leu
tend, seine Lippen bewegten sich wie zu einer Frage — und dann wa
schon ein schönes Lächeln. Und er stand auf, nicht hastig und nicht la

, stark wie ein glücklicher Mensch. Er trat in die Mitte des Zimmers,
rsonnt von Freude, und hob den Blick zur Decke.
„Jedes, Bruder!“ rief er im Jubel, als sähe er durch die Balken hindurch,
des!“
Oliver hob den Arm gegen die Täfelung. Sein Gesicht war weiß und ein
nig verzerrt, wie wenn er Lachen oder Weinen zurückhielte, und seine
pen schienen ohne Blut.
„Versuchen Sie es, Herr“, sprach er langsam und schwer; „ich will es
h versuchen.“ —
Er schob behutsam der Paneeltür zurück und legte einen Finger an den
nd. Der König nickte und trat an ihm vorbei in die Öffnung der Wand,
hte sich hastig noch einmal um und küßte den Necker.
„Ich entbinde uns vom Tod des Bruders“, flüsterte er feierlich, „von
em Tod ... Es komme, wie es wolle!“
Oliver lächelte schmerzlich und schwieg. Ludwig stieg auf leisen Sohlen
zwanzig glückseligen Stufen der Wendeltreppe hinauf. —
Anne lag auf dem Rücken und schlief, den Mund ein wenig offen, den
pf zur Seite gewandt. Sie atmete laut und rasch. Ihr Gesicht, ihr Hals
l ihre Hände leuchteten vor Blässe. Ludwig kniete vor ihr nieder und
ichelte mit den Augen die Liegende, von der Stirn bis zu den Füßen.
berührte mit den Lippen ihre Haare und ihre Schläfe ... er drehte sich
ieftigem Erschrecken um: der Necker stand hinter ihm.
„Oliver ...“
Der hob ernst und traurig die Hand.
„Sire“, flüsterte er, „das ist kein Körper mehr, der fühlt und gefühlt
den darf. — Wissen Sie es?“
„Sie lebt doch noch, Oliver ...“
„Sie lebt nur noch für die Augen, für unsere und für ihre Augen. —
e, besitzen Sie den Grad der Güte, dieses Leben zu erhalten?“
Der König senkte den Kopf immer tiefer und barg jetzt die Stirn in den
ellen Fellen des Lagers.
„Ja, Oliver, ich werde ihren Schlaf nicht anrühren und nicht ihr Wachen.
Ich will nicht mehr töten, Bruder ...“
Der Necker bat erschüttert und vor Erregung bebend: „Sehen Sie mich
Sire.“
Ludwig hob mit großer Anstrengung den Kopf.
„Sie weinen, Sire. — Haben Sie jemals geweint? — Sie sind ein guter
nsch jetzt ...“
Er kniete neben dem König und küßte seine Hand.
„Ich bin ein alter Mann“, sagte Ludwig, „und das ist gut so, scheint mir.“
Er umklammerte plötzlich Olivers Arm.
„Der König will nicht mehr töten!“ stöhnte er gequält. Der Necker
elte seltsam.
„Der Mensch will nicht mehr töten, Sire, und ich gehöre dem Menschen
dem König ...“

Ludwig nahm Olivers Kopf zwischen die Hände und suchte in sei
Augen lange Zeit.

„Wir kennen uns nicht zutiefst, Bruder", flüsterte er endlich, „und das
gut so. — Gott wäre sonst unnütz."

Sie schwiegen. Anne rührte sich im Schlaf und lächelte ihr Spiegelb
an. Dann wurde sie wieder ernst, schon traurig, gar gequält von schwe
Gesichten. Ihre Brust hob und senkte sich schnell. Ihre Arme streckten s
in Abwehr.

„Hast du doch geweint, Oliver ..." lallte sie mit silbern verschwingen
Stimme. Ludwig hob das ernste Gesicht.

„Warum hattest du geweint, Oliver?" fragte er traurig. Der Necker
ihn an.

„Für Sie, Sire. — Denn ich wußte nicht, daß Sie weinen konnten."

„Ich wußte es selber nicht, Oliver ..."

„Gib mir den Spiegel ..." hauchte die Träumende und sah dann wie
ihr Glück. Das Gesicht war aus unirdischer Heiterkeit geformt und lächel
ohne sich zu bewegen. Dem hingerissenen König schien, als sei das Läch
die Farbe ihrer Haut.

„Laß mich jetzt mit meinen Augen allein, Oliver", bat er leise.

Zu den Tauffeierlichkeiten in der Residenz der Königin erschien a
Karl Guienne. Die Ereignisse des letzten Jahres, in dem der König
unfaßlicher Energie und ungewöhnlichem Glück die Liga zertrümme
hatte die seelische und körperliche Konstitution des Herzogs auf bede
liche Weise zerrüttet und den klugen Urfé gezwungen, trotz der Gefährl
keit jeden Schrittes das Bündnis mit der Bretagne und Burgund zu erneu
um dem jungen Fürsten wieder Lebensmut zu geben. Die Schwangersch
der Königin und die Geburt des Dauphin rief in den Oppositionslänc
eine starke Erregung hervor und belebte den Gedanken an die Gegenw
in einer Weise, daß Urfé an eine nicht allzu ferne Aktionsmöglich
glaubte und darum als erfahrener Politiker dem König die loyalste und
ruhigendste Miene zeigte. So durfte Herr Karl keinen Augenblick zög
der Einladung des Bruders zu folgen und den Thronfolger mit der geb
renden Freude zu begrüßen. Und da ein persönlicher Ehrgeiz, der nier
groß war, durch die Angst vor dem gewaltigen Bruder und durch die
vösen Krisen der letzten Zeit kaum mehr bestand und er unglück
genug in seinem fatalen Beruf war, der Hauptfaktor der frondieren
Politik zu sein, so fiel es ihm nicht einmal schwer, seine Prätendentengef
zu verbergen und resigniert zu scheinen.

Er fand den König voll einer abgeklärten und gütigen Ruhe, die ihn
auch den schärfer blickenden Urfé sehr verschieden von seiner gewöhnli
Vieldeutigkeit und dialektischen Tücke dünkte. Seine Worte und s
Haltung dem Bruder gegenüber waren in unerwartetem Maße von je
politischen Zweck entfernt, gewiß auch frei von jedem intriganten
danken. Die kluge Carlotta, die Herrn Karl mit einem barmherzigen

pfing und die beiden aufmerksam beobachtete, von ihrer eigenen tragi-
en Stellung zwischen den Zusammenhängen tief bewegt, fragte den Seig-
r Le Mauvais, den sie wie einen Freund begrüßte und dessen Gesellschaft
gerne suchte:
„Gibt es wahrhaftig einen solchen Grad der königlichen Heuchelei?"
„Nein, Madame", entgegnete Oliver ernst, „das gibt es nicht. Der König
eine Güte gewonnen, die er noch nicht kannte und die ihm Freude macht."
Carlotta richtete sich im Sessel auf, und die Überraschung machte ihr Ge-
t schön:
„So spricht dort der König mit keinem Todgeweihten?"
„Doch, hohe Frau", sagte der Necker leise. Die Fürstin senkte bekümmert den Kopf.
„Wie soll ich Sie verstehen, Messire? Wie soll ich an seine Güte glauben,
nn er doch töten will?"
Oliver betrachtete ihre kahle Stirn.
„Der König muß töten", flüsterte er; „aber jener alte Mann dort ist in
ahrheit ein gütiger Mensch und denkt nicht an den Brudermord. Ludwig
iß nicht, daß er mit einem Verurteilten spricht."
Carlotta hob den entsetzten Blick zu ihm.
„Und wer weiß es, Messire?" fragte sie mit bebenden Lippen. Des
ckers Augen waren traurig.
„Sie gnädigste Frau, und — ich." —
Carlottas Hände flatterten wie aufgescheuchte Vögel von der Seitenlehne;
h dann falteten sie sich.
„Der Herr sei Ihrer großen Seele gnädig und verzeihe Ihnen und belohne
, Messire", sprach sie fromm. Oliver lächelte voll Leid und schwieg. Die
rstin blickte ihn sinnend und suchend an.
„Wie lange bleibt er ein guter Mensch?" fragte sie plötzlich.
„So lange er ein liebender Mensch ist und rein."
„Anne ..." hauchte Carlotta mit blassen Lippen und hob die Schultern.
iver schloß die Augen, als schmerzte der Name auch ihn.
„So lange die Kranke noch lebt", murmelte er.
„Und wie lange lebt sie noch?"
Der Necker strich sich über die Stirn und sah über die Fragende hinweg
Leere.
„Das ist der göttliche Sinn des Kreises", antwortete er seltsam: „So lange
gut ist."
Die Königin sah sich mit raschem Blick um, beugte sich schnell vor und
ührte die hängende Hand des vor ihr Stehenden und etwas zur Seite
wandten mit ihren Lippen. — Oliver zuckte ein wenig zusammen; aber
beschämte sie durch kein äußeres Zeichen des Erstaunens oder des
lzes. — —
Es geschah zuweilen, daß der König den Necker ein wenig beunruhigt
d unsicher ansah, zumal wenn Oliver mit Karl Guienne sprach. Aber
fragte ihn niemals, noch gestand er je den Gedanken eines Verdachtes

oder ein ahnendes Gefühl. Oliver, der hin und wieder diesen Blick auffi
begegnete ihm mit dem freien und klaren Gesicht des Menschen, der nic
zu verbergen hat. Und Ludwig senkte dann den Kopf. — Während
Abschiedsbanketts, das zu Ehren der Gäste gegeben wurde, bediente
Necker als Mundschenk den König und Herrn Guienne. Ludwig sch
während des ganzen Abends von einer heimlichen Erregung nicht frei
kommen; er war schweigsamer und abgekehrter, als es bei feierlichen
legenheiten seine Art war; sein Mund zeigte einen gespannten und
verquälten Zug und seine Augen ruhten oft und lange auf dem gutgela
ten Bruder, den die Freundlichkeit des Souveräns und der zutunliche V
lauf seines Aufenthaltes ehrlich hatte alle Politik vergessen lassen. Plötzl
hob Ludwig unter der Gewalt eines schlimmen Gedankens den Kopf: er
den Necker hinter dem Bruder stehen und mit verdunkelten Augen
Karls Genick starren. Guienne hob den Pokal, den der Mundschenk el
gefüllt hatte. Den König würgte ein jähes Entsetzen. Er streckte mit si
loser Bewegung die Hand aus.

„Auf Ihr Wohl, Sire", sagte Herr Karl, der die Geste nicht begriff.

„Halt!" keuchte der König — und zwang sich schon zu einem Läche
das Trinkgefäß des Bruders ergreifend und ihm seinen Pokal zuschiebe
— „halt, Herr Bruder, tauschen wir die Becher und trinken wir jeder
dem des anderen auf eine gute Zukunft!"

Guienne lächelte geschmeichelt und trank aus Ludwigs goldenem Hump
Der König umklammerte den fremden Becher und sah den Necker dur
dringend an. Oliver antwortete mit einem ruhigen, ein wenig verwunder
Blick. Ludwig wurde rot und trank. — Er strich sich versonnen über
Stirn.

„Behalten Sie meinen Pokal, Herr Bruder", sprach er gütig, „ich will
Ihren gut verwahren. Er soll mich an die Stunde erinnern, in der ich
ein Bruder dachte. — Hören Sie, Karl, daß ich dieses Mal andere Wo
spreche als sonst?"

„Sie waren stets zu mir wie ein Bruder", sagte Guienne beklommen u
blickte Herrn d'Urfé an. Ludwig zog schmerzlich die Brauen hoch.

„O nein, Karl", sprach er leise, „ich war es nie und du warst es a
nie. — Es kommen im Menschen und zumal im alten Menschen Augenblic
in denen man nur das Gute begreift und das Böse nicht faßt und vergi
Ich möchte glauben, daß ich in solcher großen Sekunde lebe. Ich möc
glauben, daß ich wie ein Bruder sein kann. — Es liegt jetzt nur an dir, Ka
nur an dir, unserem Haus und dem Reich den inneren Frieden zu geben.
Gib Frieden, mein Bruder!"

Er fühlte Olivers Blick und hob den Kopf: er staunte über die Größe
Mitleids, das er in Olivers Augen las. — Warum beklagst du mich? fra
sein trauriges Lächeln hinüber. — Der Necker wandte sich ab.

Herr Karl wand sich in arger Pein; alle Schleusen des Mißtrauens u
der Angst öffneten sich in ihm. — Will er mich jetzt noch fangen? quä

das Hirn; rückt er jetzt noch und auf solche unheimliche Art mit seinen
ktiken heran? was will er, und wie kann ich mich retten? —
Ich war stets Ihr loyaler Bruder, Sire", sprach er stockend, „und ich
de es bleiben. — Aber..."
Auch Herr d'Urfé bewegte sich voller Unruhe auf seinem Platz.
Monseigneur wird sich aus den Gründen seiner politischen Position die
gabe seiner Prätendentenrechte noch überlegen müssen", sagte er ver-
en, „aber er verspricht Ihnen, Sire, jede mögliche Garantie loyal zu
lenken."
Der König wurde sehr blaß und preßte die Lippen zusammen. Er be-
htete stumm und voll Verachtung den einen und den anderen. Er hob
n wieder den Blick zu Oliver und sah seine barmherzigen Augen. Aber
sah nicht mehr, so sehr er in ihnen suchte. Er fand auch in sich keinen
eren Gedanken, keine Härte, nicht das Aufglimmen der politischen Re-
ssalie. Nur Müdigkeit empfand er und Kummer und den Wunsch, nicht
das Vergangene und nicht an das Zukünftige zu rühren. Er lenkte das
spräch ab, redete und hörte Gleichgültiges. Er sah auch nicht mehr zu
n Mundschrenk auf. Doch sein Gefühl, das sich von neuem an den Necker
anschlich und seine Hantierung belauerte, trieb wieder das Herz zu
hen Schlägen an. Er prüfte das graue Gesicht des Bruders.
Wie fühlen Sie sich?" fragte er plötzlich mit leiser Stimme.
Ich fühle mich wohl, Sire."
Etwa acht Tage nach der Rückkehr in seine Residenz La Rochelle klagte
er Karl über ungewöhnliche Schwere in den Gliedern und über stechende
merzen in der Herzgrube. Bald darauf verfiel er in einen seltsamen
ierschlaf. Achtundvierzig Stunden später trat der Tod durch Lähmung
Herzens ein, ohne daß es den Ärzten geglückt war, den Herzog auch nur
Sekunden ins Bewußtsein zurückzurufen. Die Obduktion der Leiche
tfertigte nicht des Herrn d'Urfé Verdacht, daß Guienne vergiftet wor-
sei: man fand keine Spur eines der damaligen Heilkunde bekannten
zikums noch eine der typischen Entzündungen in irgendeinem Organ. —
Als der König die Todesursache hörte, blieb er absonderlich ruhig und
sofort die notwendigen Befehle für den Einmarsch in die Guienne und
die Behandlung des Herzogtums als erledigtes Krongut. Der Necker
te kein Schwanken seiner Stimme und erkannte nicht den geringsten
ndel in seiner Haltung; vielleicht nur ein wenig fahler dünkte ihn die
be des Gesichts und die Backen noch schlaffer. Doch die Arbeit des Hirns
ter der blassen Stirn schien dem Beobachtenden im gefährlichen Gegen-
zu der äußeren Gemessenheit. Während des Tages sprach Ludwig zu
nichts von seinen drängenden Gedanken, nichts anderes von Karls Tod,
es die politischen Folgen und die Erwägungen der Regierungsgeschäfte
von ungefähr mit sich brachten. Am Abend, mit ihm allein im Arbeits-
mer des Turms, rang er schweigsam lange Zeit mit den Gefühlen, die
bewegten. Oliver störte ihn nicht.

„Ob es gut war", formte der König leise und mit Anstrengung dann Frage, „ob es gut war, daß sich das Gewissen von mir trennte?"

Der Necker antwortete nicht — Als er den Apfel, der das geheimnis tötende Präparat aus esoterischen Pflanzengiften und Alkaloiden enth auf Karls Teller gelegt und gesehen hatte, wie die Frucht gegessen wu erstarrten die Gedanken und Empfindungen, die er eben noch dachte empfand — Liebe, Mitleid und Opfer für den König — in einer körperlich schmerzenden Kälte, in einer Vereisung der Seele. Es war r Schuldgefühl oder Reue, es war das Grauen der Einsamkeit, weil er jenem Augenblick wußte, daß er die Grenze überschritten hatte, und da allein war, ohne den König, — nein, daß er allein König war, ohne Lud den Menschen. Er sehnte sich nach dem anderen und nach dem, was er von sich gegeben hatte; aber er verbot sich, seine Sehnsucht zu zeigen, Ludwig nicht mitschuldig zu machen und aus seinem menschlichen Glück reißen. — Jetzt schwieg er, fürchtend, schwach zu werden und den and zu sich zu winken.

„Ob es gut ist?" wiederholte Ludwig. — „Bin ich denn ohne Schuld?"

„Sie sind ohne Schuld, Sire", sagte Oliver rasch und dringend. Der K schüttelte langsam den Kopf.

„Will ich es denn sein, Bruder? — Sieh, ich weiß es nicht. — Und ich nicht dankbar sein?"

Der Necker entgegnete nichts; aber er fühlte sein Herz schneller schla

„Muß ich nicht dankbar sein?" fragte der König wieder mit sonderb Hartnäckigkeit. — „Glaubst du, daß ich es sein werde?"

„Ja", entgegnete Oliver leise. Ludwig sah ihn an; seine Augen waren Abgründe.

„Kennst du mich denn besser, als ich dich gekannt habe?" flüsterte er „Bruder, ich wußte wahrhaftig nicht, wie weit du für mich gingest. Glaubst du, daß ich so weit gehen kann? — Kennst du mich zutiefst, Brud

„Nein", sagte Oliver gepreßt, „und es wäre gut, wenn Sie nicht bi mir kommen wollten . . ."

Ludwig stand auf und ging zu ihm hin.

„Ist dieser Weg so weit?" lächelte er, „und glaubst du, daß ich nicht dir finde? — Willst du allein sein, Oliver?"

Der Necker senkte den Kopf und wagte nicht zu antworten. — Lud sagte freundlich und ohne Übergang gute Nacht, schob die Paneeltür zu und stieg zur Kranken hinauf, die seit der Geburt des Dauphin in oberen Zimmer wohnte. — —

In dieser Nacht gegen drei Uhr fuhr Oliver aus dem Schlaf, von e Hand angerührt. Der König stand vor ihm. Die Wachsfackel bebt seiner Hand und der Körper schlotterte unter dem Schlafmantel, als ob fror. Doch die Stirn glänzte von Schweiß. — Oliver — nicht gewiß, ob schwere Traum eben nicht noch dauere — schloß vor Entsetzen wieder Augen.

„Komm!" sagte Ludwig mit ganz fremder Stimme. Der Necker sprang

d rieb sich die Augen. Er erkannte in dem Flackerlicht nicht mehr des önigs Gesicht: ein graues, von unruhigen Schatten hin und her gezerrtes reisengesicht — ungeheure Augenhöhlen ohne den Glanz des Blickes — ein ches Leiden um den Mund und im Zittern der Wangen, daß Olivers Frage ht mehr Wort wurde.

„Komm schnell, Bruder!" drängte Ludwig. Der Necker warf sich einen lzrock über und stürmte voraus, durch die Zimmer und Gänge zum Turm, rch die offene Paneeltür die Wendeltreppe hoch. — Das Lager war zer-ihlt. Anne lag mit bläulichem Antlitz und ohne Besinnung auf den Fellen. iver beugte sich über sie und sah, daß sie unter den seidenen Decken nackt ır. Er stöhnte auf und hob die geballten Fäuste. — Der König stand in r Tür, mit seinem zerrissenen Gesicht und den erloschenen Augen, alt, kenntlich.

„Ja", sagte er mühsam und hob demütig die Arme. — „Hast du den Mut, ch zu töten? — Du hast ihn nicht, Bruder . . ."

Oliver sah ihn mit einem dunklen, klagenden Blick an und antwortete ht. Er wandte sich der Kranken zu, entblößte ihre Brust und behorchte sie. r Atem ging schwer, die Herzstöße erschütterten die ganze Brustwand, Halsvenen pulsierten rasend. Der Necker beruhigte sie mit magnetischen ichen über Stirn, Schläfen, Wangen und die Schlagadern. Er hob sacht ihre der, legte sein Gesicht fast auf das ihre und drängte seinen Blick in ihre gen. — Ihr Herz schlug schwächer, Oliver richtete sich auf; sie erwachte. wandte schwach den Kopf nach rechts und nach links und sah dann den cker an.

„Oliver", hauchte sie und versuchte zu lächeln.

Sie drehte den Kopf dem König zu und betrachtete ihn ernst, anklagend. „Oliver . . ." nannte sie auch ihn.

Und sie wies mit schwankem Finger auf den Necker wie auf ein gutes spiel. Ludwig nickte gehorsam, stumm und die Lippen verzerrend. Oliver te den Kopf in den Arm gelegt und erstickte sein Stöhnen.

Anne schlug die Augen auf, wurde jetzt wie von einer Überraschung sanft egt, hob schwach die Hand und zeigte zum Deckenspiegel.

„Welche Freude, Oliver!" flüsterte sie beglückt, „welche Freude kommt zu r, Oliver . . ."

Augen, Gesicht und Ton lächelten. Und als sie so einschlief, lächelte ihre ut. — Der Necker hob den Kopf und betrachtete die Frau und dann den nig. Ludwig ertrug seinen Blick.

„Dieser Dank ist schon jenseits des Menschlichen, Sire", sprach Oliver gsam; „aber ich habe ihn vielleicht verdient."

Ludwig kam zaghaft näher.

„Konntest du denn allein sein, Bruder?" fragte er sanft. „Und weiß ich n ohne dich, was gut ist? Was nützt es mir und dir, wenn ich nur weiß, du der Bessere bist, und ich dich nicht habe? — Der Weg zu dir war t so weit, Oliver, — und dann Bruder: du riefst nach mir — — und ich te doch die Anne!"

Der Necker ergriff überwältigt die Hände des Königs.

„Das ist die Grenze, Herr! — Das mußte so sein: ob es Liebe oder H war oder Strafe oder Opfer. Es w a r, Herr, und wir haben es nicht n zu erleiden und zu ergründen. — Jetzt werden wir nichts anderes n haben als uns — und dann . . .“

„Oliver! Oliver!“ lispelte die Träumende ganz schwach und voll doch Heiterkeit, „was geht mich der König an . . .“

Der Necker und Ludwig schraken zusammen.

„Wer ist für sie der König?“ fragte Ludwig gequält. — „Ich? Im nur ich?“

Oliver schüttelte den Kopf:

„Nein“, sagte er gütig, — „die Lieblosigkeit . . .“

Er horchte auf ihrer Brust: das Herz schlug kaum mehr hörbar.

„Ihr Ende ist leicht und schön“, flüsterte er und sah den König an. „Warum fürchten Sie den Tod, Sire?“

Ludwig fuhr auf, die Arme in Abwehr und Angst ausstreckend:

„Was geht dieser Tod den König an!“ stieß er hervor. „Und wa sprichst du dies? Warum hilfst du mir nicht gegen ihn?“

Oliver ließ Annes Handgelenk los.

„Ich werde Ihnen helfen, Sire; aber welches Leben kann erhalten werd

„Das Leben des Königs!“ — —

Über Annes Antlitz ging Verzückung auf wie eines Mondes süßes L Ihre Kinderhand zeigte wieder in die Höhe. Die Lippen bewegten sich, sie formten kein Wort mehr. Jetzt öffneten sich für eine Sekunde die L und enthüllten entrückte, selige, goldflirrende Augen; aber sie erkan nichts Irdisches mehr. Aus dem Mund doch, der ein wenig offen war, schw sich ein feiner, hoher, ganz kurzer Ton, silbern wie von einer angeri ten Saite.

„Was ist das?“ fragte Ludwig ganz leise und lauschte.

„Die Todesfreude“, sagte Oliver, der lächelte. — — —

Gegen Morgen stand das Herz der Anne still.

III. Buch

Erstes Kapitel

DIE TIERE

DIE Jahre jenseits der Grenze wurden für die beiden Einsamen im härter, kälter, strenger, als trügen sie sie aus dem Bereich der Sonne. Jahre rollten immer schneller, als sei es die Sonne über der Erde und Blut der Irdischen, die den Ablauf der Zeit gemächlich macht und den mit der Wärme des Daseins und dem Hemmschuh des eben Vergang beschwert und verlangsamt. Da der König, der Vergangenheit gewalt

n entfremdend und selbst der Erinnerung auf merkwürdige Weise feind, s Alter nicht wie ein Geschenk empfing und bedacht genoß und da der ecker ihm die Treue hielt und nicht mehr von dem sprach, was war, auch ht mehr von der Endlichkeit des Menschen, zählten sie die Jahre nicht der Dauer des eigenen Lebens, sondern mißachteten sie sie mit der Hoffart n Unsterblichen. Und doch war Ludwig weiß geworden und Oliver grau; s Alter und die Unerbittlichkeit des herrschenden Berufs hatten den König sgedörrt wie einen Felsgipfel, aus seinem Gesicht das Schlaffe, das Ge-nsene, das Sinnliche gegerbt und es mager gemacht, die Haut mit Runzeln rissen und aus den Lippen die Wülste gelaugt. Olivers hageres Antlitz lt der Zeit stand wie ein spröder Stein: es war knochig und zerklüftet ich früher, nur grauer noch und durchfurchter von Falten. — Der König r dem Necker ähnlich geworden, nicht Oliver dem Ludwig. Sie glichen sich zt wie zwei Brüder; nur ihre Augen, die gleich schön waren, zeigten nicht hr denselben Ausdruck: die Augen des Königs wechselten nicht mehr von Kälte zur Güte und schienen heller geworden, oft auch schon trüb; Olivers nz verdunkelter Blick blieb immer traurig, — in der Ruhe, in der Arbeit, der Brutalität.

Mit dem Willen, den Tod nicht einzulassen, war Ludwigs Menschenhaß d Mißtrauen ins Maßlose gestiegen. Es kam so weit, daß er es nicht mehr ragen konnte, von seinem Schloß aus die Menschenhäuser der Stadt zu en. Er zog mit Oliver, den Gevattern, der Schottengarde und den not-ndigsten Hofchargen in die einsame und ganz unzugängliche Feste Plessis Tours und sicherte sie mit der Wut des Verfolgungswahnes durch furcht-re Verteidigungsanlagen und durch die schärfsten Zutrittsverbote, deren chtbefolgung mit dem Tod bestraft wurde, wenn nicht schon die Unvor-tigen und des Weges Unkundigen den zahllosen Wolfsgruben, Fußangeln d Selbstschüssen zum Opfer fielen. Von dort aus lenkte er mit Oliver das ich, scharfäugig und mit harter Hand; und es kümmerte ihn das Stöhnen eingespannten und geduckten Volkes wenig, noch erstaunte ihn je der oische Gehorsam. Er lenkte es gut und sicher und mit einer solchen Kennt-jeder politischen Entwicklung, daß das Land — zugleich bewundernd d entsetzt — den Hellsinn ihres unsichtbaren Königs als ein Geschenk ner Verbindung mit dem Antichrist ansah und ihm heimlich den Namen , der seinem rätselhaften Ratgeber und Einflüsterer gehörte. Es war, als die beiden Dämonen auf ihrem menschenfernen Felsblock das europäische icksal schufen; die Geschehnisse verwunderten sie nicht mehr, weil sie die wegungen formten und die Resultate erwarteten wie sichere Chymisten. Frucht der Arbeit langer Jahre war reif geworden: Karl Burgund, auf Höhe seiner Macht und bedenklich schon dem Valois das alliierte Mai-d und den Erblasser Anjou entfremdend, klirrte endlich in die lange be-e Falle, von der Franche-Comté ins Waadtland, wurde von den Eid-ossen mit zwei mächtigen Hieben tödlich erschüttert und dann von allen inen Kläffern angefallen, die auf Ludwigs Pfiff hörten. Als er den hringer, der sich in Nancy festbiß, abschütteln wollte, wurde er zu gleicher

Zeit von Campobasso verraten und von einer ungleich überlegenen Entsa armee überfallen; ein wilder Menschenhaufen überrannte ihn und zerstamp ihn, ohne ihn in der Verwirrung zu erkennen: der Kriegsgott war eine arm nackte, zerfetzte Leiche unter tausend anderen. —

Der König hatte im Reich eine ständige Post errichtet, die vor allem sein persönlichen Kurierdienst zur Verfügung zu stehen hatte. So kam die Na richt von Karls Fall schon wenige Tage später nach Plessis. Der Ned schenkte dem Boten einen Beutel mit Dukaten und ging zum König, der s in der mächtigen Bibliothek aufzuhalten pflegte, wenn er nicht bei sein Tieren war. Er fand ihn über einem kostbaren Vulgatadruck, den auf s Geheiß Meister Ulrich Gerings Pariser Offizin für ihn verfertigt hatte. schätzte die neue und seltsame Buchdruckkunst, die aus dem seltsam Deutschland kam; er begriff auch sofort ihre ungeheure Bedeutung und ha dafür gesorgt, daß die Sorbonne dem deutschen Meister eine Werkst einräumte.)

Ludwig sah auf und fragte sofort:

„Nachricht aus Lothringen?"

„Burgund ist tot", sagte der Necker mit nüchterner Stimme.

„Tot", wiederholte der König leise und lehnte sich zurück, — „getö willst du sagen, gefallen. — Mein Larron ist auch tot; aber er ist gestorb er muß sich überfressen haben." —

Larron war ein Kranich. Er war der klügste und gesprächigste unter sei Brüdern und zugleich der strenge, aber niemals bösartige Aufseher in d geräumigen Vogelhaus des Tierparkes, den Ludwig hinter dem Schloß richtet hatte und mit ungewöhnlicher Freude unterhielt. Ludwig hatte Ti von jeher geliebt, zumal Vögel und Hunde, und bereits in Amboise Käfige und Zwinger stets gefüllt und gepflegt. Als er die Grenze überschr nahm sein Menschenhaß die Tierliebe mit wie einen notwendigen Ausgle Alle Gefühlsreste sammelten sich in der Freude an Vögeln, Hunden Pferden. Die seelischen Reaktionen der ersten Zeit und des Neckers M freude verstärkten die beschauliche Neigung zum tätigen Bedürfnis, zur rei Freundschaft für die animalischen Wesen. Er war gut zu ihnen, wie er zu Menschen gewesen war — es sei denn zu Anne und zu Oliver; er erh sich bei ihnen von der unausgesetzten Anspannung und abschürfenden H des politischen Geschäftes, er gab jeder zwitschernden, bellenden, wiehern Kreatur einen Namen und fütterte sie, fast dankbar für ihr Zutrauen das Geschenk ihrer täglichen hungrigen blankäugigen Erwartung. Er h für die Vögel ein lichtfrohes und luftreiches Glashaus bauen lassen, über der Kranich Larron herrschte. Es war in zwei Hälften geteilt; in der ei nur zur Nachtzeit verschlossen, lebten die großen und gezähmten Vö Ludwigs besondere Freunde: gemeine Kraniche, Jungfernkraniche, Kron kraniche, anmutig auf den Stelzbeinen den kräftigen, schlanken Leib, schmächtigen langen Hals und das langschnäblige Köpfchen tragend, gleich klug und närrisch, würdig sinnend und in tollen Sprüngen tanz Menschenworte und wilde Wanderrufe kreischend; Steinkäuze mit schwe

ben Augen, ungebärdige Uhus, lichtscheue Nachtkäuze mit dem tiefen
aun der Augen, grimassierende Schleiereulen, zutunlich und zu Späßen auf-
egt; freundliche, geschwätzige, braunäugige Stare. In der anderen Hälfte
Glashauses waren die Singvögel: Lerchen, Drosseln, Meisen, Edelfinken,
chstelzen und Ammern. Als Ludwig einen seltenen Ortolan-König von
ndervollem Schwarz und Gelb der Färbung bekam, hatte er ihn Anne
auft. Oliver schrak zusammen, wie er ihn den Namen das erstemal
en hörte.

„Ist der Vogel nicht schön und selten genug?" hatte der König, seine Be-
gung bemerkend, gleichmütigen Tones gefragt? —

Die Hunde liefen während des Tages frei im Park, im Schloß, in den
fen umher: Windhunde aus Persien, Italien, Schottland, deutsche, dänische,
lische, korsische Doggen, spanische Dachshunde, englische Jagdhunde; ihr
ürchteter und bedingungslos respektierter Aufseher war eine prachtvolle
etdogge von riesenhaftem Wuchs, ein Geschenk des Großherrn an den
nig; sie hieß Tristan. Ohne sie lief Ludwig die tägliche Gefahr, zur Zeit
Fütterung durch die anbellende, andrängende, zuschnappende Dankbar-
leiblichen Schaden zu erleiden. Sie gehorchte nur dem König und dem
ker und besaß das Privileg, im Schloß zu schlafen, vor der Tür zum
lafzimmer Ludwigs.

Die Pferde hatten weite, umzäunte Weideflächen, neue Stallungen und
robtes Bedienungspersonal innerhalb des Wildparks. Die edle Anmut,
tische Kraft und sanften Augen der kostbaren Araber, Berber, Turko-
nen und Perser entzückten den König jeden Tag von neuem. Eine wunder-
e, schlanke, milchfarbene Nedschd-Stute mit Märchenaugen, federnden
eln, Seidenmähne und einem Hals von frauenhafter Feinheit der Kurve,
sie im schnellen Traben wie den eines Hirsches aufbog, hieß Anne.

„Warum das?" hatte Oliver mit leisem Unwillen und den Kopf leicht
ttelnd gefragt. „Warum ein zweites Mal? — Ist es nicht genug mit der
mer?"

„Nein, Freund", antwortete Ludwig ruhig und bestimmt, „mein Ortolan-
ig ist ihre Singeseele; meine Nedschd aber ist vom Stamme der fünf
en, die der Prophet liebte, und hat das Grauwunder ihrer Augen. —
Pferd heißt Anne." —

uch europäische Pferde hielt er: edle Pferde aus Limousin, Navarra und
ados, aus Cleveland und Yorkshire, Neapel, Dänemark und Andalusien;
ere Gäule aus Percheron und Flandern. Sie alle trugen die Namen
wundener Feinde: Edward, Juan Aragon, Armagnac, Nemours, Saint-
Franz von der Bretagne, Philipp von Savoyen und wie sie alle hießen.
der Hartnäckigkeit des Monomanen nannte der König sie nach den
en Namen der Grabsteine, die seinen Weg flankierten.

„Warum das?" hatte Oliver in der ersten Zeit staunend gefragt. Ludwig
n mit der Antwort zu zögern, wie ein Mensch, der mißverstanden zu
len fürchtet.

„Um die Menschen zu vergessen", sagte er dann langsam und nickte kräftigend, als er Olivers Skepsis sah; — „ja, Freund, um das Schlimm das sie mir taten und ich ihnen, mit ganz anderen Begriffen und Zusamme hängen zu ersetzen." — Er flüsterte jetzt, die Brauen zusammenziehend. „Es könnten für mich einmal Augenblicke der Schwäche und des entblöß Herzens kommen, in denen das Gift der menschlichen Namen gefährlich mein Leben dränge: dann, Oliver, werden meine guten Tiere, also a gerufen, gegen die Menschenschemen kämpfen und sie mit der Kraft größeren Nähe und der Körperlichkeit überwinden, — ja, Oliver, mit christlichen Kraft, die das Gute stärker macht als das Böse."

Der Necker hatte betroffen geschwiegen und in leichtem Schauder Schultern gehoben; doch er schien den König begriffen zu haben und fra auch niemals, warum kein Tier den Namen des Bruders Karl trug. — —

Als Ludwig den Kranich Larron eigenhändig in dem kleinen Friedhof, von ihm für seine Tiere in einem zypressenumwachsenen Platz des Wi parkes errichtet war, begraben und einen ungewöhnlich schönen Dongo Rappen, welcher Sforza hieß, in Karolus Audax umgetauft hatte, führte das große politische Programm durch, das sich auf den Tod Burgunds a baute und von ihm und dem Necker schon seit langem bis in die kleins Einzelheiten vorbereitet war. Das gesamte Sommegebiet, das Artois, Hennegau und alle ehemaligen Länder und Städte des Konnetabels wur sofort besetzt, fast ohne Widerstand. In wenigen Wochen war der Kö Herr der meisten französisch sprechenden Teile Großburgunds. Anjou sch in Eile den endgültigen Erbvertrag ab. Vom Mittelmeer und den Pyren bis zum Pas de Calais und Flandern herrschte Ludwigs Zepter. Die Einh des Reiches war begründet. — Doch der König gab sich noch nicht zufrie Er gestand dem Necker neue gewaltige Pläne: die Verheiratung des ne jährigen Dauphin mit der zwanzigjährigen Maria von Burgund und Verschmelzung des ganzen karolinischen Reiches von Holland bis Savo mit Frankreich. Oliver schüttelte den Kopf.

„Das wird nicht gelingen, Sire; das schafft Ihnen einen gewaltigeren Fe als es Burgund war: den Kaiser."

Der alte König sah in die Leere, in die Zukunft.

„Zu dieser Auseinandersetzung wird es kommen, Bruder", sprach er ld sam, „und sie wird länger währen als ein Halbjahrtausend. Ich habe zusorgen . . ."

Er schwieg eine Weile, sah plötzlich dem Necker in die Augen und s leise:

„Oliver, geh nach Gent, sprich mit der Maria, die dort residiert, und br mir die Stadtschlüssel, wenn du bei dem Mädchen und seinen Ratgebern t Ohren findest."

Des Neckers Gesicht zeigte eine solche Überraschung, fast schon Zwe ob er recht verstanden habe, daß Ludwig lächelte.

„Ja, geh nach Gent, Oliver", wiederholte er, „und sei je nach Geleger der Gesandte Frankreichs und der Necker aus Thielt."

Oliver schüttelte bedenklich den Kopf.
„Die Genter haben den Teufel im Leib, Sire."
„Gewiß", sagte Ludwig mit flüchtiger Heiterkeit, „deshalb bist du der gene Mann für sie."
„Sire", sprach Oliver sehr ernst, „in Gent ist die Legende von meinem d durch Péronne zerstört und hat sich seither — wie leider im Reich h zur Legende von meiner französischen Kronteufelschaft wieder aufaut. Und der Mann, der als erster gewußt hat, daß ich nicht auf meinem legiertengang nach Brüssel umgekommen bin, ist jetzt der Führer der rschenden burgundischen Partei und regierender Stadtschöffe. — Es ist möglich, Sire, daß man vor dem französischen Gesandten den Hut zieht l den abtrünnigen Thielter Necker tot schlägt. — Wollen Sie es risren, Sire?"
„Nein!" sagte Ludwig heftig. — Doch nach einiger Zeit war es Oliver, des Königs Gedanken wieder aufgriff.
„Ich habe erfahren", sprach er zu dem aufmerkenden Herrscher, „daß die nter Unabhängigkeitspartei durch Karls Tod mächtigen Aufschwung und ionsfreudigkeit gewonnen hat. Wenn Sie sich mit dem Abfall Gents und nderns von der burgundischen Herrschaft begnügen und den Annexionsn aufgeben, geht der Sieur Le Mauvais — nicht der Necker aus Thielt — die Stadt. — — geht der Graf de Meulan hin, wenn Le Mauvais noch Péronne und Lüttich her geschätzt wird."
Ludwig hatte besorgt zugehört.
„Aber kehrt mir Le Mauvais zurück?" fragte er nach einer Pause. „Der nig braucht zum Leben nicht Flandern, aber ihn! — Wer garantiert mir, man dich nicht erkennt und dir nichts antut?"
Der Necker hob die Schultern.
„Lassen wir die Garantien, Sire", sagte er kalt, „und bedenken wir mögge Vorsichtsmaßregeln. Werfen Sie im Hennegau an die flandrische Grenze igend starke Truppenmassen, die zum Abfall Gents nicht nur neutral pen, sondern im Notfall die Stadt gegen eine burgundische Strafexpedi- schützen; dann wird mir mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit nichts Widriges hehen."
Der König nickte. — Als sich etliche Tage später Oliver verabschiedete, te er leise:
„Du freust dich, Bruder, — so wie irgendein kleiner Mensch, der die mat wiedersehen wird?"
„Ja", sagte Oliver. Ludwig strich sich gequält über die Stirn.
„Soll ich dich zum unabhängigen Statthalter Flanderns machen, Bruder?"
Der Necker lachte laut.
„Wollen Sie das regierende Haus der Necker begründen, Sire?" — Dann e er ernst hinzu: „Le Mauvais braucht nicht Flandern zum Leben, son- den König."
Ludwig umarmte ihn.

„Zum Leben!“ flüsterte er bedrückt; „aber du desertierst nicht in den T
Oliver?“

„Nein, Herr.“

Gent war keine gute Stadt. Der Geist der Empörung schlief nicht. G
vergaß nichts und duldete unbedenklich die Nachbarschaft der Gastlich
und der Erpressung, der Huldigung und der Gewalt, Gottes und des Teuf
Gent liebte immer nur die Kronprinzen, immer nur die Zukunft, die es
meistern willens war, und haßte immer den Herrscher, immer die Geg
wart, die es meisterte und gegen die es stets mit seinem rebellischen Si
oft mit dem unvermuteten Aufruhr der Muskeln kämpfte. So hatte G
den kühnen Karl geliebt, als er noch Graf Charolais war und mit dem Va
selten gut stand. So liebte es das schöne Fräulein von Burgund, weil
freundlich war, voll anmutiger Hoheit und doch nur ein schwaches Mädch
Die Nachricht von des Herzogs Tod schlug in das Willkommensgeläute
und schon dröhnten die Glocken von Sankt Jakob und Sankt Bavo and
dunkler, unheilverkündend. Ein Beben, noch verdeckt, ging durch die St
unheimliche Bewegung, nächtliche Beratungen der Parteien und Zün
Waffentransporte und Mobilisierung der Wehrfähigen, Pieter Heuriblo
dessen Ernennung zum Stadtoberhaupt der Herzog vor etlichen Jahren
der Freilassung der acht in Brüssel eingekerkerten Genter Delegierten belo
hatte, besprach sich voller Sorge und in schlimmer Vorahnung mit
Schöffen und Mitgliedern der proburgundischen Partei. Ein nächtlicher
waltstreich, der die Führer der Unabhängigen beseitigen sollte, mißlang;
Häscher wurden mit blutigen Köpfen zurückgeschickt. Aber noch brach
Sturm nicht los; es schien, als ob die Insurgenten über Stärke, Schlagk
und Standort der burgundischen Heeresreste im ungewissen waren, auch
parallelen Bewegungen in den anderen flandrischen Städten nicht übers
konnten und die Folgen zu frühen und ungesicherten Losschlagens fürchte
Heuriblocq war schon im Begriff, die Begleiter der Maria und Verweser
Reichs, den Kanzler Humbercourt, des verstorbenen Crèvecoeur Nachfo
und den Großkämmerer Melchior van Busleyden, von der bedrohli
Situation zu unterrichten, die rasche Entfernung der jungen Fürstin anzur
und um die unverzügliche militärische Besetzung der Stadt zu bitten.
unerwartet ein französischer Herold die Ankunft eines königlichen
sandten, des Grafen de Meulan, meldete, der wichtige friedliche Botsc
dem Fräulein von Burgund und dem Hohen Rat der Stadt anzusagen h
Die allgemeine Erwartung hob für den Augenblick die zur Entscheid
drängende Gespanntheit der Atmosphäre auf; jede der drei unterschiedli
Gruppen — die Fürstin und die beiden Minister, die schon die Beset
Brabants befürchtet hatten, Heuriblocq und der proburgundische Magis
die Zünfte und die radikale Faktion — erhofften von dem Legaten
Valois das Geschenk des Wohlwollens oder gar der Unterstützung. —

Oliver verließ die starke Truppe des Großmeisters nördlich von Tou
nahe der wallonisch-flandrischen Sprachgrenze. Zwanzig Schotten der

rde — persönlich vom König ausgewählte Leute, die sich ihm mit Hand-
lag verpflichteten, die Person des Meisters mit ihren Leibern zu schützen —
d etliche bewaffnete Diener folgten ihm, auch einige Offiziere, die in
nsse, Oudenaarde und Gavre unauffällig als Verbindungsleute zurück-
lassen wurden. Durch diese gutberittene Stafette konnte im Notfall der
roßmeister in wenigen Stunden alarmiert werden.

Als der Necker, der einen falschen grauen Spitzbart trug, durch die heimat-
ne Landschaft ritt, erlebte er die reine und schlichte Wiedersehensfreude,
e er erwartet hatte. Er freute sich an den Windmühlen, dem flächigen
kerland, den Bleichen der Leineweber, den ungefügen Backsteinkirchen der
örfer und den derben Lauten vertrauter Sprache. Er empfand eine seltsame
friedenheit, fast etwas wie Stolz, daß solche Gefühle frei und natürlich
ihm kamen. — Der König hätte sie nicht, erkannte er sich mit stillem
cheln den Gewinn zu. — Er wandte sich an Daniel Bart, der schwarz-
artet und in stattlicher Kleidung als sein Leutnant neben ihm ritt.

„Das ist unsere Heimat, Daniel", sprach er freundlich; „freust du dich
ht, sie zu schauen?"

Der Bart lachte grob.

„Wir beide sehen nicht gerade nach verlorenen Söhnen aus, Meister, und
der unsere Mission noch unser Troß noch unsere Rückendeckung beweisen
l Heimatliebe. — Ehrlich gesagt, Herr, ich freue mich recht, das große
nter Maul wieder einmal lustig einzuseifen. Aber ich lege wenig Wert
rauf, als Landsmann erkannt und geviertteilt zu werden. Das wären pein-
e Sentimentalitäten!"

Oliver senkte betrübt den Kopf. — Auch der Geselle konnte sich nicht
uen! Auch Daniel hatte das eigene Herz vergessen! — Er dachte an die
andlung des Bart seit Annes Tod, seit dem Blick unsäglicher Traurigkeit
d dem in der Verzerrung des Schmerzes erstarrten Gesicht, als der Riese
er seinem Mantel die Leiche aus dem Turm trug. Seit jener Zeit war eine
onderliche Wildheit in dem Manne aufgebrochen, ein Besessensein von
eigenen Kraft, Raufiust und Raublust, ein heimlich aufgespeichertes
senal von Bosheit und Brutalität, bis der Necker seine ungebärdige Nähe
ht mehr recht ertrug und ihn zu seinem Statthalter in den ausgedehnten
rrschaften im Bannkreis von Paris ernannte, die er der Gnade des Herr-
ers verdankte. Dort hauste der Bart mit der Begabung des geborenen
rannen, der der eigenen Disziplinlosigkeit die zwangvolle Subordination
Untertanen entgegenzusetzen vermochte und sie um so erbarmungsloser
eine von ihm sauber konstruierte Ordnung und Abhängigkeit hineinp-
ßte, als sein mächtiger Körper über die Stränge schlug. Doch alles dies
r nur eine andere Form der Liebe zu seinem Meister, dessen Geselle zu
n er niemals vergaß; er berauschte sich nur an der persönlichen, gleichsam
perlichen Macht, die sein Herr nicht beanspruchte; doch die außerordent-
en Gewinne aus seinem erpresserischen Regiment lieferte er auf Heller
d Pfennig ab, willentlich oder ehrlich übersehend, daß der Necker auf sie
ch wenig gab wie auf die Ausübung seiner Herrenrechte. Bei den in der

letzten Zeit sehr selten gewordenen offiziellen oder heimlichen Missio
Olivers war er mit aller Selbstverständlichkeit seines Meisters treuer
fährte und Diener, wie früher, wie jetzt. — Oliver schüttelte den Ko
Auch der Geselle konnte sich nicht mehr freuen! — Und ihn verlangte imm
stärker nach den Gefühlen des menschlichen Herzens, je älter und mensch
ferner er wurde; und ihm glückte Freude des kleinen Menschen. Nährte
sich von seinen Kreaturen und ihren zubereiteten Schicksalen, gleich Satu
der seine eigenen Kinder verschlingt? —

Dieser Gedanke legte sich wie ein grauer Schleier über die lieblich bu
Landschaft. Als sie Gent von Süden erreichten, sah er graue Mauern,
düstere Oval des Gravensteen, die böse Doppelwehr des Hobel, den gewal
drohenden Viereckturm des Belfried, die ernsten und entrückten Silhouet
der Kirchen. — Ich bin aus keiner frohen Stadt, sann Oliver und zog
Stirn in Falten; das ist nicht die Heimat des Herzens! —

Das Fräulein empfing ihn im Schloß, mit der Freude an der Repräs
tation und mit der Anmut der majestätischen Haltung, die des Vaters E
waren, das Gesicht, das Karls noble Züge und die weiche Schönheit der bo
bonischen Mutter im weißen Licht der eigenen Jugend zeigte, selbstbew
und der Wirkung gewiß erhoben. Der Graf de Meulan, in der kostba
Kleidung französischer Standesherren, überflog rasch das gut gestellte Bi
das schöne Mädchen auf dem viel zu wuchtigen Thron, von ihrer Wo
gestalt und hellen Grazie besser erhöht und überglänzt als durch Kro
Estrade und Baldachin, zu beiden Seiten die prächtigen Köpfe und Gewän
burgundischer Granden. Oliver sah Busleydens nachdenklichen Blick, der s
Gesicht abtastete, und lächelte unmerklich. Nach der Begrüßung und
Übergabe des Beglaubigungsschreibens bat ihn die Fürstin — wie es bei o
ziellen Empfängen und formellen Höflichkeitsakten üblich war — sei
Auftrag kundzugeben. Der Graf de Meulan zog ein wenig die Brauen in
Höhe und sagte nicht ohne Ironie:

„Mein Auftrag in diesem Thronsaal und vor allen diesen ehrenwe
Herren beschließt sich mit den guten Wünschen und Grüßen, die mein ho
Herr Ihnen, gnädigstes Fräulein, durch mich sagen läßt. Meine Mission al
die ernster und wichtiger ist, als es die Zeremonie und ihre Öffentlichk
zuläßt, beginnt im Beratungszimmer Ihrer verantwortlichen Minister.
warte in meinem Quartier auf die Nachricht Euer Hoheit, wann die V
handlungen anfangen."

Er bat um Urlaub und ging, den Saal in Erstaunen zurücklassend. I
leyden beugte sich zum Ohr des Kanzlers:

„Ich glaube", flüsterte er, „ich kenne diese Augen und diese Stimme.
glaube, wir werden einen schweren Stand haben."

Im Vorzimmer, im Innenhof am Fuße des vierstöckigen Bergfrieds
im befestigten Torbau warteten die Schotten und bewaffnete Diener, die
um den zurückkehrenden Necker scharten und ihn in einer Weise deck
daß auf dem Weg durch die Straßen ins Quartier kaum einer der zahll
Neugierigen den Gesandten zu erblicken vermochte.

Am Nachmittag dieses Tages, als der Necker schon durch Daniel Bart und
paar geschickte Flamen unter der Dienerschaft alles Wissenswerte über
gewittrige politische Situation und die Namen der prominenten Partei-
rer und Demagogen wußte, erschien unter der Führung des zweiten
öffen eine kleine Abordnung der regierenden Körperschaft, die mit ge-
sentlicher Höflichkeit den Legaten des Königs aufs Rathaus einlud, wo
Magistrat versammelt sei. Daniel, der sie empfing und seinen Herrn ver-
gnete, antwortete in dem förmlichen Französisch und mit der Hofart,
ein Edelmann gegenüber Lalenbürgern gerne annimmt, daß der Gesandte
Königs zunächst mit der Dame Burgund und dann mit dem Rat der
dt Gent zu sprechen habe und daß er sich wohl zu dem fürstlichen Fräu-
begebe, zur genehmen Zeit aber den Magistrat wissen lassen werde,
nn er seine Wortführer zu empfangen bereit sei. — Die Abordnung ent-
nte sich sehr bedrückt und schlimmer Ahnung voll.

Doch Jehan Coppenhelle, der Lohgerber, jetzt Obermeister der Zünfte
Führer der Unabhängigkeitspartei — als alter Mann so redselig, leiden-
ftlich und radikal wie in jener Zeit, da die böse Stadt vom jungen Herzog
Privilegien erpreßte — grinste zufrieden in den hochgeschlagenen Mantel-
gen hinein, als er, schon in der Dunkelheit, das Haus des Gesandten nach
zem Aufenthalt wieder verließ. Auch er hatte nicht den Grafen de Meulan
prochen, sondern seinen vierschrötigen Leutnant, der ihm mit einem
gurenlächeln zuzwinkerte und in ziemlich flüssigem Flämisch bedeutete,
en Mutes des französischen Interesses sicher zu sein, für die letzte Bereit-
ft zu sorgen und in der kommenden Nacht — unter Vorsichtsmaßregeln,
eine Kompromittierung des Gesandten ausschließen — sich wieder im
rtier einzufinden. Zu Einzelheiten zwar oder auch nur zu einer bestimm-
Auskunft verstand sich dieser augenscheinlich cholerische Chevalier de la
be nicht, schien auch wenig Zeit mehr zu haben und stellte die dennoch
sprudelnde Eloquenz des Altmeisters mit einem so unvermutet echten
tischen Fluch ab, daß jener über des fremden Diplomaten Kenntnis ent-
nster Idiome sich baß verwundern mußte und gerne schwieg. —

Noch am gleichen Abend bat ein Sekretär des Kanzlers den Gesandten
Königs ins Gravensteen. Wieder begleiteten ihn die zwanzig Schotten
verteilten sich im Schloß vom Tor bis zum Vorraum des Beratungs-
mers, in dem die junge Herzogin, der Kanzler und Busleyden den Necker
rteten. Maria, die blasser noch schien als am Tage, verriet durch die
uhe des Blickes und durch die etwas hastigen Bewegungen des Kopfes
Erregung, welche die ungewohnte Nähe des politischen Ernstes, personi-
rt in dem selbstsicheren und unheimlichen Legaten, verursacht hatte. Der
zler, ein bedachter Mann in Olivers Alter, stand neben ihr und betrach-
den Eintretenden mit gemessener Kälte. Busleyden blieb im Schatten
Hintergrundes, um den Grafen de Meulan, der sich sorglos in den hellen
s des Lichtes stellte, beobachten zu können.

Sie wissen, gnädigstes Fräulein", sagte der Gesandte sachlich und ent-
den, „und zumal Sie, Seigneurs, wissen, daß Ihre Lage und die Burgunds

bedenklich zu nennen ist und daß Sie sich werden entscheiden müssen, d
Westen oder dem Osten sich zuzuneigen. Der König, mein hoher Herr,
nicht einmal auf seine verbrieften Rechte als Oberlehensherr des Herz
tums pochen will, der auch das billige Rasseln mit den Säbeln vermei
möchte, bietet Ihnen durch mich die Stütze seines starken Armes an. Wo
Sie sich in seinen Schutz begeben, Hoheit?"

Das Fräulein schwieg und sah den Kanzler an. Humbercourt lächelte k

„Der Allerchristlichste König pflegt seine Hilfe nicht bedingungslos
zubieten", sprach er zurückhaltenden Tones. „Nennen Sie seine Forderun
Herr Graf."

„Sie verkennen die Konstellation, Seigneur", entgegnete der Legat k
„Mein hoher Herr pflegt nicht zu fordern, was er in Hand hält. Es han
sich nicht um diese oder jene Provinz, beileibe nicht um ein Ultimatum, n
einmal um die Gegenwart, die der König nach seinem Belieben for
könnte. Es handelt sich um die Zukunft der beiden Reiche, die friedlich
zum Gewinn jeder der beiden Dynastien — wollen Sie es nur — zu Ei
Reich werden können, zur europäischen Vormacht."

„Wie soll diese große Zukunft erreicht werden?" fragte die Dame Burgu

„Der König bietet Ihnen durch die Verbindung mit dem Dauphin
Krone der vereinigten Reiche an, Hoheit, und garantiert bis zur Ehefä
keit seines Sohnes Ihre Unabhängigkeit als Herzogin von Burgund und
Unversehrtheit Ihrer Staaten."

Nach der kleinen Pause der Überraschung begann das Fräulein ein le
feines Lachen. Humbercourt sagte unverhüllt:

„Eines Mannes bedürfen wir, Messire, nicht eines Kindes. — Und
werden uns gestatten, die Idee des Königs ein wenig anders zu formulie
das Haus Valois will auf die gemächlichste und billigste Weise der
des Fürsten werden, dem es die Grube gegraben hat. — Glaubt die Maje
daß es nach Karls Tod in Burgund keine Augen mehr gibt, die se
können, und keine denkenden Gehirne?"

Der Graf de Meulan machte eine abwehrende oder beschließende Hä
bewegung.

„Genug, Seigneur, lassen wir das", sprach er gleichmütig. „Ich ges
Ihnen, daß weder mein hoher Herr noch ich über diese Abfuhr erst
sind." — Er hob die Stimme und sah vom Kanzler auf die Fürstin. — „A
wissen Sie auch, gnädigstes Fräulein, und Sie, Seigneurs, was es für
Schicksal Europas bedeutet, wenn das Haus Habsburg statt des Hä
Valois die Erbschaft antritt?"

„Wer spricht vom Hause Habsburg", entgegnete der Minister ausweich
„warum glauben Sie, daß wir nicht allein ..."

„Halt, Humbercourt", unterbrach ihn Maria mit ihrer hellen Sti
„wenn der Graf als Freiwerber für den Dauphin hier ist, verdient
friedliche Mission auch den ehrlichen Grund für unser Nein zu erfahre
Sie urteilen nicht falsch, Messire", wandte sie sich an den Legaten, „
hochseliger Vater hat uns kurz vor seinem Tod dem Sohne des Römi

isers zur Ehe versprochen, und wir haben dem Versprechen durch unser riftliches Jawort und durch das Symbol des Ringes zugestimmt. Melden e dies dem König. Und melden Sie ihm auch, daß wir bei aller Verehrung ner hohen Person aus Gründen der Pietät seinem Vorschlag nicht folgen irden, auch wenn wir frei wären und der Dauphin kein Knäblein sein chte."

Der Kanzler biß sich auf die Lippen, der Legat verbeugte sich lächelnd. „Ich danke Ihnen für Ihre freimütige Antwort, Hoheit; aber lassen Sie h sagen, Mademoiselle, daß der Freimut die geringste der staatsmännischen genden ist. Überlassen Sie die Führung der politischen Geschäfte Ihrem ahrenen Kanzler und dem klugen Herrn van Busleyden dort, der seit te mittag seine Péronner Erinnerungen aufzufrischen bemüht scheint." — Busleyden begleitete ihn hinaus und zog ihn in den Erker des Vorzimmers. „So habe ich mich nicht getäuscht, Sieur Le Mauvais", flüsterte er; „wir d alte Bekannte, die einander in manchem Sinn verpflichtet sind. Und irre ich mich vielleicht auch nicht, wenn ich glaube, daß Ihre Anwesen- t hier noch einen anderen Sinn hat als die Audienz eben. — Ich brachte Péronne den Herzog zum König, denken Sie daran!"

Oliver verzog den Mund.

„U..d ich machte Sie zum Großkämmerer von Burgund", versetzte er ttisch; „wollen wir noch weiter mit solchen Schuldscheinen handeln, gneur? — Aber ich habe Sie gern. Fragen Sie immerhin."

Busleyden sah sich mißtrauisch um und sprach noch leiser:

„Hat der König in Wahrheit auf das Fräulein als Dauphine gehofft?"

„Nein", antwortete der Necker kurz und undurchdringlichen Gesichts. Der fmann kniff die Augen zusammen.

„Wird der König jetzt vorrücken, Sieur Le Mauvais?"

„Die Antwort wäre Hochverrat, Herr von Busleyden."

„Aber wenn ich Ihnen sage, Messire", begann wieder der Großkämmerer. r erregt und mit geröteter Stirn, „daß ich aus Interesse an Ihrer Person h ein wenig mit Ihrer Genealogie beschäftigt habe und dank des Ersten öffen dieser Stadt, der ebenfalls in Péronne war, auf merkwürdige Re- tate gekommen bin, auf Ergebnisse, die überall in die Welt Ihnen gleich- tig sein dürfen, doch innerhalb der Genter Mauern Ihnen peinlich wer- könnten: würden Sie sich auch dann nicht zu genaueren Informationen schließen können, Meister Oliver Necker?"

Oliver sah ihm gerade ins Gesicht, zog langsam die Lippen von den nen und lächelte böse.

O gewiß, Herr van Busleyden", sprach er nachdrücklich, „dann würde ich en gestehen wäre es zwölf Stunden früher, so möchte es gut gewesen sein, ließe die Herzogin und ihr Hof sehr eilig die Stadt. — Jetzt ist es er zu spät dazu."

r ließ den Verdutzten stehen, wurde schon von sechs Schotten umringt eilte fort. —

Ich habe mich nicht getäuscht", sagte kurz darauf Busleyden zum Kanz-

ler, „es ist der gentische Teufel, dem der Valois seine Seele verschrie
hat. — Ich ahne Schlimmes, Humbercourt."

Er schickte trotz der späten Stunde einen Gardisten zu Pieter Heuribl
dem Ersten Schöffen, mit der Bitte, sich unverzüglich zu ihm zu begeben

Um diese Zeit schlüpfte Jehan Coppenhelle ins Quartier des französisc
Gesandten. Der breitschulterige Leutnant empfing ihn und führte ihn
seinem Herrn. Er fand einen hageren, graubärtigen Mann in Reisekleidu
der ihn mit einem befremdlichen Blick betrachtete und ihn auf das höd
verwunderte, als er mit seinen Worten das reine Gentisch, das der fluche
Chevalier de la Barbe vor wenigen Stunden hören ließ, in höflicherer
fortsetzte. Das Gespräch währte nicht lange; denn schon nach den er
Sätzen des Legaten drängte jede Minute zur Rebellion.

„Bereiten Sie noch diese Nacht den Schlag vor, Meister Jehan. Der Kö
will Gents und Flanderns Unabhängigkeit. Seine Truppen stehen
Ronsse und greifen ein, wenn Sie von Brüssel her bedrängt werden soll
Schlagen Sie morgen los, ehe der Hof die Stadt verläßt. Halten Sie
Fräulein — mit allem Respekt — in Ihrer Gewalt und trennen Sie
Kanzler und Busleyden von ihr, die einzig gefährlichen Köpfe. — Und
meiden Sie unnützes Blutvergießen, Coppenhelle."

Der Meister hob die Brauen in die Höhe.

„Sie sprechen Gentisch nicht schlechter als ich, Herr Graf", sagte er fli
tig lächelnd, „und wollen die Genter nicht kennen? Sie haben den Te
im Leib und können keine sanften Revolutionen machen."

Der Legat runzelte die Stirn.

„Wenn dem Fräulein ein Haar gekrümmt wird, Meister", sprach er er
„verliert die Stadt ihren königlichen Freund und die Deckung durch
Großmeister. Und wenn die Genter den Teufel im Leib haben, so mö
sie auf ihn hören." — Er riß sich den falschen Bart ab. — „Kennst du r
nicht, Jehan? Ich bin nicht mehr Jahre älter geworden als du!" —

Coppenhelle fuhr zurück und griff sich an den Kopf.

„Necker!" rief er. — Daniel Bart legte ihm die schwere Hand auf
Mund. — —

Eskortiert von Insurgenten, die die Straßen von städtischen Wachen
säubert hatten, verließ zwei Stunden später, noch ehe der Morgen gra
der Legat des Königs mit seinem Gefolge die Stadt durch das Brügger
das bereits in den Händen der Radikalen war. Gegen Morgen erschien
Stadtprofos mit einigen hundert burgundischen Soldaten und Gerichtsdie
vor dem verlassenen Quartier des Gesandten, um den Genter Bürger
Ratsmann Oliver Necker wegen Hochverrats und unerlaubter Bekleid
ausländischer Ämter zu verhaften. Sie fanden statt des Gesuchten e
Haufen bewaffneter Radikalen. Als der Profos sich ihnen näherte, um
klärungen zu fordern, fielen Schüsse, die den Beamten und etliche Sold
töteten. Das war das Signal zur Rebellion. Aus den angrenzenden Straf
zügen strömten gutbewehrte Parteigänger herbei und umzingelten die kl
Truppe. Zur gleichen Zeit fielen die Stadttore in die Gewalt der Rebe

chaus und Gravensteen wurden von ihnen fast kampflos besetzt. Der
gistrat, fast alle bekannten Mitglieder der proburgundischen Partei, der
nzler und der Großkämmerer Burgunds wurden verhaftet. Gegen Mittag
r Jehan Coppenhelle Herr der Stadt; er proklamierte die Unabhängig-
t Gents und konstituierte die regierende Körperschaft. Am gleichen Tag
h wurden Pieter Heuriblocq, sein zweiter Schöffe und einige Ratsherren
gerichtet. Vierundzwanzig Stunden später führte man die beiden bur-
ndischen Granden auf den Freitagsmarkt zur Richtstätte, die noch die
ren der letzten Exekutionen zeigte. Wieder johlte das wilde Volk. Ein
kal verkündete Anklage und Spruch des Tribunals der Schöffen: die
den Staatsmänner hätten als Vertreter der herzoglichen Gewalt Gents
vilegium behelligt; Satzung und Recht der Stadt bestrafe mit dem Tode
ermann, der die städtischen Vorrechte antastet. — Eine Bewegung ging
ch die Menge. Die Herzogin in schwarzem Kleid und Schleier — noch er-
ittert von dem vergeblichen Kampf, den sie um die beiden mit den har-
Schöffen geführt hatte, von Bitten, Warnungen, Drohungen, Tränen —
aus dem Rathaus auf den Markt, ohne Begleitung, ein Spitzentuch auf
Mund pressend, den anderen Arm verzweifelt und flehentlich ausge-
ckt. Der Menschenhaufen teilte sich stumm, fast ehrerbietig vor ihr;
war schon bei den Gerichtsherren, die in einiger Entfernung von den
den Blutgerüsten standen. Sie packte den ersten Besten an den Schul-
, schüttelte ihn, hing sich an ihn.
Habt Mitleid! Habt Mitleid!" rief sie. „Gebt mir meine Freunde wieder!"
Der Mann sah verwirrt und etwas hilflos auf ihr Haar, das sich aus dem
leier gelöst hatte; und hob die Schultern. Sie ließ ihn los und stürzte
n nächsten, zum dritten, — sie lief auf die Mauer des zuschauenden
kes zu, beide Arme hebend, und schrie:
Habt Mitleid! Mitleid!"
s herrschte eine dumpfe Stille. Humbercourt auf dem einen Richtblock
Busleyden auf dem anderen versuchten in einer seltsamen Gleichzeitig-
der Gedanken mit den gefesselten Händen die Binde von den Augen
streifen. Ein paar Stimmen, irgendwo aus dem Haufen, zehn Stimmen
t, hundert Stimmen schrien:
Mitleid! Mitleid!"
oos von Eecke, der neue Stadtprofos, ein Sohn des ehemaligen Alt-
sters, wurde dunkelrot im Gesicht, ballte die Fäuste und brüllte durch die
ier mächtigeren Gnadenrufe des Volkes hindurch den Henkern zu:
Macht fertig!"
ie beiden Köpfe fielen fast in der gleichen Sekunde., — Ein paar
berstimmen johlten. Wieder schon johlte das Volk mit. —
er Necker war nach Thielt gegangen. Während der Reise blieb er ernst,
kkarg und in besonderer Weise traurig. Er hob auch kaum den Blick,
das bekannte Land zu betrachten.
hre heimatlichen Gefühle scheinen sich verloren zu haben, Meister",
te Daniel Bart, „und Sie könnten jetzt doch mit Gent zufrieden sein."

Oliver bewegte verdrossen die Hand und antwortete nicht. Er mo
nicht die Enttäuschung gestehen, die die Stadt seinem Herzen bereitet ha
den Widerwillen gar, den ihre schnell bereite Bosheit in ihm erweckte.
wollte nicht zugeben, daß die kleine Freude, die letzte Menschenfreude,
er sich zudachte, schnell unter der Last seines politischen Berufes zusamm
gebrochen war. Er hatte so gleichgültig berechnet und als Fremder gearbe
wie bei allen anderen diplomatischen Geschäften im Dienst des Kön
Keinen Augenblick rührte ihn das Heimatliche an. War es seine Schuld,
es Gents Schuld? — Er sehnte sich nach der versteinten Einsamkeit
Plessis zurück und nach seinen guten Tieren. Und er hatte sich den Be
von Thielt nur aufgezwungen, um für das Herz keine Gelegenheit zu
säumen.

Er kam in das Dorf und sah es unverändert: die Backsteinkirche,
spitzdachigen Häuser, die sauberen, gepflegten, von Wohlstand zeugen
Gehöfte, hier und da eine neue Scheune, eine neue Leineweberei. Der Nec
mit ernsten Augen nach rechts und links schauend, schüttelte den Kopf.

„Ich bin fremd hier", sagte er zu Daniel, „wir wollen uns nicht
halten."

Der stattliche Zug erregte beträchtliches Aufsehen. Männer, Frauen
zahllose Kinder umlagerten ihn. Oliver musterte die Menge unfreun
und auch unruhig. Der Gemeindeschreiber eilte herbei und bat um
kunft über das Woher und Wohin.

„Trab!" befahl der Necker statt einer Antwort. Die Gaffer stoben fluch
auseinander. Die Kavalkade verließ Thielt in südwestlicher Richtung
der Straße nach Roeselare, an der — einige tausend Schritte außerhalb
Dorfes — das Neckersche Gehöft lag. Vor der Toreinfahrt stand ein
sches rothaariges Mädchen, fünfzehnjährig vielleicht, mit großen gra
neugierigen Augen.

„Halt!" rief Oliver seinen Leuten zu und sprang vom Pferd. Das M
chen lief in den Hof. Er wollte ihm folgen; doch ein großer gelber H
dessen Gebell in den Ohren gellte, ging ihn wütend an, an der Kette zerr
und versperrte den Torweg. Oliver wich zur Einfahrt zurück, auf
Lippen ein bitteres Lächeln, und rief dem Mädchen nach:

„Gib mir ein Glas Milch, kleine Neckerin — Louize, Anne — oder
heißt du?"

Das Mädchen blieb überrascht stehen und sah sich um, — lächelte
auch, ihre schönen Zähne entblößend.

„Ja, ich heiße Anne Necker", rief sie mit heller Stimme, die das Ge
übertönte. — Aus dem Haus war ein großer hagerer, etwas gebückter
getreten, dessen verwittertes Gesicht jetzt von Mißtrauen lebendig w
Er warf einen raschen Blick durch die Einfahrt, sah die bewaffneten Mä
und schrie schon:

„Willem! Jasper! Rasch! das Tor zu!"

Zwei Knechte eilten aus dem nahen Stall herbei und schlugen krac
das schwere Tor zu. Oliver biß sich auf die Lippen, hörte, wie sic

weren Sperrbalken vorschoben, hörte jetzt auch das Schimpfen der Alten, läge, Weinen des Mädchens — und dann die Stimme einer alten Frau, — Elizas Stimme:

„Was ist denn los, Henryk? — Laß doch das Kind in Ruh!"

Oliver schüttelte sich, als ob ihm kalt sei, und klopfte mit dem Degen auf gegen das Tor. Das Guckfenster wurde aufgerissen. Der böse Greisenof erschien und fragte grob:

„Was wollt ihr?"

Oliver wich zurück. Des alten Bruders Ähnlichkeit mit dem Vater Claes r so groß, daß sie die Jahre wie ein Blitz durchschlug und die Nacht des bstmordes furchtbar erleuchtete. — Ich trieb ihn in den Tod, dachte ver erschüttert; was verlange ich vom Schicksal Gutes?

„Was wollen Sie, Herr?" wiederholte Henryk. Neben seinem Kopf chte das runzelige Gesicht einer alten, weißhaarigen Frau auf. Eliza sah ihren trüben, etwas erschreckten Augen den Fremden an.

Ich bat um ein Glas Milch", sagte Oliver leise. Der Greisin begannen Lider zu flattern; sie faltete in der Anstrengung des Sehens und Suchens Stirn.

„Sie finden zweihundert Schritt von hier rechterhand eine Meierei, gnäer Herr", sprach der Alte abweisend, „ich kann keine Milch abgeben."

Oliver sah Eliza mit einem traurigen Blick an, nickte und wandte sich um.

Ich danke dir, Bruder Henryk", rief er über die Achsel und schwang sich das Pferd. Die Kavalkade trabte rasch weiter.

„Ach, Oliver!" flüsterte Eliza, sich an die Stirn fassend. Henryk warf nm die Fensterklappe zu und hob die Schultern. — —

m Standquartier des Großmeisters, das noch bei Tournai war, erfuhr der ker von den Ereignissen in Gent nach seinem Aufbruch, von der Hintung des alten Stadtmagistrats und der beiden Minister, auch von der lischen Intervention der Maria. Oliver krallte die Hände ineinander senkte den Kopf.

„Ihre Landsleute sind Teufel, Sieur Le Mauvais", sagte Dammartin mit nen Lippen und sah den anderen ein wenig seitlich an.

„Sie sind Tiere!" rief Oliver leidenschaftlich und mit dem Fuß aufstampd. Der Großmeister betrachtete ihn verwundert. — „Nein, Graf!" fuhr Necker nach der kleinen Pause fort, leiseren Tones, doch auch verbitter„nein, ich will die Tiere nicht kränken! Sie haben recht: sie sind Teufel."

„Handelten die Rebellen nicht gemäß Ihrer Initiative?" fragte Dammarboshaft. Oliver hatte die Erklärung auf den Lippen; doch er sah dann anderen mit einem schweren Blick an und sagte kurz ja. —

r kehrte in eiligen Märschen nach Plessis zurück.

„Bei der Mutter Gottes, Meister!" stöhnte einmal Daniel Bart nach einem .stündigen Ritt, „man möchte meinen, die Genter sind hinter uns her."

„Gent liegt hinter mir", sagte Oliver leise, „das Leben liegt hinter mir und vor mir ..."

Daniel verstand die letzten Worte nicht, aber er fühlte ihre Schwern und wurde selber traurig.

„Zum Teufel mit diesem Leben!" murmelte er. Oliver sah ihn an, einem kleinen Lächeln.

„Wem sagst du das, Daniel?" fragte er. —

Als er den König wiedersah, bemerkte er trotz seiner kurzen Abwes heit zum erstenmal das tödliche Alter bei ihm, die drohenden Adern an eingefallenen Schläfe und auf den Greisenhänden, den Blick, den schon ersten Schatten der langen Nacht erreichten. Er fand ihn bei seinen Tier Ludwig fütterte die Singvögel mit Hanfsamen, die Eulen mit kleingeha tem rohem Fleisch, die Kraniche und Stare mit Getreidekörnern und Apf schnitten. Oliver beugte sich voll Liebe über die alten Hände. Ludv hob seinen Kopf hoch und küßte ihn.

„Ich bin froh, daß du da bist, Bruder", sagte er weich; „das Leben drü auf mich allein zu schwer." — Er sah ihm in die Augen. — „Du hast de Heimat wiedergesehen, Oliver, — und Freude gehabt?"

Der Necker schüttelte den Kopf.

„Hier ist meine Heimat, Sire", sagte er, zeigte auf die Tiere und streiche die Dogge Tristan. Ein schöner, blaugrauer Jungfernkranich mit karminro Augen und hornfarbenem Schnabel schritt würdig aus dem Käfig u untersuchte Ludwigs Hände.

„Mein Fils-de-putain macht sich nicht schlecht als Nachfolger des arn Larron", erklärte der König, den schwarzen Hals des Vogels liebkose

ZWEITES KAPITEL

DER GROSSE FEIND

DER Stein Plessis, eingehüllt von der Angst des Volkes, drückte auf Reich immer schwerer. Jean de Beaune, dessen Amt ihn als einzigen der nächsten Umgebung des Königs mit der Bevölkerung in häufigere rührung brachte, hörte mit seinen scharfen Ohren zuerst, daß das St nen des Landes sich zu Flüchen verdichtete. Er war klug genug, se Wahrnehmungen nicht dem König, sondern dem Necker mitzuteilen, ihm ernst und nachdenklich zuhörte.

„Wem flucht man", fragte er schließlich, „dem König oder mir?"

„Dem Teufelskönig und dem Königsteufel", antwortete Beaune, über s Formulierung schon lächelnd, „beiden, Necker, man trennt die Begr nicht mehr. Und in dem gebührlichen Abstand folgen dann Tristan ich. Es gärt nicht unbedenklich."

Oliver ließ das Gespräch dann fallen, gleich als ob es ihn nicht sonder mehr interessierte. Doch er bestärkte um diese Zeit das erstemal Daniel Bart in seiner obstinaten Haltung als Statthalter seiner Herrschaf und Güter im Seinetal, befahl ihm, alle seine Handlungen mit dem Na

s Sieur Le Mauvais zu decken und die zahllosen Konflikte mit der Stadt
ris nicht beizulegen, sondern jeder Provokation zuzutreiben. Die vielen
agen, die von geschädigten Bürgern, beleidigten Beamten, zu Unrecht
haftierten, von den Gatten entführter Frauen und Vätern entehrter
ädchen beim Parlamentshof einliefen und notgedrungen nach Plessis
itergeleitet wurden, pflegte er mit ironischen Marginalien und dem
enen Signum zum Siegel des Königs, dessen Bewahrer er war, zurück-
schicken.

Nicht viel später geschah es, daß dem Jean de Beaune in einer normanni-
en Ortschaft das Pferd unter dem Leib weggeschossen und er selber am
nn verletzt wurde. Wieder hielt er es für gut, nur den Necker von dem
rfall zu unterrichten; dem König sollte ein Reitunfall als Ursache seiner
rwundung gemeldet werden. Doch dieses Mal schien der Necker der An-
egenheit eine absonderliche Wichtigkeit beizumessen. Er bestand darauf,
ß sie dem Souverän gemeldet würde, und berichtete sie persönlich, als der
natzmeister seine Bedenken nicht überwinden konnte. Der König wurde
ißt vor Wut und ordnete an, daß die männliche Bevölkerung der Ort-
aft dezimiert und die gesamte Landschaft mit einer außergewöhnlich
weren Geldbuße bestraft werde. Der gutmütige Beaune bat den Herrscher
f den Knien, Gnade für Recht ergehen zu lassen und sein Gewissen nicht
t solcher Unmenschlichkeit zu belasten. Ludwig sah ihn kalt an und
üttelte den Kopf.

„Dein Gewissen ist mit dir in meinen Diensten sechzig Jahre alt gewor-
n", sprach er; „ich garantiere dir, es hält die Belastungsprobe aus."

Der Schatzmeisetr erhob sich und sagte zu Oliver:

„Ich erinnere mich, Necker, daß Sie zuweilen eine gewisse Humanität
r Gesinnung zu zeigen wußten. Legen Sie kein Wort für die Menschen
, die ich unglücklich machen soll?"

Oliver zuckte die Achseln.

„Ich schlug der Majestät das Strafmaß vor", entgegnete er gleichmütig. —
s der König sie verließ, um seine Tiere zu füttern, fuhr Jean erregt auf.
„Wissen Sie auch, welch ungeheure politische Dummheit Sie mit dieser
nötigen Aufreizung des genugsam irritierten Volkes begehen, Necker?"

„Nein, das weiß ich nicht", sagte Oliver ruhig und zeigte ihm die Order.
ehen Sie rein formell keine Abweichung von früheren Verdiktfassungen,
n de Beaune?"

Der Schatzmeister las zu seinem Erstaunen, daß der Befehl im Gegen-
z zu der gewohnten Diktion nur im Namen des Königs lautete und nicht
n Ludwig, sondern von Le Mauvais unterschrieben war. Er hob den Kopf
d sah den Necker an.

„Begreife ich es recht, Meister?" fragte er langsam. „Sie wollen die
che auf sich nehmen? Sie wollen sich vor ihn hinstellen und ihn decken?
Necker, begreife ich Ihre Größe niemals ganz?"

Er ergriff Olivers Hand.

„Mein Gott, Jean", sagte Oliver, peinlich berührt, „lassen Sie doch die

Sentiments. — Ja, es gilt, einer Unpopularität des Königs vorzubeug
oder gar etwas Schlimmerem. Als Sie mich an den Hof brachten, war
nützlich, weil ich nicht laut wurde. Jetzt ist die Zeit anders geworden, je
nütze ich, wenn ich Lärm mache. Bei dem Ruf, den ich ohnedies im Re
genieße, gehört nicht viel Größe oder Mut, nicht einmal viel Kunst da
den allgemeinen Unwillen auf mich allein zu lenken. Sie müssen mir da
helfen."

„Und wenn der König stirbt?" fragte Jean nach einer Pause. Oliv
lächelte.

„Sie wissen, Beaune, dieses Haus darf solche Worte nicht hören. D
König will nicht sterben." —

Der Name des Bösen gellte durch das Land. Der Abscheu des Volk
der sich an die geheiligte Person des Königs — des großen Königs tro
allem! — nur zögernd heranwagte, hatte jetzt das Ziel. Der Teufel regi
das Reich und seinen Herrscher! Man begann, den König zu beklagen und
ihn zu beten. Die fromme Seele der Zeit suchte Ludwigs augenscheinlich
Opfer zu verstehen: die Hingabe seines christlichen Heiles an den Antichr
um des politischen Triumphes willen. Man wollte ihm helfen und ihn rett
Es gab zwei mutige Männer, den Parlamentspräsidenten Le Boulanger u
den Erzbischof von Paris, die voller Scham über die Straflosigkeit der du
den Neckerschen Statthalter im Umkreis der Hauptstadt begangenen U
taten und voller Besorgnis für die moralische Stellung des Königs na
Plessis kamen, um zu klagen und zu warnen. Bei der Audienz, die sie n
vieler Mühe erlangten, war der Necker zugegen. Nach einem verlegen
Schweigen sagte der Präsident:

„Wir bitten Eure Majestät um die Gnade, im Interesse der kirchlich
und weltlichen Würden, die wir vertreten, daß wir unser Anliegen Ih
allein, Sire, vortragen dürfen."

Ludwig zog die Stirn zusammen und antwortete scharf:

„Wir sehen keinen, dessen Ohren nicht hören dürften, was wir höre

„Sire", sagte der aufrechte Mann, „wir sehen den Sieur Le Mauvais."

Der König schloß halb die Augen und zog die Brauen auf, mit abgrü
diger Bosheit lächelnd.

„So sehen Sie unseren Stellvertreter, dem wir jetzt die weiteren V
handlungen zu übertragen belieben." Er stand auf und ging zur T
„Hüten Sie Ihre Würden, Monsignore und Herr Präsident", sprach er üb
die Schulter. „Messire Le Mauvais darf Ihnen sagen, daß sie gefähr
sind."

Er verließ das Zimmer. Der Necker sprach höflich:

„Ich darf Ihnen sagen, Herr Präsident, daß die Majestät nicht erst
dieser Stunde Lust hat, Ihnen die persönliche Verwaltung Ihrer Güter na
zulegen und Sie zu diesem Zweck von Ihren amtlichen Pflichten zu susp
dieren. Und Ihnen, Monsignore, habe ich zu sagen, daß es dem Kardi
Balue in Amboise bis auf einige Seh- und Gehbeschwerden gut geht. —
stehe Ihnen jetzt zur Verfügung."

ir haben hier nichts mehr zu sagen", erklärte Le Boulanger, der geworden war.

der fast neuzigjährige Tristan L'Hermite eines Morgens mit friedn Gesicht tot in seinem Bett gefunden wurde, im Schlaf wohl von dem n Schlag des müden Herzens getroffen, fühlte der König seit langer ieder die erste Erschütterung durch die große Furcht. Er hörte, stumm rierend in seinem Sessel kauernd, die Nachricht, die Oliver ihm in gehen, aber nicht verhüllten Worten sagte; und sein Kinn bebte. Er rte sich auch, den Toten noch einmal zu sehen.

re", sagte der Necker verweisend, „die Treue von neun dienenden ehnten verdient den Abschiedsbesuch."

, ja", flüsterte Ludwig und bewegte unruhig die Hand, „aber ist das t — anzusehen? In seinem Leben waren doch viele Lasten, die den chwer und schrecklich machen könnten . . ."

ver schüttelte bewegt den Kopf.

gibt eine dienende Treue, Herr", sprach er weich, „die das Gewissen cht oder ersetzt. Tristans Antlitz ist schön und so voll von Frieden. s noch dem Lebenden Beruhigung zu geben vermag. Kommen Sie,

König stand langsam und zaghaft auf und stützte sich auf Olivers

illst du uns mit dem Tod vertraut machen, Bruder?" fragte er und hte zu lächeln. „Willst du mich von ihm einlullen lassen? — Ich ihn doch, ich kenne ihn doch! Und mich wird er unter keiner Maske en!"

gingen in die Schlafkamer L'Hermites. Die geschlossenen Läden hielten ageslicht ab; den Raum erleuchteten einige Kerzen. Der Hauskaplan bei dem Toten. Das Gesicht des Uralten, das gestern noch weise und h lächelte, schien jetzt schon dem Maßstab des Ironischen entrückt, n geglättet und ausgefüllt durch die letzte Ruhe; es schien auch fast oder doch dauerhafter als das lebendige Antlitz, so endgültig in einer chen Zufriedenheit erstarrt, so fest jeder Zug im Unabänderlichen, e Bewegung des Lebens neben der Gewalt des einmaligen Ausdrucks einmal mehr vermißt wurde — wie bei einem meisterlichen Bild aus Ein seidenes Tuch um Kinn und Wangen, über dem dünnen Haar geknotet, hielt die Kiefern zusammen.

de Beaune, der am Kopfende des Bettes stand und ergriffen den betrachtete, wollte zurücktreten, als der König eintrat. Doch Ludwig eine unbeholfene Geste, daß er bleiben solle, senkte den Blick schnell len und stellte sich hinter den breiten Rücken des Schatzmeisters wie eine Schutzwehr. Er legte die Hände auf die Schultern des anderen, n Kopf mit einem Ruck und sah über Jeans Achsel auf das Toten- Der Geistliche unterbrach auf ein leises Wort des Neckers sein Gebet rließ das Zimmer. Der König blickte das Pergamentgesicht Tristans

an, stumm und mit dringlicher Aufmerksamkeit, den Kopf allmählich
Jeans Schulter vorreckend.

„Gut — gut ..." flüsterte er wie zu sich selber. Er berührte mit s
Lippen fast Beaunes Ohr. „Wieviel Jahre ist Tristan älter als ich?" f
er verhalten. Der Schatzmeister wagte nicht, ihn anzusehen.

„Wohl an die zwanzig Jahre, Sire", antwortete er leise.

„Zwanzig Jahre ..." wiederholte Ludwig und wandte das Gesicht
Necker zu; „das ist eine lange Zeit, dünkt mich, Oliver."

„Das ist eine lange Zeit, Sire", sagte der Meister abgewandt. Der K
verzog gequält den Mund.

„Gibst du sie mir, Oliver?"

Der Necker antwortete nicht, als hätte er die Frage überhört. Der K
atmete lauter und rascher.

„Beruhigt dich dieser Tote, Oliver?" fragte er wieder, „und warum

„Sein Frieden beruhigt mich, Sire."

„Warum? Warum?" drängte der Erregte. Oliver zeigte ihm das
Gesicht.

„Weil er den armen Menschen von der Todesfurcht zu heilen verm
Herr: weil solches Sterben wert ist, begehrt zu werden."

Der König blieb eine Zeitlang stumm, die Lippen zusammenpressend
so heftig die Finger in Jeans Schulter krallend, daß jener vor Schmer
Rücken krümmte.

„Nein — ein ..." flüsterte Ludwig jetzt, und lauter dann: „Nein —
So fängt er mich nicht! So fängst du mich nicht!"

Er warf einen hastigen Blick durch das Zimmer, ließ plötzlich den Se
meister los, eilte an das Fenster und riß die Läden auf. Eine grausame
stach in den Raum. Ludwig trat mit entstelltem Gesicht an das Tote

„Sire!" rief Jean de Beaune, der zurückwich. Oliver legte ihm die
auf den Arm und flüsterte traurig:

„Lassen Sie ihn, Jean! — Das ist Notwehr."

Der König betrachtete mit bösen Augen die Leiche, die unter
grellen Licht zu leiden schien. Es war, als wollte ein wächsernes G
kläglich schmelzen, als drohte dem Werk die vernichtende Bewegung
tote Antlitz glitt vom Gelben ins Graue, vielleicht gar unter den leb
Augen in grauenhaften Zerfall. — Jetzt hielt Oliver den Beaune fes
vorstürzen wollte: Ludwig hatte sich rasch, mit der Grimasse des Abs
über Tristan gebeugt und ihm das seidene Tuch vom Kopf gestreift
Mund klaffte auf, wie zu einer furchtbaren Rückkehr ins Leben. A
zahnlosen Höhle bleckte eine weißliche Zunge. Die unheimliche Kra
Bartes trieb auf Wangen, Oberlippe und Kinn silberige Stoppeln
Antlitz des Toten war wie ein stummer Schrei. — Der König stöhn
Entsetzen; sein Körper bebte wie im Fieber. Er warf die Hände vo
zog mit Daumen und Zeigenfiger die Lider von den gebrochenen Aug
Er schrie auf, zurücktaumelnd, die Finger gesträubt, schrie: „Da! da! D
der Tod!" und stürzte aus dem Gemach. — —

r Necker fand ihn bei seinen Tieren, scheinbar wieder ruhig, mit
er Stimme Kosenamen rufend, auf dem Schoß eine sonnenblinde Eule,
en Kopf unter sein Wams steckte. Er sah Oliver nicht an und sagte
nit befangener Stimme:
h habe ihm die Maske abgerissen. Er bleibt der Feind. Du weißt es
Oliver. Du versuchst keine Versöhnung mehr."
schwieg, wieder mit den Tieren beschäftigt; dann fragte er:
Ver wird jetzt Generalprofos?"
r Necker zögerte einen Augenblick und antwortete jetzt:
h, Sire."
r König sah ihn an, eine Sekunde erstaunt; dann lächelte er und sagte:
a, Bruder, das ist gut. Man fürchtet dich, aber man erreicht dich nicht."

sich Ludwig bewußt war, von welcher tiefen Bedeutung und Wirkung
las Reich und auf sein Verhältnis zu den beiden regierenden Männern
Übernahme dieses fluchbeladenen Amtes durch den Necker wurde,
e selbst Oliver niemals mit Sicherheit entscheiden. Daß nur das legen-
Alter Tristans und seine persönliche Lauterkeit den Abscheu des Vol-
icht zur rebellischen oder meuchelmörderischen Wut hatten kommen
und daß ein neuer Generalprofos nicht einmal durch eine mildere
bung seiner richterlichen Gewalt — die innerhalb des geübten Regie-
systems nicht möglich war — das schwere Erbe des Hasses würde sich
r machen können, wußte der König sehr gut. Aber er schien schon zu
von den Erregungen des Tages zu sein, zu gleichgültig gegen die
te der verachteten Menschen, zu sehr auch dem Neckerschen Genie
auend, um von der Ernennung persönliche Nachteile für ihn zu be-
en oder gar den letzten Sinn seiner Bereitschaft zu begreifen. Er be-
e sich, die Stelle eines exekutierenden Fiskals zu schaffen, der im Auf-
des Generalprofosen die Urteile vollzog; und er tat es wohl weniger,
hn Oliver schutzbedürftig dünkte, als um seiner eigenen Furcht willen,
len und Tage ohne ihn zu sein.
e Machtfülle des Neckers wurde zu dieser Zeit auch in der äußerlichen
ung erstaunlich. Er war der Leiter der außenpolitischen und admini-
ven Geschäfte, Großsiegelbewahrer und des Reiches höchster Justiz-
er. Nach Tristans Tod und nach dem letzten vergeblichen Versuch,
König der Ergebenheit ins irdische Los wieder zuzuführen, arbeitete er
nüchterner und folgerichtiger Energie seinem letzten Ziel zu, daß nur
ufmerksame und kluge Jean de Beaune das Heroische seines Werkes
kte: Die vielen bedeutsamen kulturellen Projekte, die nicht aus huma-
r, sondern aus staatsmännischer Gesinnung ausgeführt wurden, und alle
este politischer und organisatorischer Triumphe trugen des Königs
n; alle Proklamationen und Ordonnanzen einer einzigartigen Tyran-
terzeichnete Le Mauvais. Die Popularität des Valois und die Bewun-
g seiner Größe, die in der Angst vor dem Stein Plessis erstarrt waren,
ren ein neues Leben, dem auf seltsame Art Liebe und Mitleid zuge-

hörten. Nur der Souverän selber, der niemals zu lernen sich die Mühe nommen hatte, die zwangvollen Äußerungen der Untertänigkeit von wahrhaftigen zu unterscheiden, und dessen Menschenhaß jetzt jede Neig die von außen kam, gleichermaßen abgeschüttelt hätte, ahnte nichts von Wandlung in seinem Volk. Aber er hatte auch nicht die Gefahr geahnt, aus Angst und Wut zusammengeballt, eine gewisse Zeitlang den Bes des Reiches bedrohte.

Während der Necker trotz aller Härte im Dienst für das Reich, als Sta mann und Protos, keine nachweisbaren Ungesetzlichkeiten beging, deckt die immer dreister sich dem Kriminellen nähernden Übergriffe und Ur drückungen seines Statthalters Daniel Bart auf immer provokantere Nach der mißlungenen Intervention des Parlamentspräsidenten und des bischofs in Plessis kam es zwischen Bart, der in Saint-Cloud residi und der Stadt Paris zum offenen Bruch. Der Erzbischof, der seit und lichen Zeiten über die benachbarten Seine-Ortschaften das Recht der ho mittleren und niederen Gerichtsbarkeit ausübte, schickte einen Parlam advokaten zu dem Statthalter, welcher in ultimativer Form die Befre der zahlreichen, durch unberechtigtes Justizverfahren in Saint-Cloud gekerkerten verlangte. Daniel hörte ihn wortlos an, erhob sich dann seinem Stuhl, ging langsam auf den Juristen zu, der leichenblaß gegen Wand zurückwich, packte den Schmächtigen und warf ihn durch die ber den Fensterscheiben auf den Hof, wo einige aufgestellte Leute ihn fingen und in ein tückisch konstruiertes Prangereisen schlossen. Die bo Begleiter des Advokaten, die Zeugen des Gewaltaktes waren, wurden Peitschenhieben über die Seine in den Boulogner Wald, der damals Forst von Rouvray benannt war und zum größten Teil dem Necker geh zurückgehetzt. Am nächsten Morgen begab sich der Erzbischof persönlic Parlament und erhob Klage gegen die ungeheuerliche Verletzung des Re und der persönlichen Freiheit. Er erwirkte sofort einen Gerichtsbeschluß, hundert Häscher nach Saint-Cloud zu marschieren und den Advokate dem Zustand mit sich zunehmen hätten, in dem sie ihn anträfen. Zu ihren staunen fanden die schwerbewaffneten Agenten den Unglücklichen auf ha Wege, noch diesseits des Flusses. Er stak in einem Halseisen, ohne sich ren zu können, und die Kette, die das Prangergestell belastete, endete in dreihundert Pfund schweren Eisenkugel. Unter außerordentlichen Schwi keiten wurde der vergitterte Mann auf einen kleinräderigen Lastkarren hoben und in die Hauptstadt gebracht. Der Parlamentsrat, der sich ir Tournelle versammelt hatte und dem der Advokat vorgeführt wurde, b nach einer genauen Protokollierung seines Zustandes, ihn aus dem Eise befreien. Doch es erwies sich, daß weder die Häscher noch die fachmän geschulten Schließer der Conciergerie das Kunstschloß zu öffnen oder Gestänge zu sprengen imstande waren. Es blieb nichts anderes übrig, als Statthalter in höflicher Form um den Schlüssel zu bitten und dem U bringer diplomatische Immunität zuzusichern. Daniel Bart hatte nach ra Verständigung des Neckers die unerhörte Kühnheit, in eigener Person

einem gewissen Pomp im Parlamentspalast zu erscheinen, in chevaleresker
ung den Pranger aufzuschließen und den halbgelähmten Advokaten
uszuziehen. Währenddessen beriet in einem Nebenzimmer der Präsident
dem herbeigeeilten Erzbischof und den Mitgliedern des Kriminalgerichts
die Möglichkeit, die dreiste Herausforderung des Neckerschen Leutnants
ist oder Gewalt zu parieren, die unerwartete und kaum wiederkehrende
genheit, sich seiner verhaßten Person zu bemächtigen, auf irgendeine,
auch illegale Weise auszunutzen und die zugesagte Unverletzlichkeit
der allgemeinen Wohlfahrt willen aufzuheben. Trotz der Warnungen
er besonnener Räte, die die Situation überschauten, die Zeit der Ab-
ung noch nicht für gekommen hielten und in dem ganzen Vorfall
provokatorischen Akt des Kronteufels vermuteten, erreichte der ge-
Präsident, von dem Prälaten unterstützt, den Verhaftungsbeschluß.
el Bart, der sich nicht sonderlich beeilte, den Parlamentspalast zu ver-
n, fand das Tor verschlossen und wurde von dem Wachoffizier mit der
mdlichen Frage aufgehalten, ob er Daniel Bart sei. Der Neckerleutnant
ein hochmütiges Ja und fand es nicht einmal der Mühe für wert, ein
unen zu heucheln. Der Polizeioffizier hatte bereits einen Steckbrief zur
i, der frisch geschrieben schien, obgleich er ein ziemlich weit zurück-
ndes Datum zeigte, und erklärte, den Statthalter wegen achtzehn neuer
ihn vorliegender Anklagen auf Raub, Erpressung, Notzucht, Freiheits-
bung, Unterschlagung von Kirchengütern, Amtsüberschreitung und un-
htigt ausgeübter Jurisdiktion verhaften zu müssen. Der Bart lacht laut
wandte sich an einen seiner Begleiter:
eite nach Plessis, Grandjean, und melde dieser Herren artigen Wort-
dem Generalprofosen. — Der arme Präsident", fügte er dann mit be-
ndem Kopfschütteln hinzu und ließ sich bereitwillig in die Conciergerie
ren. Sein Bote wurde natürlich am Stadttor festgenommen; aber er
noch Zeit genug, den Arkebusenschuß abzufeuern, der seinen im Forst
nden Gefährten die Verhaftung des Leutnants meldete und die verab-
e Benachrichtigung des Neckers befahl. Anderthalb Tage später, als
in geheimen Sitzungen des Parlaments für und gegen eine Aburteilung
tatthalters ohne Verständigung der souveränen Instanz gekämpft und
nicht einmal gewagt wurde, den Bart peinlich zu verhören, kam ein
rier aus Plessis mit königlicher Ordonnanz in schroffstem Wortlaut,
rt vom Generalprofosen: sofortige Freilassung des Statthalters, Sup-
on der Anklagen, Entschädigung des Inhaftierten durch einen Betrag
ehntausend Talern, aufzubringen von der Stadt Paris, Amtsentsetzung
Parlamentspräsidenten, Neuwahl des Kriminalgerichtskollegiums, Stel-
von zwei parlamentarischen und zwei episkopalen Geiseln nach Saint-
.

war schon die Zeit, wo des Königs Entrücktheit vom lebendigen Tag
Teilnahmslosigkeit an jedem Sein wurde, ausgenommen am eigenen,
versponnenen, nur mit den Tieren, mit den Büchern und wohl auch

mit dem Dunklen, Drohenden in sich selber beschäftigten, — wo er
schon gleichgültig wurde zum regierenden Beruf. Der Böse neben
herrschte in seinem Namen, und er war es zufrieden, daß jener den An
der widrigen Geschäfte, der ewigen Woge von den Menschen her, auf
ihn vor der Berührung, die ihn ekelte, schützte und ihm nur die Ents
dung über die großen politischen Fragen überließ, die wiederum sehr
über dem Begriff des einzelnen Lebens lagen, mit den Völkern wie mit
lichen Komplexen umgingen und mit der Zeit wie mit einer Untert
Aber selbst diese Gespräche um letzte Entscheidungen wurden spärli
Als sein pikardischer Statthalter in Artois von dem habsburgischen Ge
der Maria geschlagen wurde, hatte er noch Erregung und Enttäuschung
zeigt, neu gerüstet, neue Verhandlungen mit Gent eingeleitet: doch
arbeitete die Zeit wieder parteilich für ihn und mauerte ihn in seiner ha
und teilnahmslosen Sieghaftigkeit ein: Maria starb, noch ehe der Krieg
schieden war, Gent wandte sich im gleichen Augenblick von neuem g
den fremden Herzog, seine Kinder als Geiseln behaltend und das Mäd
Margarethe als Braut des Dauphin in die Touraine verschachernd;
endgültige Frieden wurde geschlossen und brachte das Artois und das He
tum Burgund in allen seinen wallonischen Gebieten an Frankreich.
Vollkommenheit des politischen Zustandes war erreicht, die das gewa
Reich und das ganze Europa in abergläubischer Abhängigkeit von der
macht des unsichtbaren Königs gefangen hielten. Der alte Schattenk
René war gestorben und ließ die Provence und Anjou-Maine auch
Buchstaben nach dem Valois, Flandern war sein Protektionsland, die
tagne war friedlich und geduckt gehorsam wie ein gutdressierter Hund
Reich zitterte willfährig vor jedem Wort, das aus der Feste Plessis d
die Schweiz parierte wie eine Provinz, Spanien, alle italienischen Mä
Portugal, Navarra und Schottland bettelten um seine Freundschaft, der
kranke Edward von England und Habsburg hielten sich gerne ruhig
waren dankbar, daß man sie in Ruhe ließ. — Der alte Mann von P
hatte nichts mehr zu besorgen als sein eigenes Leben und die guten T

Doch die Tiere machten es ihm leichter als das Selbst, der alte Kö
das alte Hirn, die morschen Gefäße seiner Existenz. Er leugnete es sich
mehr ab: die Drohung kam jede Nacht fast, in der er nicht trank, aus
eigenen Innern, unentrinnbar und unbezwingbar, tropfte aus jedem Ge
ken wie aus einem lecken Topf, pochte im Blut, zerrte an den Nerven
im Nacken, sauste in den Ohren, rollte im Kopf, umklammerte die l
So trank er. Doch dann wagte sich die Drohung an den Tag, trieb ihr
Blut in die Stirn und Hitzen ins Gesicht, daß in seinem Blick der l
vor ihm in schiefe Stufen zerbrach, die Wände sich lächerlich bogen
Welt einen sachtroten Schleier trug und plötzlich keine Vergangenheit
war, kein Ding und kein Tier mehr einen Namen trug, das gedächtn
Hirn leer lief wie ein aufgehobenes Wagenrad und Füsse und Hände
kalte Lehmschicht zu tragen schienen. — Was tun? Was tun? Lieber die l
ertragen, die schrecklich ist an sich, lieber ihre Gespenster nüchternen

n Geistes abwehren und in der Bibliothek zwischen der ergebenen
keit der Bücher die Erleichterung des dämmernden Morgens abwarten!
it seiner ungeheuren Energie warf er das Leben in die äußerste Ent-
mkeit, trank nichts und aß wenig, arbeitete in den Nächten an einem
Gesetzbuch, begnügte sich mit einem kurzen Vormittagsschlaf und
achte die hellen Stunden im Tierpark, die animalische Nähe wie
iequellen auszunutzen trachtend. Niemals aber, auch nicht an Tagen
chen Verfalls, klagte er einem Menschen, selbst dem Necker nicht, der
Anteilnahme wagte und sogar den Mitleidsblick hütete.
kam ein Frühling, in dem die Erscheinungen des Alters durch die trieb-
Erde in erschreckender Weise deutlich wurden; und sie führten zu einer
arkeit und Empfindlichkeit, die die Nähe der Katastrophe anzeig-
Oliver sah die unheilvolle Härte und Schlängelung der Schläfenarterien
ft schon — am hellen Tag, zwischen zwei Sätzen — ein unsägliches
n in Ludwigs Augen, eine Unruhe, eine Angst, die die Züge ver-
. — In jenen Wochen machte Oliver sein Testament zugunsten der
n Anne Necker, Henryks jüngster Tochter, wie er in Erfahrung ge-
hatte. Da er über sein Schicksal nicht im Ungewissen war und für
Mädchen einen Teil seines Vermögens retten wollte, deponierte er die
Summe, die er flüssig machen konnte, zusammen mit der letztwilligen
gung in einem Brügger Bankhaus. —
einem ungewöhnlich warmen Apriltag schien der König von einer
haften Heiterkeit erfüllt. Gesprächiger als sonst, aber zerfahren und
menhanglos plaudernd schritt er mit Oliver über die Weide der
e. Ein Berberhengst, ganz in seiner Nähe brünstig sich aufbäumend
an im Vorgaloppieren mit den Hufen fast streifend, erschreckte ihn
vermutete Art. Entstellten Gesichts und unsicher laufend zog er den
r aus der Umzäunung.
s war Saint-Pol!" keuchte er; „fast hätte er mich mit den Hufen ge-
, Oliver ... Bin ich auch hier nicht sicher ... oder ist er ..."
preßte die Hand auf das Herz und lallte unverständliche Worte.
e, beruhigen Sie sich", bat Oliver und sah ihn besorgt an. Ludwig,
Gesicht, hob wild die Arme.
an soll ihn erschießen!" schrie er, „ich war guter Stimmung! Ich habe
en können! Der Druck war fort, der Druck! Er wußte es, er, der
! Der Konnetabel ... Was siehst du mich so an?"
Necker nahm wortlos seinen Arm und wollte ihn ins Schloß führen;
les Königs Beine versagten den Dienst. Oliver ließ ihn sanft auf die
gleiten, stützte seinen Kopf und öffnete ihm die Halskrause.
as ist denn ..., was ist denn ..." stammelte Ludwig, die Augen
end, und umklammerte Olivers Nacken. Der Meister rupfte tau-
s Gras aus und legte es ihm auf Stirn und Brust. Ludwig atmete auf.
an soll mich nicht so liegen sehen, sagte er dann mit klarerer Stimme,
ill es nicht. Heb mich auf. Ich bin gesund. Ich will es!"
ver hob ihn auf die Beine. Ein paar Schritte ging der König noch

schwer auf seinen Arm gestützt. Dann richtete er den Körper auf
Zähne zusammenbeißend, und ließ den anderen los. Im Bereich des Sch
war die letzte Schwäche überwunden; die Wachen sahen den kurzen ra
Schritt des Herrschers und das kalte Gesicht, das niemanden anblickte
vor einer halben Stunde.

Ludwig ging in die Bibliothek und ließ sich erschöpft in einen
fallen. Der Blick, den er jetzt auf den Necker warf, war der feindl
ihres ganzen gemeinsamen Lebens. Oliver bemerkte ihn und senkte
Kopf, um den König mit keinem Ausdruck seines Gesichts zu reizen.

„Nachricht von Edwards Zustand?" fragte er mit heiserer Stimme. C
zögerte mit der Antwort. Ludwig schlug auf die Seitenlehnen.

„Glaubst du", rief er böse, „es schadet mir, wenn du sagst, daß e
storben ist? Das war seit Wochen zu erwarten."

„Er ist gestorben", sagte Oliver. Der König schob das Kinn vor
runzelte die Brauen.

„Wie alt wurde er?" fragte er nach einer Weile.

„So alt, wie ich jetzt bin", entgegnete der Necker vorsichtig, „un
scheint für den lendenlahmen Exzedenten immerhin erstaunlich."

Ludwig schob mit unwirscher Geste die Bemerkung von sich und sa
lauernd an.

„Wieviel Jahre bist du jünger als ich, Oliver?"

„Etwa zehn Jahre, Sire", entgegnete der Necker leise. Der König
ihn an:

„Zum Teufel! Vierzehn Jahre! Was schonst du mich! — Ich will w
was du von meinem Zustand denkst!" —

„Ich denke nichts anderes", meinte Oliver achselzuckend, „als d
lächerlich ist, mir in solcher Weise zu zürnen, nur weil ich Zeuge
kleinen Schwächeanfalls war, Sire."

Ludwigs Gesicht entspannte sich; er streckte die Hände nach
Necker aus.

„Ja, du hilfst mir, Bruder flüsterte er, „du glaubst nicht, daß Er v
hinter mir stand, auf Armeslänge hinter mir! Du darfst es nicht glau
— Er stockte und hauchte dann wie ein letztes Bekenntnis: „Ich
schon im Kampf, Oliver, schon seit geraumer Zeit . . ." Er zog Oliver
an sich heran, unsicher und fast hilflos redend: „Sind vierzehn Jahr
weite Strecke für ihn?"

Der Necker hob sehr bewegt den Kopf und sah ihm in die trüben A
„Nein, Sire, und ich desertiere nicht. Und wenn es sein muß, bin i
vierzehn Jahre voraus. — Sie dürfen nicht kleinmütig werden und sich
vor mir verstecken: wie soll ich sonst helfen?"

Der König nickte langsam mit dem Kopf.

„Ich ergebe mich nicht", sprach er; plötzlich lenkte er ab: „Ist Glo
Edwards Bruder ruhig? oder doch der Prätendent?"

Oliver durfte es nicht mehr wagen, den Souverän mit Schweigen
halben Andeutungen zu erregen. Er hielt ihn jetzt wohl auch für

ug, die Tragödien fremder Schicksale anzuhören, ohne durch den regie-
den Tod erschüttert zu werden. Er anwortete rasch und sachlich:
Glocester heißt heute schon König Richard. Edwards beide kleinen
ne starben von seiner Hand. Edwards beide Töchter wurden von ihm
Bastarde erklärt. Richard bietet Ihnen seine Freundschaft an, Sire."
udwig wurde in beängstigend schneller Folge blaß und rot; seine Augen
rden von dem stoßenden Blut herausgetrieben.
Diesen Menschen genügt nicht der Tod", stöhnte er, „so sind die Mörder!
Glocester gibt es überall ... jeder kann Glocester sein ... ich war es auch,
der ... zu mir kommt er auch ... Hilf mir doch!"
Er sah sich, fast erwürgt vor Entsetzen, im Raum um. Er redete irre.
ver brachte ihn zu Bett. —
n dieser Nacht heulte die Dogge Tristan und scharrte gegen die Schlaf-
mertür. Der Necker, den der König seit Jahresfrist, seit Beginn der
htlichen Bedrohungen und Arbeiten nicht mehr bei sich schlafen ließ,
te auch an jenem Tag nicht den Kranken durch eine Änderung der ge-
hnten Ordnung erschrecken wollen und das Schlafgemach verlassen, als
dwig in einen unruhigen Schlummer versunken war. Er wachte in seiner
mmer, durch die Nähe des letzten Kampfes verstört und nicht einmal
lesen fähig. Er starrte in eine schwarze Ecke des Zimmers und lauschte
sich hinein, ob sein Herzschlag im Schicksal des verwandten Geistes mit-
pfte. Er empfand eine Müdigkeit, die ihn ergebener dünkte, als es dem
derstand des streitbaren Greises angemessen schien. Er schüttelte traurig
Kopf.
Wie der Hund seine Klage hinausheulte, sprang er auf, die Fäuste gegen
pochenden Schläfen gepreßt, und stürzte hinaus. Im Vorraum zu Lud-
gs Schlafzimmer — die Dogge ließ winselnd von der Tür ab und drängte
an ihn — hörte er noch den schweren Fall des Körpers drinnen und
elndes Atmen. Er riß die Tür auf. Der König lag in einiger Entfernung
den Bettstufen auf dem Boden, seitlich hingestreckt und röchelnd. Der
nd war schon bei dem Gefällten und leckte das Ohr und das weiße
ar. Jetzt kniete Oliver neben dem König, schob die Dogge fort, die
rrte, und richtete ihn sachte auf. Ludwig lag auf der Seite, die vom
lag getroffen war. Es schien, als sei er durch die äußerste Angst des be-
hten Körpers geweckt und aus dem Bett gestoßen worden, als hätte er
dem letzten Laut des aufgerissenen Mundes nach dem treuen Tier ge-
en oder nach dem treuen Menschen, als hätte ihn der Feind zwischen
testrade und Tür erreicht und niedergeschlagen. Das Gesicht, dessen
e Hälfte mit hängendem Lid, schlotternder Backe und krampfig abge-
enem Mundwinkel die Zeichen der ungeheuren Faust trug, war blaurot,
rechte Auge stand weit offen, vorquellend, mit glotzender Pupille in der
lagangst erstarrt. — Muß er so furchtbar sterben, dachte Oliver er-
ittert, hob ihn mit Anstrengung auf und trug ihn aufs Bett zurück. Die
eder der linken Körperseite hingen schwach und schwank herab wie bei
er ungefügen Puppe.

Doch der König starb nicht. Nach der schlimmen Nacht, in der Oliver m
Aderlässen, kalten Kompressen und Essigeinläufen gegen den tödlich
Blutdruck kämpfte und in der er keine andere Hilfe herbeizurufen wa
als die Jean de Beaunes und eines vertrauten und verschwiegenen Kamm
dieners, fiel der Kranke in einen tiefen Schlaf. Indessen mußte der am f
genden Tag mit vieler Heimlichkeit herbeigerufene Erzbischof von Vien
einer der bedeutendsten Ärzte seiner Zeit und vor Olivers Favoritentu
Beichtvater des Königs, feststellen, daß Ludwig nicht nur linksseitig gelähm
war, sondern auch die Sprache verloren hatte. Der gelehrte Prälat hof
wohl auf eine allgemeine Besserung innerhalb weniger Tage; aber er wart
sie, durch die Nähe des Neckers sichtlich irritiert, nicht ab und zog sich n
am gleichen Abend zurück, nachdem er die Behandlungsmethode des Meist
gebilligt und das feierliche Wort gegeben hatte, über die Erkrankung d
Königs zu schweigen.

Noch kannte außer den drei Eingeweihten keiner im Schloß den Zusta
des Königs. Man war an seine Launen gewöhnt und wußte noch von A
boise her, daß es ihm zuweilen beliebte, sich durch Tage jedem Auge zu en
ziehen. Nur die Tiere vermißten ihn und kreischten, bellten, wieherte
nach ihrem Freund.

Als Ludwig erwachte, überwand er in erstaunlich kurzer Zeit das E
setzen über sich selbst. Er sah wohl mit dem gesunden Auge den Necker
seltsamer Klage an, öffnete den Mund, ballte und spreizte die Rechte, schl
verzweifelt auf die Bettdecke, weil nichts als ein häßlich schnarrender La
über seine Lippen kam, verzerrte erschütternd wütig die eine Gesichtshälf
aber die fruchtlose Empörung dauerte nur kurze Zeit. Wie Oliver il
Schiefertafel und Griffel zeigte, griff er gierig danach. Er schrieb mit f
unleserlichen Lettern: „Ich sehe, höre, erkenne — ich spreche bald!“ — Oli
sah ihn mit einem Lächeln an, das voll Wehmut und Bewunderung war.

„Sie sind wahrlich noch stark genug, Sire“, sprach er ehrlich, um mir Kr
abgeben zu können.“

Ludwig bewegte zustimmend die Hand und zerbrach den schweren Grif
zwischen den Fingern; sein halbes Gesicht verschob sich im Willen zu lächel
Dann schrieb er, die eine Braue hochziehend, mit dem kreischenden Ri
des Stiftes die erbarmungslosen Worte der ersten Ordonnanz an die Schlo
besatzung: „Der König ist leicht erkrankt. Wer das kleinste Wort darüb
an die Außenwelt gelangen läßt, wird gehängt.“ — Der Generalprofos v
las den Befehl den im Schloßhof versammelten Beamten, Gardisten, Lakai
untersagte für die Dauer der Krankheit jede Beurlaubung und richtete e
strenge Briefzensur ein. — Ein zweiter Erlaß des Königs wies die Wär
an, während seiner Krankheit die Pflege der Tiere nicht im kleinsten zu v
nachlässigen; ein jeder hafte mit seiner Person für ihr Wohlbefinden. — I
Stein Plessis bebte vor der kranken Majestät. —

Vierundzwanzig Stunden später begann Ludwig zu sprechen. Es war
erst ein Lallen, fast noch unverständlich, aber mit ungeheurer Willenskr
wiederholt, jedes Wort angegriffen und nicht mehr losgelassen, bis die Sä

rer und klarer ausgesprochen wurden. Als der Tag sich neigte, war die
ache zurückerobert. Die Stimme wohl hatte sich verändert; sie tönte nicht
ır sonor und männlich wie früher, sondern blieb wie geborsten, müh-
g auch und mit schweren Lauten die Worte getragen aneinanderreihend;
r die Freude gab ihr eine seltsam heroische, ungefüge Zuversicht. Oliver
den Ringkampf an, tief erregt und fast bestürzt von solchem Mut. Der
nig begriff seinen aufmerksamen Blick anders; er streckte ihm die Hand
und sagte:
Freund, ich danke dir."
Was danken Sie mir?" fragte der Necker verwundert und sogleich auch
leiser Pein angerührt. Ludwig strich ihm über den Arm, mit einer zag-
ten Bewegung.
Ich weiß, ich weiß", sprach er mit seiner brüchigen Stimme, „du hast
die Sprache wiedergegeben, Bruder. Groß ist deine Magie, aber ..."
Sire!" unterbrach Oliver in heftiger Bestürzung, „Gott gab sie Ihnen
der!"
Groß ist deine Magie, Bruder", beharrte der König unbeirrt; „aber gib
auch den ganzen Körper wieder. — Sieh, ist das königlich?"
r hob mit der gesunden Rechten seinen linken Arm hoch und ließ ihn
ickfallen wie einen Pumpenschwengel. Der Necker murmelte gequält:
Beten Sie zu Gott, Sire. Ich kann nichts zurückgeben!"
Ist das königlich?" fragte Ludwig weiter, grausam taub, und legte die
nd auf die tote Hälfte seines Gesichtes. Der Necker sank sehr bestürzt
dem Lehnstuhl auf die Knie und umklammerte Ludwigs Beine.
Herr! Herr!" rief er, „lassen Sie den furchtbaren Glauben an mich! Ich
nur ein Mensch!"
Nein, nein, nein!" stöhnte Ludwig, und sein schiefer Mund bebte vor
st, „ich lasse ihn nicht, darf ihn nicht lassen! — Er hilft mir ja bis hier-
— und auch weiter ..."
Oliver wagte nicht mehr zu widersprechen; er mußte, wollte er nicht den
ig in neue Gefahr bringen, schweigen. Er richtete sich langsam auf.
Bleib! bleib!" flüsterte Ludwig und fingerte nach ihm, „mir ist fast, als
te das linke Bein deinen Körper ..."
er Necker blieb vor ihm knien, mit wirrem Kopf, und preßte und rieb
tote Fleisch. Gegen Mitternacht konnte der König mit einiger Mühe die
hmten Glieder bewegen. Er schlief mit einem Seufzen des Glücks ein.
ver, der bei ihm wachte, barg die brennende Stirn in den Händen. —
rum quält das Schicksal diesen alten Mann auf solche schlimme Art mit
und mit sich? fragte er sich; kann es nicht zum Ende kommen? — Doch
nächsten Tag änderte er seine Haltung dem Kranken gegenüber. Er be-
delte ihn, wie jener es wollte: mit dem suggestiven Kommando des
berlichen Erfolges, mit der Unsentimentalität und anspruchsvollen Technik
Schwarzdoktors. Er hob ihn aus dem Bett und stellte ihn auf die Beine.
Sie können stehen, Sire", sagte er und ließ ihn los. Ludwig stand.
Sie können den linken Arm bewegen, Sire." Ludwig hob ihn ein wenig.

„Sie können gehen, Sire", sprach der Necker ein drittes Mal und erg
des Königs Arm. Ludwig humpelte an seiner Seite durch das Zimmer.
Am Abend waren die Lähmungserscheinungen bis auf die Muskelschwä
des linken Augenlids, das geschlossen blieb, und einer leichten Verzerr
der linken Gesichtshälfte, verschwunden. Sein Gang zwar war hinkend
sein Körper gebückt wie bei einem hinfälligen Greis, und er trennte sich n
mehr vom Krückstock. Er wurde auch noch menschenscheuer, aus Angst
einem Blick, der ihm sein verändertes Aussehen verraten könne. Bevo
das erstemal wieder das Schloß verließ, um zu den Tieren zu gehen, gab
den Befehl aus, daß er keinem Beamten oder Bediensteten zu begeg
wünschte. So sah er nur die kalten blauen Augen seiner Schotten, die k
neugierigen und nicht zu erschütternde Leute waren. Und dann sah er
alte Freude seiner Tiere.

Zu Anfang Mai, an einem der schweigsamen Abende, an denen der sie
König von neuer Unruhe in seinem Körper heimgesucht wurde, sein
schreckter Blick über den Rand des Folianten flatterte und den Necker suc
— an denen die süße Luft des Blühens zu betäubend und Nachtigallens
aus dem Hag zu laut in den ernsten und herben Bücherraum drang
Oliver stumm aufstand und die Fenster schloß, hatte Ludwig ein m
würdiges Verlangen.

„Freund", bat er fast verlegenen Tones, „lies mir das Kapitel aus
Propheten Jesaia, in dem der König Hiskia, todkrank, zu Gott flehte,
Leben ihm zu verlängern, und wie des Herrn Wort dem Jesaia geschah
der Herr den Tagen des Königs noch fünfzehn Jahre der Gesundheit zuleg

Der Necker blätterte ohne ein Zeichen der Verwunderung in der B
und las das achtunddreißigste Kapitel des Buches Jesaia. Schon nach weni
Sätzen unterbrach der König, bekümmert den Kopf schüttelnd, ohne H
nung fragend:

„Wie kann ich sagen, daß ich vor dem Herrn gewandelt habe in
Wahrheit mit vollkommenem Herzen, und getan habe, was ihm gefa
hat? Wie kann ich es sagen, Bruder?"

Oliver hob nicht einmal den Kopf, als ob Ludwigs absonderliches
dringen in das biblische Gleichnis ihn nicht zu erstaunen vermochte.

„Dieser Zweifel allein mag schon dem Herrn genügen", sagte er schl
und las weiter. Der König betrachtete ihn sehr aufmerksam; das hänge
Lid flatterte in seiner heimlichen Erregung. Der Necker endete: „Hiskia
sprach: Welch ein Zeichen ist das, daß ich hinauf zum Hause des H
soll gehen!"

„Ich habe gebetet, als ich stumm war", flüsterte Ludwig hastig, wie
Antwort. Er bedeckte, wie es nach dem Schlaganfall seine Gewohnheit
worden war, die linke Gesichtshälfte mit der flachen Hand und fuhr
fort: „Aber ich meine immer, du drängst mich durch Gott in die R
gnation, Bruder."

Oliver sah ihn einen Augenblick an, mitleidig und unmerklich lächel
blätterte dann die pergamentene Seite der Vulgata zurück und las

nal: „Denn die Hölle lobt dich nicht, so rühmt dich der Tod nicht; und in die Grube fahren, warten nicht auf deine Wahrheit. Sondern allein, da leben, loben dich, wie ich jetzt tue."

ine Weile schwiegen beide. Ludwig blickte ihn mit dem freien Auge chend an.

Ja", sagte er schließlich, „du willst entlastet sein, Bruder, ich kann es reifen. Und wenn ich auch weniger mehr gutmachen kann, um Gott ge- g zu werden, und wenn auch Gott und wir wissen, daß das königliche vissen von wenigem mehr belastet wird und das meiste wieder auf sich men würde, so möchte eine gute Tat doch von Nutzen sein, Bruder, und dir?"

Versuchen Sie es, Sire", sagte der Necker. Der König sprach ohne Zögern, ein Mensch, der die Summe einer langen Überlegung mitteilt:

Der Kardinal Balue ist begnadigt. — Bitte den Heiligen Vater in meinem nen um ein Breve, das mich von der Sünde seiner Einkerkerung los- cht. Und dann geh nach Amboise und öffne den Käfig. — Wird die gute uns angeschrieben, Bruder?"

Ich glaube es", sagte Oliver und beugte sich dankbar über Ludwigs Hand.

om hatte in jedem zweiten oder dritten Jahr versucht, den Kardinal zu eien. Bei den guten politischen Beziehungen des Kirchenstaates mit wig, bei Balues bekannt gewordener Verräterei und der europäischen htstellung des Königs konnten die päpstlichen Vorstellungen niemals den ichen oder gar bittenden Ton verlassen. Doch sie begegneten stets jener hrlich zutunlichen Dialektik, die das verwischte, was sie nicht zugeben te. Um so freudiger nahm der Papst die Initiative des Königs auf, und Breve war ein Dankschreiben.

alues Körper war so schwer geworden, daß die Beine ihn nicht mehr en. Nach zehn Jahren einer verzweifelt angespannten Tätigkeit als rsetzer und Exeget war der Geist noch stark, als das Augenlicht ver- te. Doch angelangt auf dem höchsten Grad irdischer Betrachtung, er- ckte ihn auch die Dauer des Dunkels nicht mehr. Er lag die letzten vier e wie eine unförmige Masse auf der Pritsche, die Hände über dem tigen Bauch gefaltet, die Augen zumeist geschlossen, und diktierte einem ustiner, der außerhalb des Käfigs saß, eine neue Fixierung des Kanons eine Kritik der Apokryphen.

n einem dieser Maitage, die durch die offenen Fensterluken das Gewölbe sonnenwarmer Luft füllten, wurde der beschaulich Arbeitende zu un- hnter Stunde gestört. Das Tor wurde geöffnet und nicht wieder ins oß geworfen. Schritte von Menschen kamen näher.

Was ist denn?" fragte Balue ein wenig unwillig und wandte den Kopf. gab keine Antwort; aber es erhob sich ganz in seiner Nähe das unsäg- neue und unerwartete Geräusch arbeitender Feilen.

Fra Benedetto, was geschieht hier?" fragte Balue in großer Erregung n Sekretär.

„Handwerker arbeiten am Gestänge, Eminenz", antwortete der Mönch einer Stimme, die vor Staunen fremd klang. Der Kardinal legte den K ergeben auf das Kissen zurück, schloß die Augen und begann klaren T das Benedic anima mea Domino. Die Feilen kreischten lauter, dröhnend Gitterwerk. Ein Schritt brach in die vierzehnjährige Einsamkeit des K inneren ein, ein Mensch stand, von Eisenstangen nicht getrennt, ganz n und sprach leise:

„Monsignor Jean Balue, Kardinalbischof von Angers, Eminentissi Durch die Gnade des Allerchristlichsten Königs sind Sie ein freier M und beurlaubt nach Rom."

Balue schwieg eine Weile, den Worten nachlauschend, die Augen n öffnend; dann flüsterte er:

„Wer sagt mir diese große Kunde, daß ich ihn segnen kann?"

„Ein Diener seines Herrn", murmelte der Necker und kniete nieder.

Drittes Kapitel

DER SIEGER

GOTT schien die gute Tat nicht anzurechnen. An einem sehr heißen Jun ließ er den zweiten Schlag gegen den König zu. Fast ohne Laut sank Luc in dem Stuhl zusammen, in dem er zufällig saß. Oliver verschloß mit l und ruhiger Hand die Tür der Bibliothek und setzte sich dann zu Bewußtlosen, seine kalten feuchten Hände haltend. Er tat nichts sonst hielt nur seine Hände, mit den Fingerspitzen den rasenden und gemach verlangsamenden Puls prüfend, das wildrote, allmählich sich entfärb Gesicht betrachtend — und wartete. Ludwig hatte die Augen geschlo Er wurde blasser und blasser, das Herz ging langsamer und langsa immer mehr neigte sich der Oberkörper nach vorne; jetzt ließ er sich einem kleinen und fast kindlichen Stöhnen in Olivers Arme fallen; Kopf sank an die Brust des Neckers, der ihn nicht einmal zur Seite wa oder aufrichtete, damit das Gesicht freier atmen könnte. Dann glitten a wie unter einem leisen Stoß, des Königs Schenkel, Knie und Beine aus Stellung des Sitzens, der Necker umfaßte den sinkenden Körper fester hob ihn auf seinen Schoß.

So saß er wohl zwei Stunden mit der Menschenlast, die schwerer wu je mehr sie sich vom Leben zu entfernen schien. Es kam der Augenblick er nicht Atem noch Herzschlag mehr hörte; doch er wurde nicht unru nicht traurig, nicht angerührt vom Schicksal des einen oder anderen Kör Es waren nicht einmal viele Gedanken in seinem Kopf, wie er den and versehrten Kopf unter sich betrachtete; nur das eine wußte er: das ist Tod noch nicht. Dann, in einer seltsamen Sekunde des ausstrahlenden vortastenden Gefühls, war es ihm, als belebte sich der Herzschlag des K von neuem an seinem eigenen ruhigen und lebensstarken. — Er kann

ben! stöhnte er; und das erstemal in seinem Leben hatte er den Ge-
ken an Selbstmord. —

Der König erwachte in einer so großen körperlichen und geistigen Schwäche
ß die lähmende Wirkung dieses zweiten Anfalles in ihrem Ausmaß nicht
annt werden konnte. Doch er schien die Nähe des Neckerschen Körpers
pfunden zu haben und zu entbehren, als Oliver ihn schließlich auf das
hebett trug, das in der Bibliothek für ihn bereit stand. Der Meister hörte
l begriff auch bald die ganz verhaltenen Zeichen des Unwillens und Un-
agens, die Ludwig so lange fortsetzte, bis Oliver ihn von neuem aus den
sen hob und mit seinem Körper stützte. So, wieder an seiner Brust, fiel
auch bald in den schweren totenstarren Schlaf, den der Necker von der
en Krankheit her als Beweis der überstandenen Gefahr kannte. Der
hste Tag zeigte wohl Ludwigs gesteigerte Hinfälligkeit, aber doch auch
ne Lähmung einer leiblichen oder sinnlichen Funktion. Der zweite Schlag
en ohne schädliche Folgen überstanden. Der König sprach und bewegte
an diesem und den beiden nächsten Tagen wenig, wohl noch im Banne
großen körperlichen Schreckens; doch Oliver, der stets bei ihm war,
ßte, daß sein Geist schon wieder arbeitete und nach neuen Waffen gegen
Feind suchte. Er glaubte auch, daß die Enttäuschung, die Gott dem
ig bereitet hatte, sich in einer heftigen Abkehr von jeder menschlichen
nut äußern werde, in gesteigerter Kraft von Haß, Mißtrauen und Ver-
cung.

r täuschte sich nicht. Der Rekonvaleszent überraschte ihn und den Hof
einer unheimlich durchdachten Reform aller Verteidigungs- und Absperr-
ßregeln. Zunächst filterte er von neuem die zivile Schloßbesatzung durch
schränkte die Zahl der Beamten und Domestiken auf das äußerste ein.
ch viele Tage prüfte er persönlich die Personallisten und schied rück-
tslos die Leute aus, die durch irgendeine noch so geringfügige Ursache
durch einen suspekten Vetter, einen peinlichen Namen — sein Mißfallen
gten. Der also gesiebte Rest unterlag seinem „Bewegungsgesetz", dem
nta rei", wie er es mit verkniffenem Mundwinkel dem Necker formulierte:
Leute wurden außerhalb des Schlosses kaserniert und hatten sich nach
m klug berechneten System, das jede gefährliche Vertrautheit mit den
gen und Geschehnissen des Schloßinnern ausschloß, im Dienst abzulösen.
rreichte es Ludwig, daß außer dem Necker und Jean de Beaune nur noch
vierhundert Mann der Schottengarde ständig im Schloß wohnten. Kein
t, kein fremder Gesandter, selbst nicht die Mitglieder des königlichen
ses durften in Plessis übernachten oder auch nur die Aufenthaltsdauer
rschreiten, die ihnen, nach Stunden bemessen, schon vor ihrer Ankunft
geteilt wurde. Rings um die Feste, und zwar noch ein gutes Stück außer-
des Mauerwalles, wurde ein Gitterwerk aus starken Eisenstangen ge-
en, so daß das gesamte Schloßviereck zu einem furchtbar gesteigerten
chnis jener Käfige wurde, die der König zur Einkerkerung hervor-
nder Gefangener erfunden hatte. An den vier Ecken des ungeheuren
igs wurden vier rollende Panzertürme errichtet — Haubenlerchen ge-

nannt — und mit je vierzig Scharfschützen bemannt, die nachts ohne Ann jeden sich auf ihrer Längsseite dem Gitterwerk nähernden Menschen zu schießen hatten und während der Einlaßstunden die angemeldeten Person — ob Fürst oder Lieferant — körperlich untersuchten. Die Mauern hin den Käfigstangen waren mit Sporen und Widerhaken gespickt und Zwischenraum in gedeckte Laufgräben verwandelt, in denen Tag und Na Gardisten patrouillierten.

Oliver verlor über einen solchen sinnlosen Eifer kaum ein Wort. Nur ei mal fragte er den König, scheinbar ohne Spott:

„Befürchten Sie eine Belagerung, Sire?"

Ludwig wandte ihm sein schiefes Gesicht zu:

„Ich werde belagert", erwiderte er mit einem Ernst, der zugleich die Fra tadelte. „Und man soll wissen, daß es sich noch verlohnt."

Das Bedürfnis des Königs, sich und der Welt sein Dasein zu beweis steigerte sich mit dem körperlichen Verfall. Obwohl er so schwach war, d er die Bibliothek nicht mehr verlassen konnte und sich nur noch einmal Tages auf einem Tragstuhl zu den Tieren bringen ließ, obwohl außer d Necker, dem Schatzmeister und einigen Leibgardisten kaum noch ein ande Mensch vor sein verstörtes Auge trat, brach er jetzt mit der Gewohnh eines ganzen Lebens und kleidete den ausgemergelten Leib in prunker Gewänder, in weite und lange, pelzverbrämte Mäntel, die sich stattlich üb dem armen Körper aufbauschten. Jetzt auch begann er wieder, persönl in die Geschäfte der Regierung und gar in geringfügige Verwaltun angelegenheiten einzugreifen und eine Sprache in die Welt zu schicken, um so herrischer und härter schien, je beschwerlicher dem müden Mund Rede wurde. Und jetzt erst stieß er auf die Gegnerschaft des Neckers.

Oliver stemmte sich nicht gegen den Tätigkeitsdrang des Alten, auch ni gegen die Ausbrüche einer tückisch kleinlichen Tyrannei, die je nach d Grade des eigenen Siechtums die Untertanen reizte oder quälte, Pensio beschnitt oder aufhob, Ämter und Würden einzog und mit erschrecken Willkür Strafen aller Art verhängte: der Necker wollte nicht gestatten, d der königliche Name auf so häßliche Weise befleckt werde. Er verlang daß solche Disziplinarverfügungen von ihm gezeichnet würden, wie es in letzten Zeit stets geübt worden war. Der König wiederum schien von ei unvermuteten Eifersucht gestachelt und verbiß sich desto fester in den Will alle Dekrete — ob politischer oder administrativer Art — wieder persönl abzufassen und zu unterschreiben. Gewiß hätte Oliver die Schicksalsdin die doch schon — glaubte er — sehr nahe bis zur notwendigen Entscheidu gediehen waren, ruhig weitertreiben lassen können; aber in dem eige Schauder über Ludwigs Art und Kraft des leiblichen Widerstandes sch ihm der zufällige Gegensatz zwischen sich und ihm wie das sinnfällige Mit ihn von sich fortzudrängen — so weit eben, daß er vor dem Tod kapi lierte und solchen Lebens trauriges Spiel zu Ende kam. Denn Oliver sehr müde schon.

is diesen Gründen blieb er widerspenstig und zeigte eine Schroffheit, die einem rechten Verhältnis zu dem Wesen des Streites stand und nur verhindern sollte. Ludwig saß zusammengeschrumpft und wie ausgedörrt — ein loses, knochendürres altes Männchen — in dem viel zu mächtigen Lehnstuhl, legte die Hand auf die linke Gesichtshälfte und sah den Necker mit einem merkwürdigen Blick von unten her an.

„Muß ich wirklich", sprach er schwerfällig, „gerade bei dir die Bestätigung eines schlimmen Gedankens finden, der mir in diesen Wochen arg zusetzt: daß man den König nicht mehr respektiert, weil er alt ist — und vielleicht krank?"

Oliver machte eine heftige Bewegung.

„Wenn Sie mich nicht von solchen Erwägungen ausnehmen können, Sire", sagte er scharf, „so ist mehr in Gefahr als die Arbeit, die ich in Ihren Diensten geleistet zu haben glaube."

Doch Ludwig blieb ruhig; er blinzelte nur ein wenig mit dem gesunden Auge.

„Meinst du mein Leben oder meinen Thron, Oliver?" fragte er mit einer ermütigen Ironie, die den Necker überraschte und traf. „Und meinst du, ich sei so krank, daß ich nicht mehr deinen veränderten Ton hören oder begreifen könnte? — Glaubst du, Oliver, ich höre deine Drohung als — Drohung?"

Der Necker blieb stumm und unbewegten Gesichts an seinem Platz und sah auch nicht den Blick. Aber sein Herz klopfte; er fühlte mit einemmal die Bedeutsamkeit dieses Gesprächs; doch er wußte nicht, mit keinem vorgenden Gedanken, was gesprochen werden würde. Und das verwirrte wie in jener ersten Zeit des gemeinsamen Schicksals, in der er Ludwigs onischen Anteil an seiner Seele nicht abzuschätzen vermochte. Daß dieser Mensch noch über Wissen und Kraft verfügen möchte, die er schon ren hatte oder vielleicht niemals besaß, konnte ihn fast demütigen und ungeheuerlichen Kampf, den er zugleich mit ihm und gegen ihn führte, s ausdehnen. — Er stöhnte verhalten.

„Armer Bruder", sprach der König leise, und Mitleid stak mit absonderfremdem Kehlklang in seiner Heiserkeit; „wir sind verbrüderter, als es dich gut ist. Für mich ist es gut; denn ich allein bin der Nutznießer: be davon. Aber ich habe auch von dir deine Bedenken, deine Zweifel, heimliche Müdigkeit übernommen. — Sieh, Oliver, so weiß ich wohl meiste, was dich quält. Doch wie darf ich es aufkommen lassen?" — Er ließ die Hand von dem Gesicht sinken und hob den Kopf, den en, die er jetzt langsam in die Luft flüsterte, gleichsam nachblickend. — glaube an unsere Zweiheit, Oliver, und an deine Lebenskraft in mir m mich. Es muß vielleicht sein, daß ich, der grausame Mann, zu keinem grausamer bin als zu dir, mein armer Bruder . . ."

Der Necker schwieg und rührte sich nicht. Er hob nicht die Augen von vielfarbigen Mosaik des Fußbodens. Es bewegte sich auch keine Muskel nem Gesicht, das taub schien.

„Ach, Oliver", fuhr Ludwig fort, ohne des anderen Regungslosigkeit beachten, und seine Stimme hob sich wie klagend, „es handelt sich ja n um meinen erhobenen oder deinen verhaßten Namen unter diesem o jenem Papier! Es handelt sich ja nicht um das Opfer deiner Person, die ja schon geopfert ist! Es handelt sich nicht um dein Leben, das du abschütt willst, sondern um das Leben des Königs, das mein ist und dein ist."

Der Necker schwieg. Ludwig legte wieder die Hand auf das Gesicht kauerte sich zusammen.

„So beantworte mir dies nur, Bruder", murmelte er müde; „trägst du jetzt mit dem Gedanken, den ich vielleicht schon vor dir aus deinem H trug: denkst du an Selbstmord, an überraschenden oder angekündigten, mit ich sterben kann?"

Oliver hob nicht den Kopf, er preßte die Hände an die Stirn und Schläfen; er kam keinen Schritt näher.

„Ich kann nicht mehr!" stöhnte er, von innen heraus geschüttelt, als brä die Verzweiflung aus der Brust wie ein Sturm. „Ich kann nicht mehr, S So lassen Sie mir doch meinen Tod!"

„Nein!" sagte der König hart und ballte die Hand auf dem Gesicht Faust; „nein! denn du hast keinen Tod für dich allein!"

„So sterben Sie mit mir!" schrie der Necker gegen den Boden. „Sind nicht weit genug? und alt genug?"

„Der König darf nicht sterben", sagte Ludwig streng; schon fügte hastig hinzu: „Und jetzt denkst du an Mord, Bruder!"

Oliver riß die Augen auf; aber er brachte den Kopf nicht in die H

„Und was täte es mir!" keuchte er.

„Und warum tust du es nicht, Bruder?" — —

Jetzt erst brach der Necker in die Knie, mit Händen und Stirn gegen Fliesen schlagend. Der König blieb eine Weile still.

„Armer Bruder", sprach er endlich, „ich habe dich lieb. — Ich muß wohl noch einmal mit Gott versuchen ... vielleicht war es zu wenig, was tat. Vielleicht hilft er doch ..."

In diesen Wochen eines glühenden Juli, während der Körper wie brüchiges Gefäß mit jedem Tag die Lebenstropfen verlor und der Geis doch immer mit seinem Willen zu ergänzen glaubte, geschah des belage und bedrängten Menschen einzigartiger Ausfall gegen den Tod. Ludwig der kluge Stratege, der er zeit seines Lebens war. Er liebte, andere für kämpfen zu lassen. Setzte man ihm hart zu, so war sein Gegenangriff s ein Werk der eigenen Waffen, zumeist der überredenden Kunst des W oder des Geldes. Und mit den kleinen Umwegen, die er schätzte, wa dann irgendein Entsatzheer, das von außen kam und den Belagerer Rücken packte. Jetzt, als er die letzte Entlastung des Neckers versuchte, es den Sturm auf die Huld Gottes, der für ihn kämpfe und den gr Feind gleichsam von rückwärts überrasche und überwinde. Sein Hirn, doch schon sehr lange Strecken der Leere und der Finsternis zu überwi hatte, arbeitete in einigen kühlen und zutunlichen Nächten den großen

Bestechung des Höchsten aus. Jean de Beaune hatte ihn sofort in die
t umzusetzen.
Der Stein Plessis schüttete Gold über die Kirchen und Klöster Europas.
ie Kathedralen und Abteien des Reiches erhielten Weihopfer und Ge-
enke an Kleinodien, Geld und Land; Reliquiarien und Reliquienschreine,
dene Kelche, Kirchengeräte und edelsteinbesetzte Monstranzen, der be-
mte Silberrost Sankt Martins von Tours, der achtzehntausend Mark
ber wog, und das kostbare Kästlein des guten Eutropius von Xanten
rden bedeutsamen Kirchen des Auslandes gespendet: den Heiligen Drei
nigen von Köln, Unseren Lieben Frauen von Aachen, Sankt Servatius
n Utrecht, San Bernardino von Aquila, Santa Maria Novella von Florenz,
n Giovanni in Laterano zu Rom. Nacht Sankt Bavo zu Gent wurde ein
stbares Kruzifix gesandt: ein goldenes Kreuz mit elfenbeinernem, aus
em Stück geschnitzten Heiland. Bevor der Bischof von Tours in Ludwigs
ftrag mit dem Kleinod nach Flandern aufbrach, zeigte der König es dem
cker, der während dieser Tage still und verschlossen seinem Dienst
hging.
„Ich habe Gent nicht vergessen", bemerkte der König, wohl in dem
unsch, ihm eine Freude zu machen.
„Gents Gottesmänner mögen dankbarer sein als Gents Bürger", versetzte
iver gleichmütig! „ich weiß es nicht."
Durch die Antwort ein wenig entmutigt, zögerte Ludwig, eine heimliche
sicht auszusprechen; aber als der Necker das Zimmer wieder verlassen
llte und schon in der Tür stand, warf er hin:
„Wenn du willst, Oliver, mag es in deinem Namen nach Gent gehen.
elleicht . . ."
„Sire", unterbrach der Meister unwillig, „das wäre doch Lästerung! Zu
te Lästerung! Ich wenigstens muß aus dem Spiel bleiben." —
Jean de Beaune hatte schlaflose Nächte; Ludwigs Praktiken gegen den
mmel kosteten fast eine Million Franken, den Wert der verschenkten
ndereien nicht eingerechnet. Der Schatzmeister war zu klug, um jetzt
h das ausgepreßte Volk unter eine neue Steuerfolter zu legen; denn er
den Zustand des Herrschers und fürchtete Aufruhr und Zerfall des
iches, noch ehe Ludwigs Grab geschlossen war, würde in diesem Augen-
k eine neue Woge der Erbitterung über das Land gehen.
„Wüßte ich wenigstens, wie lange dieser Wahnsinn noch dauert", wandte
sich an den Necker, „wie lange er noch lebt?"
Oliver zuckte mit den Achseln. Jean de Beaune sah ihn kopfschüttelnd an.
„Ich hoffe nur Ihretwegen, daß er sich noch hält, Necker", sagte er be-
mmert; denn Ihre Stellung ist in einer Weise exponiert, wie Sie wissen,
ß sein Tod Sie in unmittelbare Gefahr bringen muß. — Ich ahne ja,
ister", fuhr er beschwichtigend fort, als er Olivers Unmut sah, „ich ahne
wie Sie zu diesen letzten Dingen stehen, und ich hüte mich, Sie zu be-
en. Aber hören Sie doch noch dies: ich habe erfahren, daß das Parlament
heimliches Verfahren gegen Sie und den Bart eröffnet hat, Material und

Zeugen sammelt, — daß es über das Leiden des Königs besser unterrich
ist, als er und wir glauben, und nur auf das Ende wartet, um den Schl
gegen Sie zu führen. — Lösen Sie es wenigstens auf, so lange Sie noch
Macht dazu haben, oder sichern Sie sich durch hervorragende Geiseln, d
abgesetzten und darum um so volkstümlicher gewordenen Le Boulanger zu
Beispiel, den Sie in die Oubliettes stecken können."

Oliver winkte ungeduldig mit der Hand.

„Ist der Staatshaushalt durch die letzten Ausgaben in bedenkliche U
ordnung gekommen, Jean?"

„Ich habe die Reserven angreifen müssen, weil bares Geld knapp ist."

Der Necker überlegte eine Weile.

„Eine neue Steuer darf nicht aufgelegt werden", sagte er schließlich; „d
gebe ich zu, wenngleich mich das Nachher nicht mehr viel kümmert. Ab
man kann die bedenklichen Sonderausgaben durch andere Maßnahmen
decken versuchen: ich werde den Bart anweisen, die diesjährigen Erträge a
meinen Salz- und Holzmonopolen an Sie abzuführen. Das dürfte ein Drit
ausgleichen. Dann werde ich einige Enteignungsdekrete gegen den Altprä
denten Le Boulanger und ein paar andere reiche Parlamentarier erlassen."
Er lächelte müde. — „Es kommt mir auf ein bißchen mehr oder weni
Feindschaft nicht mehr an."

Jean de Beaune senkte den Kopf und sprach nichts.

„Und schließlich steht es Ihnen ja frei, Jean", fuhr Oliver lebhafter fo
„zum König zu gehen und ihm neue Kirchenopfer auszureden. Ich sell
darf aus guten Gründen seinen Wahn nicht stören." —

Doch Ludwig ließ sich nicht stören. Als ihm sein Schatzmeister mit Wort
die absichtlich derb und deutlich waren, bedeutete, daß es unsinnig sei,
reichen Kirchen und feisten Domherren auf Kosten des geplagten Vol
noch reicher und feister zu machen, zeigte er nur sein schiefes Lächeln.

„Ich könnte antworten, Gevatter", sagte er listig, „für das Heil
Königs sind keine Ausgaben zu viel. Aber ich bin nicht hoffärtig und sa
daß die Ausgaben beendet sind und jetzt die Einnahmen kommen. Viellei
erwarte ich noch besondere Zinsen dazu."

So begann er seine befremdliche Ernte. Die Versicherungen des Dank
mit denen Rom nicht sparte, nahm er nicht als leere Formel. Den Legat
der den Segen des Papstes brachte, ließ er zu Olivers Überraschung
Audienz, obwohl an jenem Tage die Schwäche schon wie eine Totenma
auf seinem Gesicht lag und die geflüsterten Worte kaum mehr verständl
machte. Der Prälat sah erschüttert den zerfallenen Menschen und hörte,
Ohren ganz nahe seinem Munde, keine Demut, keine Bitte um den letz
Beistand, keine Bereitschaft zu sterben, sondern ungewöhnliche Wünse
fast schon Befehle des königlichen Mannes an Gottes Stellvertreter, daß
mit seiner ganzen pontifikalen Macht helfen möge, das königliche Leben,
unsäglich wichtige und wahrhaftig gefährdete Leben zu erhalten und
verlängern.

,... und zu verlängern", wiederholte Ludwig, die Worte mühselig und
rünstig doch mit dem kurzen Atem hinausstoßend. —
Der gütige und auch staatsmännisch kluge Papst tat, was der Kranke
ilte; denn auch ihm schien, daß sich die Mühe verlohnen möchte. Er
ckte ihm nach Plessis das Korporale, über dem Sankt Peter Messe ge-
gen hatte, und auch die anderen Reliquien, die Ludwig zur Anbetung
angte; er befahl, daß die niemals noch von ihrer Stelle entfernte heilige
npolla zu Reims, die das Krönungsöl enthielt, in das Krankenzimmer ver-
cht werde. Und er willfahrte auch dem seltsamsten der königlichen
insche: er mobilisierte die lebendigen Heiligen, Brüder und Einsiedler von
ckseligem Wandel, irdische Wundertäter, die großen und verehrten Beter,
lfer und Heiler, und schickte sie einzeln und mit dem Gelübde, gegen die
lt über ihre Mission zu schweigen, nach Plessis, daß sie versuchten, Mitt-
zu sein zwischen Gott und Ludwig. Mehr sagte er ihnen nicht, und er
te seine guten Gründe.
Gegen Ende des Sommers begann die absonderliche Prozession der Hei-
en. In Tours empfing sie der Bischof, hielt sie stets getrennt und schickte
in Abständen von je einem Tag nach Plessis. Doch keiner der Gottes-
nner blieb länger im Schloß als ein oder zwei Stunden, dann wurden sie
h beschenkt und nach Orleans gebracht, von wo sie in ihre Heimat zurück-
rten. Keiner von ihnen — von den Deutschen, Italienern, Spaniern, Fran-
en, den Theologen, Eremiten, Mönchen aller Orden, den Brennenden und
mpfen, Aufrechten und Pharisäern — vergaß die Augenblicke, die er vor
armseligen Resten des großen Königs stand, vor dem halben Gesicht,
n gehetzten Blick und der Stimme, die klang, als sei sie zertreten. Lud-
fragte immer das gleiche, mit äußerster Sparsamkeit an Ton und Wort:
„Vater, kann Gott in dir mein Leben verlängern?"
Und er hörte immer das gleiche, aus erschreckten, sanften oder harten
ndern:
„Sire, diese Macht habe ich nicht."
„Vater, warum sagst du, daß du sie nicht hast, wo Gott sie dir in jeder
unde könnte geben?"
Und er hörte Verwahrungen, Versprechen, verlegenes Geschwätz, ehrliches
leid, leise oder grobe Ermahnungen, sich nicht aufzulehnen, sondern sich
n Höchsten Willen zu ergeben, wie er auch sei. Es wußten die Männer
tes, die beredten, die gehemmten, die dreisten und die zaghaften, nie-
s, ob der König von ihren Worten getroffen wurde oder angerührt oder
er sie auch nur gehört hatte und nicht schon teilnahmslos sei oder gar
on abwesend. Er kauerte im Lehnstuhl, das Gesicht, das die Rechte halb
deckte, stets im Schatten, einen schmalen Lederriemen unterhalb der
seln um die Brust und das Gestänge der Rückenlehne, daß der Ober-
per nicht in einem Augenblick der Ohnmacht nach vorne fiele. Es
ten die Männer Gottes nie, ob sein freies Auge, das wohl auf sie ge-
tet war, mit dem Blick sie umfasse und bemerke oder durch sie hindurch-
e wie durch das Nichts, das schon in der tiefen Höhle saß wie bei Blin-

den. Und wenn sie sich leer geredet hatten, die einen früher, die ander
später, und alle mutlos oder verängstigt geworden waren, sah jeder v
ihnen die Hand auf dem Gesicht verabschiedend die Finger bewegen u
hörte jeder von ihnen die gleichen geflüsterten Worte:

„Vater, küß mich mit dem Mund Gottes und segne meinen Atem."

Die Hand auf dem Gesicht drückte ein wenig den Kopf zurück und li
die grauen Lippen frei, die sich öffneten. Der Heiligen Münder — welk
vollippige, bauernderbe und gelehrtenschmale — berührten sie mit de
frommen Kuß, und der Geküßte haucht dann jedem einzelnen zu: „Atm
aus!" — und nahm den fremden Atem auf, der selten frisch war und z
meist stank, wie von hungrigen und kranken Greisen.

Die Gottesmänner, etwa zwanzig an der Zahl, kamen und gingen. Ludw
hielt keinen. Er sprach kein Wort über sie, auch nicht zum Necker, den d
Heiligen nicht zu Gesicht bekamen. Auch über den Erfolg oder Mißerfo
ihrer vorübergehenden Wundertätigkeit schwieg er und über seine Befried
gung und Enttäuschung. Doch als einige Tage vergingen und kein Anadior
mehr erschien, fragte er ihn eigentümlich lauernd:

„Kommt niemand mehr, Oliver? — Ich fand noch keinen Jesaia, arm
Bruder, nicht einmal jenen wunderbaren Robertus von Tarent, von dem d
Heilige Vater viel Redens und Rühmens machte. Ist er noch nicht
Frankreich?"

Der Necker sah ihn an, hörte seine belebte Sprache und fühlte wieder d
Schauder — den Schauder vor wem? vor sich selber — kalt über das He
streichen. Es hatte Tage gegeben (zumal solche, die ihn nicht ständig bei de
König sahen), in denen Ludwig abzusterben schien, gleichsam von auß
nach innen verkalkend. Und dann kam immer wieder ein Augenblick, w
eben jetzt („armer Bruder" nannte ihn stets der Kranke), in dem die Var
pyrseele des anderen an seinen Körper sich schnellte, ein paar Tropf
Leben aus ihm sog und von innen nach außen, gewiß ganz spärlich u
jämmerlich, den Leib mit Leben neu speiste. — Wie bin ich müde! klag
Oliver für sich; und sein Blick war nicht ohne Bitterkeit, nicht ohne ga
leisen Haß.

„Ach, Bruder", jammerte Ludwig leise, wie durch vernehmlichen Vorwu
gekränkt, „ich gebe ja den lieben Gott noch nicht auf! Was tue ich nic
alles! Und wie warte ich auf den wunderbaren Robertus von Tarent!"

„Er ist seit drei Tagen schon in Tours", sagte der Necker bedeutsam.

„Und warum kommt er nicht?" fragte hastig der König. Oliver beei
sich nicht mit der Antwort; doch dann waren seine Worte frei von jed
Spott:

„Wohl, weil er erfahren hat, daß hier der Teufel lebt."

Der König war eine Weile still. Jetzt meinte er, den Mundwinkel hera
ziehend:

„Was ist das für ein seltsamer Heiliger, der nicht einmal den schlicht
Mut des Exorzisten aufbrächte!"

„Vielleicht", lächelte der Necker, „hat er den Mut, den die anderen a

t bewiesen; und vielleicht fürchtet er, daß er mit der Teufelsaustreibung
en und Ihren Wünschen schlecht dienen möchte, Sire."
Ist das deine neue Art zu scherzen, Oliver?" fragte Ludwig erheitert,
als der Necker nichts erwiderte, sprach er unvermutet schlau und sicher,
der abgründigen Ironie seiner guten Tage: „So soll der Teufel nach
rs gehen und den Heiligen holen. Das wird vielleicht ein seltsamer Wett-
it, mir zu dienen. Das möchte mir wohlgefallen, Bruder."

Roberto Rizzo, ein apulischer Bauernsohn, war Eremit von seinem zwölf-
bis zu diesem seinem sechsundsechzigsten Jahr, in welchem ihn die Bitte
Papstes nach Plessis rief. Als dem Knaben die wilde, fast wütige Stimme
es Gottes befahl, von des Vaters Schafen, Maisfeldern, Oliven und ver-
bten Weinranken über verkrüppelten Maulbeerbäumen, aus seiner ganzen
en, sonnenschweren Welt davonzulaufen und in einem Felsloch der taren-
schen Küste sich mit den Begierden seines früh entwickelten Körpers
umzuschlagen, legte sich sogleich Scheu, Verehrung, Anbetung der gott-
ernen Nachbarn wie ein Riegel vor seine Höhle. So kam er nicht mehr
aus; und als ein Mensch mit brennendem Ehrgeiz nach einer Einzig-
gkeit, die anerkannt sei, wollte er es auch bald nicht mehr. So blieb er
dem Felsen, wurde Jüngling, Mann, Greis, war theologischer Autodidakt
ungeheuerlicher Energie und Einseitigkeit, im Dienst der göttlichen
e so hart und wild gegen sich wie gegen die anderen Sünder, die aus
Dörfern, Städten, Landschaften der Heimat, dann aus dem Königreich
schließlich aus der ganzen katholischen Welt zu ihm kamen, brachte
t Fleisch, nicht Fisch, nicht Eier, nicht Butter, nicht Milch über seine
serdünnen Lippen und unterbrach die fünfzig Höhlenjahre nur, um zwei-
nach Jerusalem zu pilgern und in Nordafrika zwei Kirchen zu er-
ten. Allmählich wurde sein Einfluß auch kirchenpolitisch; und obwohl
ede geistliche Würde ausschlug, wirkte er seit seiner späten Manneszeit
die Seele einer unbeugsam orthodoxen Partei, die bei jedem Konklave
den Kardinälen — zumal der spanischen Richtung — umschmeichelt
von keinem Papst übersehen wurde. Daß er dem Wunsch Roms, den
rchristlichsten König aufzusuchen, nach heftigem Sträuben willfahrte,
hah wohl nur, um durch seine Wirkung auf den Valois die schon damals
nütterte Zentralgewalt Roms über die gallikanische Kirche wiederher-
ellen. Seine Reise durch Italien wurde der nicht mehr erwartete Triumph
er Heiligkeit. Ein päpstlicher Legat und der Prinz von Tarent, der
politanische Königssohn, holten ihn ab. In Neapel ehrte ihn der König
ein Sohn den Vater und kam zu Fuß und barhaupt in die bescheidene
berge Robertos, daß er ihn segne. In Rom war sein Erscheinen das Er-
is des Jahres. Die Kardinäle drängten sich in den Palast des Papst-
ten und Stadtgouverneurs, in dem der Anachoret eine kahle Dachkammer
eine Holzpritsche angenommen hatte. Robertus behandelte die mächtigen
üppigen Männer mit wohlerwogenem Freimut und der geschickten Rau-
des Aszeten, der außerhalb der Faktionen und der höfischen Sitte stand;

er bestrickte sie mit seinem Gegensatz, seinem großen Ruf und seiner bi
risch grobschlächtigen Kameradschaft mit Gott; und trotzdem er ein we
zu bewußt die Sonderrechte des außerhierarchischen Machtfaktors ausnut
hatte er einen persönlichen Erfolg ohnegleichen. Während seines dreitägi
römischen Aufenthaltes gewährte ihm der Papst drei Audienzen, denen n
mand sonst beiwohnte und die stets drei oder vier Stunden dauerten. I
kluge Klemens ehrte ihn nicht nur durch den Sessel an seiner Seite, ni
nur durch den Auftrag, einen Orden von Franziskanereremiten zu grün
sondern auch durch eine genaue Information über den Zustand und
persönlichen Verhältnisse des französischen Königs und über das zugle
politische und christliche Ziel, das jetzt Ludwigs wahrscheinliche Entt
schungen durch die anderen Gottesmänner erreichbar zu machen schien
die Trennung des todkranken Valois von jenem dämonischen, vielv
schrienen, in geistlichem und weltlichem Sinne gefährlichen Minister
Mauvais, der ihn bisher völlig in der Gewalt habe und nicht nur Frankr
ungemein tyrannisiere, sondern auch die gute Gelegenheit, gerade in dies
unschätzbaren Augenblick den ersehnten Einfluß über die Person und
Politik des Königs und seines minorennen Nachfolgers zu erlangen, als
ziger zu vereiteln imstande sei. Jetzt erkannte der Wunderbare die Miss
als die Krönung seines ganzen gottgezeichneten Lebens.

Sein Zögern zu Tours war nur eines der planmäßigen Manöver, die
primitiver Schlauheit die Erwartung des Königs und die eigene Notwen
keit zu steigern beabsichtigten. Der Bischof, wie alle Prälaten des Rei
ein Feind des Neckers, zögerte nicht, auf seine behutsame Fragen den Kr
teufel mit den Farben des großen Hasses zu malen. Das Bild des Günstli
unterwegs durch vorsichtige Forschung schon eingefangen, wurde j
plastisch abgerundet. Robertus, der krasse Fälle liebte, war gewiß, di
nichts als Bösen mit wenigen Handgriffen zu packen und mit ein, z
Schlägen der göttlichen Keule abzutun.

Und doch wurde er blaß wie der Bischof, als die Ankunft Le Mauv
gemeldet wurde und schon der erzene Schritt von zweihundert Scho
durch die engen Straßen klirrte.

„Reize ihn nicht, mein Vater", flüsterte der Bischof, der sich sorglich
rückzog, kaum daß es feststand, wem der Besuch des Neckers gelte; „r
ihn nicht! denn er achtet unser Gewand und unsere Immunität verteu
wenig — und Rom ist weit, nah aber sind die Oubliettes ... und Ba
Käfig ist leer ..."

Der Wunderbare barg die Hände in den weiten Kuttenärmeln
kreuzte sie über der Brust. Die untergehende Sonne warf ein so brenne
Rot durch den hohen Fensterbogen, daß es dem von unbekannten Gefüh
Angst und Ratlosigkeit Verwirrten fast schien, als kündige sich der
mit dieser höllischen Lohe an und als möchte er jeden Augenblick grell d
das Fenster eindringen wie sie. So starrte er unverwandt in den roten Li
fluß, zu stolz, um jetzt schon Gottes Hilfe anzurufen, und so sehr mit
eigenen Gleichgewicht beschäftigt, daß er den grauen Mann am and

nde des dämmerigen Saales nicht sah, nicht hatte eintreten hören, und daß ihm Minutenmuße gewährte, den kühnen Holzschnitt seines Profils auf otem Grunde zu betrachten.

„Mein Vater!“ sagte der Necker sanft aus seinem Schattenwinkel. Robertus ıckte zusammen und wandte heftig den Kopf der Stimme zu. Doch sein lick war so voll roten Lichtes, daß er nichts sah als wieder rotes Licht. eine Hände bebten aus den Ärmeln und die Rechte faßte nach dem Kruzifix, as seitlich am Rosenkranz hing. Die Bewegung, dünkte es Oliver, war wie e des Soldaten, der nach dem Säbel greift. Der strenge Kopf kniff die ugen zusammen; die weißen Büsche der Brauen berührten sich.

„*Chi è?*“ fragte er, grob und mißtrauisch wie ein Wachposten.

„Erlaubt, mein Vater“, sagte Oliver und trat langsam näher. Robertus hürzte mit der Hand die Augen vor dem Licht und betrachtete den sanften precher, der mit jedem Schritt deutlicher wurde und jetzt nahe vor ihm in er Helle stand, jetzt sich über seine Hand beugte — einen grauhaarigen ann, vielleicht in seinem Alter, vielleicht jünger, mit einem Gesicht, wie es liebte (wie er selber es hatte! gemeißelt und gegeißelt vom strengen ott!), doch mit den weise-traurigen Augen, die ihm unbehaglich waren, lbst bei seinem Jesus-Herrn und bei manchen zarten Heiligen.

„Spreche ich mit dem Rat des Königs?“ fragte er in verlegenem Latein, vischen unheimlicher Neigung und dem gerechten Abscheu schwankend; id gewaltsam dann, der vielen Inkarnationen des Satans wieder eingenk, sich auf seine Pflicht besinnend, fuhr er in rustikalem Italienisch und it seiner stets etwas heiseren Scheltstimme fort: „Ihr seid jener Ser Le auvais, nicht wahr?“

„Ja, mein Vater“, antwortete Oliver, freundlich lächelnd, „ich komme Namen des Königs, Euch zu ihm zu bitten und zu geleiten, wenn Ihr seine nladung annehmt.“

„Was will der große König von mir kleinem Klausner?“ leitete Robertus rsichtig den Kampf ein. Der Necker sah ihn ernst an, ruhig, gleichsam die ngelegte Lanze beiseite schiebend — und der alte Mann errötete vor diesem ick.

„Wenn Ihr es noch nicht wißt, mein Vater“, entgegnete Oliver, „so erdet Ihr es erfahren. Jetzt aber sind noch einige Worte notwendig zwiıen Euch und mir.“

Robertus, von solcher Unmittelbarkeit überrascht, bog den Oberkörper rück und entschloß sich dann, dem Angriff zuvorzukommen.

„Messer“, sagte er hart, „wenn ich mich bereit erkläre, der Majestät in n Fragen der Religion beizustehen, so bedeutet das nicht, daß man mich fischer Vorbereitung oder gar besonderen Interessen hörig finden wird. — der haben wir beide von geistlichen Dingen zu reden?“

„Gewiß, mein Vater“, erwiderte Oliver mit Nachdruck; „denn Ihr wißt, ß man mich hierzulande den Teufel nennt.“

Der Wunderbare hob sich halb aus seinem Stuhl und streckte abwehrend n Arm vor, nicht wissend, ob jetzt schon das Apage am Platz sei.

„Und soll ich annehmen", rief er drohend, „daß Euch dieser verrucht Beiname gefällt?"

„Nein". sagte der Necker leise, „aber Ihr sollt versuchen, Vater, de König von solchem Gefallen abzuwenden. Ihr sollt versuchen, Vater, ih vor mir zu retten oder vor Dem, den er in mir sieht — der ich vielleich sein mag."

Robertus sank in den Stuhl zurück, mit großen staunenden Kinder augen.

„Das sagt Ihr mir, Messer?" flüsterte er.

„Sehr krank ist der König!" drängte der Necker in plötzlicher Verzweif lung über seiner Worte ohnmächtiges Pendeln von Wahrheit zu Lüge, „an gefressen ist der König von dem Irrglauben an die Kraft des Bösen, den e in mir sieht — der ich vielleicht sein mag! Erstarrt ist er in der Ferne vo Gott und neben mir! Rettet sein Leben, mein Vater; denn er will leben denn es geht um sein Leben, nicht um seine Seele, die ja nach Euch ver langt! Rettet ihn durch Euer göttliches Gebot, sich von mir zu trennen Vater! Vater!"

Er umklammerte, auf die Knie fallend, die Beine des Wunderbaren, de es wie ein Fieber schüttelte.

„Apage ..." stöhnte er, von der Liebe zum Bösen gefoltert und ihn ab zudrängen sich mühend; „der Herr weiß, was mir zu tun sein wird; *ma no mi toccare!* — Apage, Satana!" schrie er jetzt, ihn roh zurückstoßend un das Kruzifix schwingend. Aber er hatte Tränen in den Augen.

Sie brachen noch in der gleichen Stunde auf, der Necker an der Spitz der Schotten, der Heilige hinter dem letzten Mann, und kamen gegen Mit ternacht nach Plessis. In der Bibliothek war noch Licht. Der König hockt in dem tiefen Stuhl, still in seinem Riemen, die Beine in dicke Decken ge hüllt, den Kopf mit den geschlossenen Augen auf der Brust. Oliver wußt nicht, ob er schlief. Und so ausgelöscht, so blutlos grau stak der Menschen rest im Rahmen der Lehne, daß Robertus, dem Necker über die Schulte sehend, nicht wußte ob er lebte. Doch sein Führer schien daran nicht z zweifeln; er drehte sich zu ihm und legte den Finger an den Mund: das ga wohl den grobknarrenden Sandalen des Eremiten. Die Dogge Tristan z Ludwigs Füßen hörte nicht auf zu knurren. Robertus hielt sich still.

„Oliver", sagte der König mit einemmal, ohne sich zu bewegen oder di Augen zu öffnen; „weißt du, wie böse diese Nacht ist? Hast du mich ver raten, Bruder — zum zweiten Male?"

Es war ganz still. Vom Vogelhaus nur drangen hin und wieder kurz Schreie der Nachteulen gedämpft in den Raum. Oliver blieb ganz ruhig und so friedlich war für ihn diese Spanne Zeit zwischen Ludwigs Frage un seiner Antwort, daß er seiner Ruhe gleichsam zunicken konnte, beifällig und voller Vertrauen, wie der Lehrer einer guten Schülerin. Er wandt sich von neuem um — und lächelte. Dem Heiligen zitterte das Kinn und i den Kuttenärmeln die Hände. Dann, wieder zum Kranken blickend, frag Oliver leise zurück:

„Verrat, Sire? Wie soll ich ja sagen, wenn Sie selbst ihn riefen? Aber wie oll ich auch nein sagen? Es kommt, Herr, wie es kommen muß."

Ludwig stöhnte. Oliver sprach lauter:

„Der Pater Robertus von Tarent steht hinter mir."

„Ja, ja", sagte der König, als wüßte er es; aber jetzt erst öffnete er die Augen; und zugleich auch legte er die eine Hand auf die linke Hälfte des Gesichts. Die andere streckte zwei Finger aus: das war das Zeichen für den Necker, unbemerkt hinter der Wandverkleidung zu bleiben. Oliver ging, dem Wunderbaren zulächelnd, und betrat den Saal wieder auf der Höhe des königlichen Sessels durch eine seitliche Tapetentür, die durch ein unmerklich gespaltenes Gobelin verdeckt war. Dort blieb er stehen.

Robertus hatte sich noch nicht von der Stelle gerührt. Das Grauenvolle der Beziehung, das wie ein Spinngewebe zwischen dem König und dem Teufel hing, zwischen ihren Körpern, ihren Seelen, ihren Worten, schlug ihn mit einer tollen Furcht. Doch wie oft bei Menschen von jähzorniger und selbstbewußter Art lag die Tollkühnheit ganz dicht daneben und bedurfte nur des überspringenden Funkens, um aufzuflammen. Es mußte gehandelt werden, um der göttlichen Ehre willen, die er vertrat. Als der Böse ihm das zweitemal zulächelte, war jener betäubende Fluchtgedanke überwunden, durch den Gegendruck der Feindschaft oder Freundschaft: er wußte es nicht einmal. Er blieb in seinem Winkel stehen, weil er nicht erkennen konnte, ob das offene Auge des Königs ihn schon erblickte oder nicht. Er fühlte sich wohl in der Entfernung sicherer. Aber er erschrak nicht mehr, als des Königs schwache Stimme sich an ihn wandte:

„Komm näher, Vater Robertus."

Er trat vor, und die Sandalen schlugen die Fliesen so lärmend, wie er noch einen Laut in diesem Raum voll Nacht gehört hatte. Er versuchte, zusammenfahrend, den Schritt zu dämpfen; doch als es ihm nicht gelang, wußte er, daß Gott hier laut auftreten wollte — und er donnerte durch die Halle. Der König zuckte empfindlich mit der Schulter. Drei Schritte vor dem Lehnstuhl blieb der Mönch stehen und hob grüßend oder segnend die Hand. Ludwig bekreuzigte sich, ihn nicht aus den Augen lassend. Die Dogge knurrte lauter.

„Still, Tristan!" befahl der König und schwieg wieder. Robertus wurde unruhig. Er mußte sprechen; er mußte den Höchsten Namen in diese böse Ruhe rufen — um des Kranken willen nicht weniger als um seinetwillen —, daß er von Anfang an da sei, reinigend und tonangebend. Er mußte ihn wie einen Anker auswerfen, daß er den Höllentrug des Bodenlosen durchschlage und Grund finde. Er rief viel zu laut:

„Der Herr ist die Allmacht! Der Herr ist die Güte! Der Herr ist die Rettung!"

Wieder zuckte Ludwigs Schulter, als täte ihm die scharfe Stimme weh. Er fragte müde:

„So kannst du mir helfen, mein Vater?"

„Ja", sprach Robertus, froh über die Demut der Worte und jetzt schon

fast wild auf die Beute, die er aus der Höhle des Bösen schleppen würd vor den anerkennenden Gott. Er fühlte, wie in allen glücklichen Auge blicken seines Lebens — den Augenblicken vor dem Sturm auf Menschen - das Blut in lustvollem, grausamem Reiz, gleichsam in seinem roten Schwu durch den Körper strömen, jene besondere und gewiß fromme Wut, die ni mals weit davon entfernt war, den Sünder körperlich zu züchtigen, und zuweilen auch tat. Verdoppelt fühlte er Reiz, Schwung und Wut durch d Größe der Aufgabe und der Gefahr. Und doch übersah er nicht das Merk würdige, das Verwundernswerte: den König durchzuckte nicht sein heilig Ja mit dem Strahl der Hoffnung, berührte nicht einmal mit dem milde Licht der Zuversicht, nicht mit dem schwächsten Abglanz eines seelische Gewinns. Er blieb matt und zaghaft; er fragte gar:

„Um welchen Preis, mein Vater?"

„Um den Preis des Bösen!" toste der Wunderbare auf, „um den Pre jenes Besessenen und Verfluchten, der vom Satan Namen hat und Atem un doch neben Euch lebt und in Eurem Namen spricht und wider Euch empö den Himel und die Erde! Und laßt ihr ihn, so wird Gott Euch segnen un Euren Körper lösen aus der Klammer der Krankheit, die Sein Zorn Eu sandte, und leben werdet Ihr einen langen sanften Abend des Greises! Un laßt Ihr ihn nicht, so wird Gott Euch Geschlagenen mehr noch schlagen, a jedes Glied und auf jeden Sinn, schlagen in den Tod und schlagen in d Verdammnis!"

Die Dogge knurrt, gereizt durch des Heiligen Gebrüll und Gesten.

„Still, Tristan!" befahl mit Anstrengung der König, der sich nicht gerüh hatte und nur unter der Wortwelle die Augen schloß. Jetzt bewegte er d Hand auf dem Gesicht und flüsterte:

„Ich lasse meinen guten Bruder nicht..."

Robertus schüttelte die Arme, wuterstickt. Doch dann wieder brach seine Worte sich Bahn, formten sich zu brutalen Bildern von Leid und To von der Folter des unseligen Sterbens und der Hölle des Jenseits. Mit d sich immer steigernden Beredsamkeit der Ekstase rüttelte er an dem Zustan der Gegenwart, zauberte das Reich in Revolution, Verfall und Untergan war dann wieder in anderem Tonfall, in der Fülle gottgefälliger Mach im Segen des Friedens, in der Freude des beruhigten Landes, in der Lie des befriedigten Volkes... Er schöpfte Atem.

„Ich lasse meinen guten Bruder nicht...", flüsterte Ludwig, geängsti durch die Erregung, die seit Olivers Aufbruch nach Tours durch den Kö per wühlte und jetzt unter Blutstößen hochtrieb Des Heiligen Worte wu den gefährlich wie Steinwürfe. Er näherte sich dem Äußersten: der Drohu mit dem Anathem...

„... und Gott wird dich Geschlagenen schlagen noch diese Nacht!" schr er. Da rief eine starke Stimme aus der Wand, mächtiger noch als die sein

„Es ist genug!"

Robertus taumelte zurück, mit zurückgeworfenem Kopf, als wären die dr Worte drei Schläge gegen seine Stirn. Doch auch dem König fiel die Ha

on dem Gesicht, das vor Angst milchig glänzte, wie wenn er nicht wüßte, vem die Stimme gehörte. Oder es war das tückische Blut, das schon den anzen Tag lauerte, mit dem Abend sich duckte wie ein Raubtier (oh, wie r es kannte!) und jetzt losbrach.

„Ein Wunder!" stöhnte er erstickt und warf die Arme auf, von dem ntsetzen des bedrohten Körpers eingekesselt, kein Entrinnen vor den rings ufgehobenen Fäusten wissend; „ein Wunder geschehe ... hilf ..."

Den Wunderbaren riß es hoch. Gottes Stimme war es eben nicht; denn e unterbrach sein gerechtes Werk. So gehörte sie dem Teufel. So mußte e bekämpft werden. Und sieh! jener Wandteppich teilt sich und läßt den ösen ein! Doch rief der König nicht nach Gottes Wunder? War er nicht hon gewonnen? — Jetzt galt es ...

Er stürzte sich gegen Oliver, das Kreuz wie eine Streitaxt schwingend, nd schrie:

„Apage! Apage! — Gott gib ein Wunder!"

Die Dogge hinter ihm fuhr wütig bellend auf ... schon fühlte er einen rchtbaren Schmerz im Schenkel ... schon fiel er in eine maßlose, gefühl-uflösende Tiefe — —

Der Necker sprang, den Hund fortreißend, über ihn hinweg zum Lehn-uhl. Im Riemen hing mit pendelnden Armen und blutrotem Gesicht der önig.

Es ging dem Morgen zu, dem letzten Tag des Septembers. Oliver kauerte eben Ludwigs weiß und still gewordenem Antlitz. Er wartete auf das Er-achen und den neuen Beginn des Kampfes ohne Ende. Doch warum ver-eß nicht die Wunderruhe seine Brust? Warum hatte sie seine Erschütterung er die königliche Treue in die Augenblicke der lautersten menschlichen reude verwandelt? Und warum verließ ihn nicht das Gefühl eines fast nfältigen Glückes, als sei er am Ende des Weges? — —

Ganz ohne Übergang aus der Starre zum Leben, ohne ein Zeichen des örpers, daß er erwache, bewegten sich Ludwigs Lippen, lautlos zuerst und ann leise deutlich:

„Das Öl ... das heilige Öl ... schnell, Bruder, daß ich dich salbe!"

Dem Necker war es, als würde sein Körper ganz leicht und als schlüge m das Herz nicht mehr. Doch dies alles war nicht Leid, sondern ein Auf-ühen von Freude und Liebe und ein Verströmen von Dankbarkeit. Er rührte mit den Lippen die feuchte Stirn Ludwigs.

„Das ist die Stunde der Lösung!" jubelte er ihm in die Haut.

„Das Öl!" drängte die Flüsterstimme, „der König darf nicht sterben!"

„Der König nicht, es stirbt Le Mauvais", lächelte Oliver, richtete sich f und nahm die Ampolla vom Gebetpult. Er drückte sie an Ludwigs laffe Finger.

„Ich kann sie nicht halten", klagte die Stimme.

„Mich salbt das Wort", begütigte Oliver und legte dem König leise die mpolla auf das Herz.

„Der König geht ein in dich, mein Bruder", hauchte feierlich die Stimm
Der Necker flüsterte in Ludwigs Mund:

„Oliver geht ein in dich, mein Bruder."

Er küßte die aufgerissenen Lippen. — — Dann begann er zu sprechen mit der tönenden Stimme des gesunden Königs den nächtigen Raum füllen und seine Worte spielten die alten und bekannten Melodien der Majestä auf, voll klaren und kühnen Lebens. Er sprach von künftiger Politik un den Maßregeln, den Frieden zu sichern: man werde keinen Streit mit de Bretagne suchen, dem einzigen noch selbständigen Herzogtum im Reich man werde das Land durch kluge dynastische Politik kampflos gewinnen Man werde auch wegen Calais keinen neuen Krieg mit England riskieren sondern versuchen, mit Geld zu erobern. Die Außenpolitik den andere Mächten gegenüber sei fortzusetzen und die steuerliche Belastung des Volke allmählich zu mildern. Groß und machtvoll sehe man die Zukunft de Reiches.

„Groß und machtvoll ist der König", hauchte die Stimme, und der Ate wurde mühsam. Oliver stand leise auf, immer sprechend, und zog an eine versteckten Klingelschnur. Seine Worte wurden wärmer, als sie jetzt vo den strengen Bildern der Regierung ließen und zu den Tieren kamen. E nannte die geliebten Namen, scherzte mit den Kranichen und den Eule lockte die Hunde und klopfte den Pferden auf die schönen Hälse.

„Die guten Tiere", röchelte die Stimme.

Die Tür öffnete sich leise. Jean de Beaune wurde durch einen Blick unter richtet und verschwand wieder.

„Mehr Tiere müssen es sein", redete Oliver etwas hastig und trocknet den kalten Schweiß von Ludwigs Stirn; „nach Hunden soll man übera nachfragen, in Spanien nach Alanos und Windspielen und Valenziane Pintschern. In Sizilien müssen Maultiere gesucht werden. Und in der Ber berei gibt es eine Art kleiner Wölfe, die Addib heißen ..."

Jetzt trat der Hauskaplan an das Sterbebett.

Viertes Kapitel

DER GALGEN

DIE Königin kam mit dem Dauphin wenige Stunden nach Ludwigs To Sie folgte dem Wunsch Olivers, der sie durch einen Eilboten herbeirief, un hatte weder in ihrer Residenz das Ende des Königs bekanntgegeben, no die Töchter, ihre bourbonischen Männer und die anderen Reichsgranden ve dem Ereignis unterrichtet. Jean de Beaune empfing sie ernst und führte s an den stummen und kalten Schotten vorbei, durch stumme und kalte Räun in das Totenzimmer. Ludwig lag weiß und friedlich in den Kissen. D sanfte Sterben hatte sein Gesicht wie mit einer zauberisch gütigen Hand a

der Verzerrung gelöst; man mußte es sehr genau betrachten, um jenen ersten Schlag der großen Faust auf die linke Hälfte zu erkennen. Der Necker saß ihm zu Häupten auf einem kleinen Schemel, ganz nach vorne geneigt, so daß sein Kopf niedriger lag als der des Toten. Es schien fast, als lauschte er noch nach den Schlägen des Herzens; denn er saß so seit vielen Stunden, im Schoß noch den Spiegel, dessen nicht mehr getrübte Fläche den Sieg des Todes verkündet hatte; und Oliver sah immer noch das Antlitz des Königs ein wenig von unten her an, so innig vielleicht den letzten Ausdruck sich einprägend oder so nahe noch immer der anderen Seele, daß das eigene Gesicht den weißen Frieden — um ein klein wenig heiterer gar — widerleuchtete.

Carlotta blieb mit einem kleinen Erschrecken in der Tür stehen: sie wußte im Schein der unruhigen Kerze nicht, wer der Tote war und wer der Lebendige, wer der König und wer der Necker. Jetzt wandte Oliver ihr den Kopf zu, stand auf und verbeugte sich mit einem guten Lächeln.

„Messire ..." sagte Carlotta leise und hob die Stimme wie zu einer zaghaften Frage, „ich glaube es nicht ..." Und plötzlich, auf Ludwig schauend, auf den Necker wieder, fragte sie es wirklich: „Wer trägt hier die Krone?"

Oliver sah sie erstaunt an und hob abwehrend die Hand.

„Sie, Madame", sprach er und trat in den dunklen Hintergrund des Zimmers zurück, wo Jean de Beaune stand. Carlotta senkte den Kopf und wurde rot. Dann kniete sie mit dem Dauphin, einem scheuen, unschönen Knaben von fünfzehn Jahren, vor dem Bett nieder, betete kurz und erhob sich wieder, nachdenklich und zaghaft sich umwendend.

„Darf die Regentschaft mit Ihnen rechnen, Messire?" fragte sie. Oliver kam näher, aufs neue lächelnd, den Kopf schüttelnd.

„Dürfte sie es, Madame", antwortete er, „so wäre sie, der Friede, der Bestand des Reiches, dieses großen Mannes Werk von schmerzlich kurzer Dauer. Sollten Sie es wahrhaftig nicht wissen, hohe Frau?"

Carlotta schwieg und preßte die Handflächen gegeneinander, wie es ihre Art war, wenn sie die Erregung des inneren oder äußeren Lebens nicht meistern konnte. Der Necker beobachtete sie. Das Alter hatte sie verschönert. Die frühe weißen Haare lösten alles Häßliche, Grobe, Leidvolle in Würde auf, das Gesicht war kleiner geworden und seine Flächen, die einst zu breit waren und seltsam nackt schienen, durch das silbrig aufdämmernde Greisentum begütigt und wie bekleidet.

„Und was werden Sie tun, Messire?" fragte sie endlich und verriet durch die Bedrängnis im Ton, daß auch diese Frage — wie vorhin die erste — bekämpft und doch nicht zurückzuhalten war.

„Madame", antwortete der Necker langsam, „Sie haben mich einst in solcher Nähe gesehen — so deutlich habe ich mich Ihnen einmal gezeigt, Madame, wie es im Leben nur sehr selten geschieht. Was ich jetzt tun werde, hohe Frau: sollten Sie es wahrhaftig nicht wissen?"

Carlotta nickte kaum merklich mit dem Kopf.

„Ihm folgen", sprach sie leise, mit mehr Sicherheit, ermutigt durch seine Art, die mit sanftem Zwang zur Offenheit führte. „Zum mindesten ahnte

ich es, Messire, als selbst bis in meine stille Residenz der Lärm von dem maledeiten Namen drang. Zum mindesten wußte ich, was Großes es um diesen Lärm war — und vielleicht, Messire, gehörte dieses Wissen zu dem Wenigen, worauf ich noch stolz war — und ich habe, wie damals, zu dem Herrn gebetet, daß er Ihnen verzeihe und Sie belohne. Und ich habe ... ja, Seigneur, ich habe nie geglaubt, daß ich Sie — allein — ohne ihn — nach ihm — noch einmal sehen werde. So darf ich jetzt verwirrt sein ..."

Oliver machte eine Bewegung, als wollte er ihre Hand ergreifen. Doch weil der Dauphin, nahe hinter seiner Mutter, ihn unausgesetzt und mit einem unbestimmten Ausdruck von furchtsamer Neigung betrachtete, ließ er es.

„Sie stellen sich jetzt wieder ganz nahe hin zu mir, gnädigste Frau", sagte er weich und dankbar, „und Sie können schon jetzt hören, warum ich noch lebe, trotzdem mein König schon fünf Stunden tot ist, — warum ich Sie bat, so heimlich zu kommen, und warum Sie, nicht ich, dem Reich den Tod des Souveräns und die Konstitution der Regentschaft verkünden müssen — und nicht nur dies verkünden müssen, sondern auch die Austreibung des Teufels."

Carlotta hob etwas die Schultern, als wollte sie eine Bürde zurechtrücken, und ihre Lippen zuckten.

„Jetzt weiß ich es schon", murmelte sie, und bekümmert setzte sie hinzu, „ach, warum immer sind die Aufgaben so schwer, die Sie mir zuweisen, Messire?"

„Weil sie stets von königlichem Geiste sind, Madame", antwortete der Necker mit seinem leisen Lächeln. „Und jetzt gilt es die Dynastie wie damals, jetzt die Überwindung eines Gefühls wie damals. Der Haß, der um die Krone liegt, den dieser große Mann ertragen konnte und der den Jüngling erdrücken möchte, muß von dem getilgt werden, der ihn gesammelt hat — im Namen des Königs. Deshalb desertierte ich nicht auf einem der vielen Schleichwege, die mir zu Gebote standen, und stahl mich nicht in den königlichen Tod. Deshalb ist alles und lange schon von mir vorbereitet. Deshalb ist es Ihre Pflicht, Majestät, heute wie damals, den königlichen Zweck einzusehen und den notwendigen Ablauf der Dinge nicht mit Sentiments zu stören."

„Ja", flüsterte Carlotta. Oliver fuhr mit freundlich sachlicher Stimme fort:

„Die erste Amtshandlung der Regentschaft nach der Todeserklärung des Monarchen muß meine Absetzung sein. Die zweite: die Wiedereinsetzung des Präsidenten Le Boulanger und der anderen entfernten Parlamentarier in ihre Ämter, Würden und Besitztümer. Die dritte: der öffentliche Befehl ans Höchste Gericht, die Prozessierung des Oliver Necker und des Daniel Bart mit großem und lautem juridischem Apparat aufzunehmen und durchzuführen. Die vierte: die Signierung des endlichen Urteils um keine Stunde zu verzögern. Die Peinlichkeit der Verhaftung erspare ich Ihnen, gnädigste Frau. — Das ist alles. Und das versprechen Sie mir bei meinem König."

Carlotta stand wie betäubt; jetzt hob sie schwach die Hände.

„Mein Gott!" stöhnte sie.

Madame!" rief Jean de Beaunes erschütterte Stimme aus dem Schatten-
des Zimmers, „um der Güte Gottes willen, überlegen Sie..."
Halt, Jean, mein guter Freund!" unterbrach ihn Oliver mit starker
nme, „wenn du schon den Reichsfrieden stören willst, so wirst du doch
t den Seelenfrieden stören wollen. Und du begreifst mich doch, mein
ger Freund."
eaune schwieg. Der Necker wandte sich wieder an die Königin.
Der eben sprach", sagte er. „ist Ludwigs wertvollstes Legat an die Re-
tschsaft. Sie möge immer auf ihn hören — nur nicht jetzt."
Der Dauphin rief mit rotem Gesicht:
Versprechen Sie nichts, Frau Mutter!"
Sire", redete Oliver ihn an und faßte ihn mit dem Blick, „wissen Sie, wie
Volk mich nennt?"
Ja, Seigneur", stotterte der Prinz; und Oliver sah, daß seine große Nase
der Erregung zuckte, wie einst die große Nase Karls von Frankreich,
en Namen er trug. Des Neckers Stirn umwölkte sich, als sähe er schlimme
hen für des Reiches Zukunft.
So hören Sie auf die Stimme des Volkes, mein Fürst", sagte er nicht son-
ich freundlich. „Das ist nicht unwichtig, wenn man nicht Ludwig, sondern
wigs Sohn ist."
Er wandte sich ab, trat zu dem Toten und küßte die beiden Hände, die
reuzt auf der Brust lagen. Dann streifte er das Laken über ihn und drehte
um.
Wir sind hier nicht mehr nötig, Madame", sagte er zur Königin. „Ihre
e Pflicht beginnt mit dem Versprechen."
Ich gebe es Ihnen bei Ihrem König", sagte Carlotta laut und klar. Und
sich Oliver über ihre Hand beugte, fing sie die seine auf und küßte sie.
Das gilt meinem König", sprach Oliver leise, „und er dankt Ihnen."
ötzlich schluchzte der Dauphin auf. Man wußte nicht recht, warum; denn
ah zu Boden. Und als er wieder aufschaute, mit den etwas scheelblickenden
rotgeränderten Augen, war der Necker verschwunden. Der Knabe Karl
den Zeigefinger und lauschte, als würde man ihn vielleicht hören können.
a", sagte Carlotta, „wir sind königlos."

er Magistrat der Stadt Paris hatte während der letzten Wochen nur mit
er Mühe einen förmlichen Krieg der Bevölkerung gegen den Tyrannen
Saint-Cloud vermieden. Er war gleich dem Parlament und den Spitzen
Episkopats sehr genau über den jeweiligen Zustand des Souveräns durch
imnisvolle Quellen unterrichtet und konnte mit bemerkenswerter Deut-
eit den am Ende ihrer Geduld angelangten Bürgern versprechen, daß
rechtlich und moralisch unhaltbare Zustand sich sehr bald von Grund
ändern werde und daß die Selbstdisziplin, noch kurze Zeit geübt, gute
hte tragen würde. Zudem war das Gerücht, das die Empörung die Stadt
ammen ließ, der Behörde durch keine Tatsache als wahr erwiesen
len. Es hieß: die Frau eines Edelmannes, der von dem Bart aus irgend-

einer Laune in den Schloßturm von Saint-Cloud gesperrt worden
hätte den Statthalter kniefällig gebeten, ihren Gemahl in Freiheit zu set
und da die Dame sehr jung und sehr hübsch war, hätte der Bart mit gro
Zärtlichkeiten nicht gespart und schließlich gesagt, wenn sie die Nacht
ihm bliebe, würde sie am nächsten Morgen ihren Mann außerhalb des Tur
finden. Die Dame, deren Liebe zu ihrem Eheherrn sehr groß gewesen
habe sich endlich entschieden, ihr Schicksal auf sich zu nehmen, und sei d
in der folgenden Frühe von dem Bart an den Fuß des Turmes geführt w
den. „Und wo ist er denn?" habe sie gerufen und der Bart mit rohem
lächter geantwortet: „Schon steigt er vom Himmel, schönste Frau!" —
schon habe die Dame zwei Beine über ihrem Kopf pendeln sehen, einen
losen Körper, ihren erwürgten Mann, der mit dem Strick um den Hals
einem Fenster des zweiten Stockes auf die Erde gelassen wurde und
jämmerlich zu ihren Füßen lag. — Diese Missetat, die man sich mit scha
lichen Einzelheiten in den Straßen von Paris erzählte, machte das Maß
allgemeinen Zornes voll. Es kam zu Zusammenrottungen, zu lauten Flü
und Drohungen gegen den Teufel und seinen Leutnant, und der Prior
Franziskanerklosters, der als Prediger berühmte Pater Antoine Fradin,
cher als einziger ungestraft und unbehindert seit etlicher Zeit gegen die
rannei des allmächtigen Ministers und seines Subjektes Sturm lief, hatte
geheuren Zulauf. Der Magistrat mußte Soldaten auf die Straße schicken
der Erzbischof den Prior bitten, seinen Eifer zu mäßigen, um ein Überko
der Volkswut zu verhüten. Denn obwohl dem Parlament ein notoris
Kapitalverbrechen des Bart sehr erwünscht gekommen wäre (der Mord fa
in dem Sündenregister), kam doch keine ihres Mannes auf so furcht
Weise beraubte Frau und erhob Anklage. Auch später, in den Akten
Neckerschen Prozesses, fand man diesen Vorfall nicht erwähnt.

„Es ist so weit", sagte der Necker zu Daniel Bart, als er zur Nach
nach Saint-Cloud kam. Der Leutnant schob das Kinn vor, wie ein Me
der den Ausdruck seines Gesichtes hastig verstecken will.

„Es ist hohe Zeit, Meister", sagte er achselzuckend, „es ist hohe Zeit, v
Sie es nun einmal für schöner finden, hinzugehen und sich hängen zu la
als ruhig hier zu warten, bis sie kommen und uns totschlagen. Und doch
greife ich Sie noch besser als der Fradin, der Sie für wahnsinnig hält,
dabei seine Aufgabe ganz prächtig löst. Sind wir nicht im Parlament
Paris den Tod des Königs erfährt, so findet das höchste Gericht k
Knopf von uns mehr zur Zierde für seinen Galgen."

„Daniel", entgegnete Oliver langsam, „deine Späße haben ein verze
Gesicht. Ich verstehe es wohl. Schlage dich mit deinen Leuten über die
tonische Grenze und dann nach England oder Portugal, wo gute Fäust
bezahlt werden. Es genügt für meinen Zweck, wenn du in contumacian
geurteilt wirst."

„Wir müssen in zwei Stunden aufbrechen, Meister", sagte der Bart
hätte er nicht zugehört. Oliver drückte ihm die Hand; dann ruhte e
wenig. Daniel alarmierte seine Leibgarde, einen Haufen Abenteurer

nichtgute aus allen europäischen Ländern, gab jedem den Sold eines Jahres
l formierte kleine Trupps, die er in westlicher Richtung entließ. Seine Ab-
edsrede war:
Macht, daß ihr außer Landes kommt, Galgenstricke! Der König ist tot!"

Die Stadt, die an nächtlichen Lärm gewöhnt war, duckte sich noch tiefer in
Schlaf. Doch als sie am nächsten Morgen zu erwachen wagte, waren von
Quälgeistern nichts zurückgeblieben als die Worte, die mit der Sonne
leuchteten: Der König ist tot!
Oliver und Daniel waren schon in Paris. Gekleidet wie reisende Kaufleute
falsche Bärte tragend hatten sie das Tor unbehindert passiert, zwischen
ei duftenden Obstkarren eingeklemmt und in dieser friedlichen Nachbar-
ft von der verschlafenen Wache nicht einmal angehalten. Dann gingen
durch die menschenleeren Straßen, die noch von den Nebeln der Frühe
u und feucht waren.
Ist dieses Leben schön gewesen, Daniel?" fragte Oliver. Der Bart hob be-
klich die Schultern.
Ja", sagte er schließlich, „es war letzten Endes lustig — von meinem
ndpunkt aus, der gewiß nicht maßgebend ist. Doch wenn man zum letzten-
frei ausschreitet, wie wir beide, Meister, es in diesem Augenblick tun,
hte man doch undankbar scheinen, wenn man es nicht auch schön nennt.
! Sie sind doch so etwas wie ein großer Herr gewesen, Meister."
Ich war ein halber König, Daniel", sagte Oliver lächelnd und langsam;
s gibt die absonderlichste Sicht über das Leben: den einäugigen Blick vom
on aus. Und weil Ludwig durch mich ein halber Necker wurde — dazu
nlagt wie ich zum König, von vielen mit ihm verwechselt, sich selber
mir verwechselnd — ist allmählich die reinliche Scheidung der Perspek-
n notwendig geworden; denn ich liebe ihn, Daniel, und half ihm, dem
schen, zu sterben. Und das war schwer: das war das Versprechen, das
igtum am Leben zu erhalten. So trenne ich den Teufel von der Krone
knüpfe den Necker auf, als handgreifliches Symbol für die Welt. Und
abe ich jetzt mit meinen beiden eigenen Neckeraugen den klarsten Blick
len Tod zu tun, den ich mir denken kann: den vom Galgen aus. Doch
lledem, bei diesem maßlos beschwerlichen Hin und Zurück vom Ganzen
Hälfte und von der Hälfte zum Ganzen, bei diesem mondhaften Wandel
Seele habe ich die menschliche Wertung des Lebens verlernt. Deshalb
te ich dich, Daniel, und du scheinst mir recht zu haben."
Ja, ja", nickte der Bart und sah seinen Herrn scheu an. Oliver blieb
en.
ch habe kein krankes Hirn, Daniel", sagte er ernst, „ich dachte vielleicht
niemals so klar wie jetzt. Es sind nur die Worte, die dich betroffen
nen; aber ich weiß keine schlichteren im Augenblick — mein Schicksal
icht schlicht!"
e gingen schweigsam weiter. An der Ecke der Rue de la Barillerie, schon
Schatten des Parlamentspalastes, sagte der Necker weich:

„Es ist noch Zeit, mein Gesell, kehr um! Mein Leben hat genug Leben t
Liebe verbraucht, warum auch noch mein Tod! — Ja!" rief er und bl
wieder stehen, „das Leben war schön, Daniel; denn es kannte doch a
Liebe — besondere Liebe, starke Liebe, die allen Haß der Welt aufhe
kann! Claes und Eliza, Luize und die Anne ... Anne und Ludwig – v
du, mein Gesell durch dreißig Jahre, meine Schulter und meine Faust! —
danke dir, Daniel. Kehr um! es ist noch Zeit!"

Bart war schon fünf Schritte voraus.

„Kommen Sie, Meister", warf er über die Achsel hin, „es ist bald s
Uhr."

Im Schatten des Portals lösten sie die falschen Bärte ab und warfen si
kleinen Strähnen in die Gosse. Das Tor war noch verschlossen. Sie läut
die Wache herbei. Der öffnende Posten musterte ihre Gesichter; aber
kannte sie nicht. Oliver verlangte den Parlamentsaktuar in dringender
gelegenheit zu sprechen. Als das schwere Tor hinter ihnen ins Schloß
schrak Daniel zusammen. Der Necker sah in sein blaß gewordenes Gesi

„Es ist immer noch Zeit, Freund", flüsterte er. Doch Bart antwortete
ein wenig zwangvoll lächelnd:

„Ich will jetzt oft an die Meisterin denken."

Sie schritten durch den Torbau zur Wachstube, die schwach erleuchtet
Gerichtssoldaten lagen oder saßen gähnend auf den Pritschen. Der sch
trunkene Polizeioffizier fragte nach Name und Stand.

„Geheimdienst des Königs", sagte der Necker und zeigte eine unscheinb
Münze; „lassen Sie den Aktuar wecken." Den Befehlshaber riß es zusamm
er wurde ganz wach. Er schickte einen Mann fort, den Befehl auszuführ
und nahm die Wachsfackel von der Wand, wohl um die beiden in das In
des Palastes zu begleiten. Als er sich umwandte und ein wenig neugierig
Licht über die Ankömmlinge hielt, trat er beim Anblick des Bart zwei
setzte Schritte zurück. Aber er bezwang sich und führte die Männer wo
in das Dienstzimmer des Aktuars. Als er zurückkam, rief er seinen Leuten

„Bei allen Heiligen! der Große war der Höllenhund und der an
vielleicht gar der Teufel in Person! Wir erleben etwas, ihr Tröpfe! A

Als verantwortungsbewußter Offizier alarmierte er ohne sonderlic
Lärm die gesamte Polizeitruppe des Justizpalastes, verstärkte Bewach
und Kontrolle des Tors und ließ unauffällig das Zimmer, in dem die
dächtigen saßen, durch eine Postenkette sichern.

„Jetzt ist keine Zeit mehr, nach Portugal zu gehen", hatte Oliver
einem flüchtigen Lächeln gesagt, kaum daß der Offizier die Tür hinter
schloß; „man hat dich schon erkannt, Daniel. Deine Popularität ist gr
als die des Teufels."

Bart machte eine geringschätzige Handbewegung und lenkte ab:

„Stammt eigentlich das Schauermärchen von der tückisch von mir
nutzten Edelfrau und der zu ihren Füßen abgeseilten Leiche ihres von
gemeuchelten Mannes von Ihnen, Meister? Fradin verwahrt sich hoch
heilig gegen die Autorschaft, trotzdem sie einem erfindungsreichen Hirn

muten ist. Und die Geschichte hat in Paris dem Faß den Boden aus-schlagen."

„Ich weiß davon nichts", entgegnete Oliver erheitert, „und das scheint mir n so dramatischer Balladenstoff, wie ihn am ehesten die Phantasie der asse hervorbringt. Du wirst noch zum Mythus, Daniel, ich vielleicht ich . . ."

Der Aktuar hastete herein. Sein verblüfftes Gesicht verriet, daß er über en unerwarteten Besuch bereits unterrichtet war. Er kannte den Bart, aber cht den Necker, und wagte nur einen schnellen Blick aus seinen kurzsichtig sammengekniffenen Augen auf den Breitschulterigen, murmelte etwas in ine blassen Lippen und rettete sich an sein Pult.

„Nehmen Sie das Folgende zu Protokoll", befahl der Schmächtige mit em grauen Haar; und daß jener sprach wie der Herr und der Höllenhund umm und ergeben beiseite stand, ließ die Feder in der Aktuarhand zittern.

„Schreiben Sie", begann der Graukopf wieder. „Ich, Oliver Necker aus ent, Sieur Le Mauvais . . ."

Die Feder legte sich auf die Seite wie ein kenternder Mast, das Aktuar-sicht wurde grau.

„Ist das ein Scherz . . ." stotterte er. Oliver lachte leise.

„Sie werden noch Zeit und Gelegenheit genug haben, meine Angaben nach-prüfen, Herr Aktuar", sprach er; „schreiben Sie: . . . Sieur Le Mauvais, raf de Meulan, Seigneur de Crone, Rouvray, Senart, Hauptmann von int-Cloud, Burgvogt von Choisy, Profos der Marschälle Frankreichs und at des Königs, begleitet von meinem Leutnant Daniel Barr aus Gent . . . hreiben Sie, Herr Aktuar", unterbrach er sich, als die Feder wieder nwankte, „. . . sage hiermit zu den Akten des Parlamentsgerichtshofes s und gebe kund und zu wissen: Unser aller Herr und Allerchristlichster önig, Ludwig von Valois, ist gestorben . . ."

Die Feder fiel auf das Pergament; als sei sie glühend, sprang der Aktuar n ihr fort, den Mund aufreißend.

„Schreiben Sie!" herrschte ihn der Necker an. Der Aktuar kroch an das lt zurück; sein Gesicht war fast gelb.

„. . . gestorben, gestern früh, am dreißigsten Tag des Septembers, in den men der Heiligen Römischen Kirche. — Ich, Oliver Necker, übergebe ch, meine Person und mein Gut, und meinen Leutnant Daniel Barr, seine rson und sein Gut, ohne jede Klausel der Gewalt des Höchsten Gerichts d überliefere mich und ihn in die Hände seiner hohen und gerechten stiz . . ."

Im Parlament herrschte bis zu dem Augenblick, in dem die Todesnachricht stätigt wurde, eine nicht geringe Verlegenheit. Einige Räte vermuteten ne neue, ganz unheimliche und undurchsichtige Teufelstücke, deren Zweck rchaus nicht faßbar war, aber vielleicht auf die Beseitigung der Gerichts-tonomie überhaupt hinauslief, und empfahlen dringend, die Unliebsamen eder hinauszukomplimentieren. Die Mehrzahl fühlte zwar — zumal nach

der einstündigen Unterredung des Promotors mit Le Mauvais — , daß hint
der bedingungslosen und juristisch unzweideutigen Selbststellung der beid
wenig Platz sei für Intrigen oder gar für einen Angriff auf die Parlamen
körperschaft, aber sie wußten nicht, was mit ihnen in diesem verworren
Augenblick anzufangen sei, ohne dem Gericht zu schaden. Schließlich en
schied man sich, sie in eine Art ritterliche Schutzhaft zu nehmen, bis Nac
richten vom Hof kamen. Einige gut zu beaufsichtigende Zimmer wurd
ihnen angewiesen, in denen sie sich frei bewegen konnten.

„Der Galgen zeigt noch Samtpfötchen", sagte der Bart zum Necker.

Doch der ungewisse Zustand dauerte nur bis zum Abend des gleich
Tages. Die Eilboten, die das Parlament nach Plessis schickte, trafen sch
wenige Meilen südlich der Hauptstadt auf der Straße nach Orleans
Kuriere der Regentschaft. Die amtliche Nachricht vom Ableben des Köni
und dem Regierungsbeginn der Regentschaft, vor allem aber ihre ersten d
Ordonnanzen schlugen mit ihrer Schicksalsschwere kaum faßbar, fast lähmen
doch dann schon erlösend und zur Tat stoßend ins Parlament. Noch in d
Nacht wurden der Necker und der Bart mit Handfesseln als Staatsgefange
von einem hundertköpfigen Aufgebot Schwerbewaffneter in den Turm
Louvre überführt. Und der Schloßhauptmann, Sieur de Saint-Venant, erfu
aus dem Munde des zum Generalprokurator dieses Prozesses ernannten Pa
lamentspromotors, daß ihn bei einem Entweichen der Gefangenen die gleic
Strafe träfe, die das Urteil über die beiden verhängen würde. Am folgend
Tag verkündeten die Rufer des Obersten Gerichts auf den großen Plätz
der Stadt den Tod des Königs, den Amtsantritt der Regentschaft, Absetzu
Verhaftung und Prozessierung des Le Mauvais und seines Leutnants, Wied
einsetzung des Präsidenten Le Boulanger in sein Amt. Die beiden im Tu
hörten das Volk schreien. Sie verstanden es nicht, doch sie waren neugier
sie fragten die Posten. Man brachte ihnen nach einiger Zeit, etwas zögern
die Antwort: der König solle leben und der Teufel sterben. Oliver lächel

„Da hast du meine ganze Rechnung auf die einfachste Formel gebrac
Daniel."

„Welch eine gottesfürchtige Stadt", sagte der Bart und wiegte den Ko

Am Tag nach der feierlichen Restitutioin des Altpräsidenten begann
Prozeß mit aller Schärfe und einer grausamen Genauigkeit. Der Erzbisc
hatte, um das Andenken des großen Königs zu schonen, auf die Einsetzu
der Inquisition gegen den Teufel verzichtet. Er begnügte sich, an der Spi
der zahllosen Kläger zu stehen, die das Oberste Gericht, ihre Geheimakt
öffnend, gegen die beiden Staatsverbrecher aufrief. Sechs Tage waren nöt
um nur das gesamte Anklagematerial zusammenzustellen und unter die v
schiedenen Untersuchungskommissionen zu verteilen. Am siebenten Tag
schienen die Angeklagten das erstemal vor dem Gerichtshof, der in
Grand'Chambre versammelt war, feierlich mit seinen schwarzen Roben
mächtigen Saal verdunkelnd. Nur das Scharlachrot der pelzverbrämten P
kuratorkappe leuchtete über dem erhöhten Sitz des Anklägers. Auf d

räsidentenstuhl, der schwarz unter dem Hermelin mit dem Königswappen
and, saß der alte Le Boulanger, und auf seinem Geierkopf wiederholte
ch das Schwarz und das Weiß im Gegensatz des Baretts und der Haare.
ie Gefangenen schworen, daß sie die Wahrheit aussagen und nichts ver-
hweigen würden. Le Mauvais bemerkte grundsätzlich, daß er die volle Ver-
ntwortung für alle Handlungen seines Leutnants trage, und bat um die eine
unst, sie bis zum Tag der Urteilsverkündung nicht zu trennen.
„Oliver Necker", fragte der Präsident, „waren dir die Entscheidungen der
egentschaft gegen dich bekannt, als du dich dem Gericht stelltest?"
„Ja."
Le Boulanger hob den Kopf und fuhr nach einer Pause der Überraschung
rt:
„Auch die Rehabilitation meiner Person?"
„Ja", sagte der Necker, ein wenig unruhig; „doch es liegt im Interesse des
aates und der Regentschaft, Herr Präsident, diese Fragen nicht fort-
ısetzen, die in keinem notwendigen Zusammenhang mit dem Prozeß stehen
nd auf die zu antworten ich durch meinen Eid gezwungen bin."
Der Richter schwieg verblüfft. Durch die schwarzen Roben ging eine Be-
egung des Unbehagens. Man schickte die Gefangenen hastig fort und be-
hloß, ihre öffentliche Vernehmung nach Möglichkeit zu vermeiden und die
urchführung der einzelnen Fälle den Kommissionen zu überlassen, die dem
erichtshof die Protokolle einzusenden hatten, mit den Unterschriften der
ngeklagten als Geständnis.
Die beiden wurden nicht in den Louvre zurückgebracht, sondern in einen
oppelkerker der Conciergerie gesteckt. Eine Sperrmauer in der halben Höhe
s schwach beleuchteten Gewölbes trennte sie voneinander. So konnten sie
h nicht sehen, aber doch miteinander sprechen. Statt der erträglichen Fesse-
ng im Louvre-Turm lasteten jetzt auf ihnen eiserne Ketten, die in einem
erring um das linke Bein endeten; und damit er nicht auf den Fuß fiele,
ar er durch eine starke Verbindungskette an einem Eisengürtel aufgehängt,
r eng die Lenden umspannte und schwer auf den Hüften lag.
„Die Herren sichern sich ihre Folter auf jeden Fall!" polterten Daniels
mische Worte herüber.
„Wenn ich sie nur aushalte", klagte der Necker. —
Drei Monate lang sah das Gericht die Prozession der Kläger — Bischöfe,
ote und Mönche, Beamte, Bürger und Bauern, Witwen und Vormünder
n Kindern; es hörte nicht auf; das in dem Geheimverfahren gesammelte
lastungsmaterial war nur der klare Auftakt einer immer verworreneren
mphonie von Haß und Habgier; halbe Städte und ganze Dörfer meldeten
tschädigungsansprüche an, wessen Feld der Hagel zerstört hatte und wessen
ih krepiert war, sah das Werk des Teufels und klagte. Das Gericht war
cht imstande oder wagte nicht, die Schmarotzer von den in Wahrheit
:schädigten zu trennen. Es begriff zu gut die außerordentliche politische
irkung dieses Prozesses, der dem Parlament eine noch niemals erreichte
d in der Zukunft weidlich ausgenutzte Beliebtheit brachte. Es nahm jede

Klage an. Die Kommissionen arbeiteten fieberhaft; täglich wanderten Pro tokolle in die Conciergerie und empfingen das Signum der gleichgültigen un niemals protestierenden Gefangenen. Bald war das große Vermögen d Neckers von den Entschädigungsansprüchen verschlungen; man öffnete de Stadtsäckel. Erst als die Regentschaft, stutzig über den gar zu beflissene Seelenfang des Parlaments und über seine kühn gewordene Sprache, den g forderten Verkauf der an die Krone zurückgefallenen Herrschaften m klarer Entschiedenheit untersagte, entschloß sich das Gericht, sein ungeheue liches Beweisverfahren abzuschließen.

„Noch ein prozessierter Teufel", rief der Bart über die Mauer, „und d Frommen in Stadt und Land sind gemachte Leute! Sie sehen, Meister, gibt Spekulationen auf den Himmel, die gelingen."

Er bekam keine Antwort und wurde unruhig. Er wußte, daß der schmäch tige Körper des Neckers unter der Dauerfolter des Kettengürtels zusammen zubrechen drohte. Er wußte, daß das Gewicht der Eisenmassen, die se starker Leib ohne allzu große Beschwerden trug und die seine Muskeln nic einzudrücken vermochten, in die Beine des Neckers tiefe und eitrige Wunde gegraben hatte und daß der Hüftring, der die Eingeweide zusammenpreßt die bedenklichsten inneren Störungen hervorgerufen zu haben schien. In de letzten Tagen konnte Oliver kaum eine Speise mehr bei sich behalten; sei Schwäche war so groß, daß die Beine den belasteten Körper nicht me trugen. So blieb er auf der Pritsche liegen, nicht oft klagend; in der Nac aber stöhnte er vor Schmerzen. —

„Meister!" rief Daniel beängstigt hinüber. Es blieb alles still.

„Wache! Wache!" brüllte Daniel und schlug mit der Kette gegen d Eisenplatte der Kerkertür. — —

Man fand den Necker in einer schweren Ohnmacht. Der Gerichtschirur der ihn mit Mühe zum Leben zurückbrachte, konnte ohne Entfernung d Fessel die notwendige Behandlung nicht durchführen. Den Schlüssel zu Kunstschloß des Hüftrings trug der Präsident Tag und Nacht bei sich. D Arzt verlangte von ihm die Entfesselung. Er wurde am gleichen Tag seir Dienstes enthoben.

„Ich darf hier nicht zugrunde gehen, Daniel", klagte Oliver, „das Vo glaubt nicht, was es nicht sieht! — Ach, wie kläglich wiederholt sich Ludw Kampf!"

Er bat um den Besuch des Franziskanerpriors Fradin. Man verwunde sich über den Wunsch; doch man ließ keinen bereitwilliger zu ihm als sein bekanntesten Widersacher. Als der Schließer die Tür hinter sich geschloss hatte, beugte sich Antoine erschüttert über die Pritsche.

„Meister!" flüsterte er, „mein guter Herr! Bei dem großen Gott Himmel, wo liegt der Sinn von alledem?"

Oliver streichelte die Hand des Abtes.

„Hast du es nicht vernommen, Vater Toon?" lächelte er; „... es lebe d König! — Tod dem Teufel! ... Das ist alles — das versprach ich ihn

egen die Sperrmauer schlug klirrend Eisen. Fradin fuhr zurück.
Mein Daniel", beschwichtigte der Necker. Das Flämisch des Bart scholl
ber:
Du mußt erreichen, Bruder Toon, daß der Meister aus seinem Eisen
mt. Das ist jetzt das Wichtigste!"
a, Fradin", sagte Oliver, „das ist sehr wichtig; sonst ist der Prozeß
lebiger als der Angeklagte. Und das Urteil muß vollstreckt werden
nen. Das Volk glaubt nichts, was es nicht sieht ..."
Und wenn es den Teufel nicht am Galgen hängen sieht", fiel Daniel
ler ein, „so möchte es ihn von neuem an der Krone hängen sehen — und
bt daran! Verstehst du es, Toon, oder nicht?"
Mein Gesell begreift mich", sagte Oliver leise, „und du auch, guter Toon.
ge nicht mehr viel — versuche, den Präsidenten hierher zu bekommen. Er
den Schlüssel und darf ihn nicht aus der Hand geben. Du hast großen
uß jetzt. Nutze ihn aus für mich — noch einmal. Eile dich, Toon. Denn
wie spät es ist ..." er zog den Abt an seinen Mund, daß der Bart nichts
— „man wird keinen ganzen Teufel mehr hängen ... er betrügt sie
l um ein Bein ... denn ich täusche mich nicht ... Wundbrand ..."
adin schrie auf, als er das Bein sah. Er antwortete nicht auf Daniels
tliche Fragen und eilte fort.
Haben Sie noch Geheimnisse vor mir, Meister!" schimpfte der Bart
ber.
Laß nur, Daniel", begütigte der Necker, „ich erhitzte nur ein wenig seine
ntasie."
ne Stunde später kam der Präsident, allein. Er wies den Schließer mit
n kurzen Wort hinaus und trat, eine Fackel in der Hand, an die
sche. Die Männer sahen sich an. Oliver entblößte schweigend seinen
per. Der Richter rührte sich nicht.
Warum wollen Sie, Seigneur, daß ich hier sterbe?" fragte der Necker.
andere antwortete ohne Zögern:
Weil Sie Geheimnisse wissen und aussprechen könnten, fürchtet das Ge-
, die nicht gehört werden dürfen."
Das Gericht fürchtet, was Sie fürchten, Seigneur. Und Sie fürchten Ihre
ifel an meiner Teuflischkeit."
Boulanger schwieg eine Weile; dann fragte er zurück:
Die Ordonnanzen der Regentschaft sind Ihr Werk, Necker?"
liver hob den Kopf.
ch will Sie in Erstaunen setzen, Seigneur: die Verfügungen gehorchen
letzten Willen des Königs."
er Präsident trat einen Schritt zurück; die Fackel in seiner Hand warf
erndes Licht.
Der König befahl Ihnen, sich zu stellen?"
Das tat er nicht, Seigneur; aber er legte sterbend das Leben des Königs,
Leben der Krone in meine Hände. — Jetzt wissen Sie mein Geheimnis,
begreifen Sie meine Handlung, Präsident, jetzt denken Sie noch einmal

an die Schreie der Straße, die mein Geheimnis erkannt hat, und jetzt wi
Sie Ihre Pflicht."

Der Richter beugte sich langsam vor und die Fackel senkte sich mit i
Sein Gesicht war wie von einem inneren Lärm betäubt und die Augen se
so von dem heimlichen Aufruhr befangen, daß sie, groß sich öffnend, d
nichts zu sehen schienen. Als ducke eine Hand den Nacken, ihn doch a
haltend: so neigte sich der Kopf ganz langsam immer tiefer. Jetzt küßt
die Hände, die nebeneinander auf der groben Decke lagen.

Er sprach kein Wort. Daniel, den das lange Schweigen beunruhigte,
gequält in die Stille:

„Schließen Sie ihn auf! Um unseres Heilandes willen, zögern Sie ni
Seigneur!"

Der Präsident streckte den Rücken und hustete verlegen. Dann rie
nach dem Schließer und dem wachhabenden Offizier. — Der Zustand
Gefangenen, sagte er barsch, wie es seine Gewohnheit war, schließe je
Fluchtverdacht aus; so könne er ihn, kraft seiner richterlichen Gewalt,
der Bürde der schweren Fesselung befreien. Man hole den jüdischen Leib
des Erzbischofs. — Mit zusammengepreßten Lippen beugte er sich
Le Mauvais, schlug Decken und Hemd zurück und schloß den Hüftring
Wie zwei Schließer den Körper hochhoben und zwei andere die Eisen
streiften, war Oliver schon ohnmächtig. Als er zwanzig Stunden später
wachte, war sein linkes Bein bereits amputiert.

Der Präsident überraschte die Kommissionen durch den Befehl, innerh
vierzehn Tage ihre Arbeit beendet zu haben. Im Februar, dem fün
Monat des Prozesses, trat das Oberste Gericht, bestehend aus den be
Vorsitzenden und sechsundzwanzig Parlamentsräten, zum Diktum zus
men. Sechs Tage lang dauerte die Lesung der Protokolle, am 19. Feb
war die Beratung beendet. Der einstimmige Spruch verurteilte den Ol
Necker und den Daniel Bart, an den Galgen der Stadt Paris jedermann
Schau ihrer unzähligen Missetaten wegen am Halse aufgeknüpft, geh
und erwürgt zu werden. Der folgende Tag verging in geheimen Bespred
gen des ungewöhnlichen Verlangens Le Boulangers, das Urteil zu
strecken, ohne der Regentschaft die Ausübung ihres Begnadigungsre
möglich zu machen: das Verdikt mit den Prozeßakten sollte erst am Ex
tionstag nach Amboise, dem Sitz des Hofes, gebracht werden. Des Präsi
ten Gründe — Zeitverlust, Hinweis auf die unveränderte Stellung Jea
Beaunes und vornehmlich auf die gute Gelegenheit, durch diesen selbs
digen Akt die angestrebte Unabhängigkeit des Parlaments zu erreiche
verschaffte ihm schließlich den Sieg.

In der Frühe des 21. Februars erschienen der erste Präsident Le Boula
der zweite Präsident de la Vacquerie und der Generalprokurator Alligr
der Conciergerie und verlasen den Gefangenen das Urteil.

„Gut", sagte Oliver, der wie ein Skelett zwischen seinen Krücken

Trefflich!" rief der Bart, der ihn stützte und eben noch geweint hatte
ein Kind, als er, in den Nebenraum verbracht, den Meister wiedersah.
Die Regentschaft", sagte der Präsident, „hat auf ihr Begnadigungsrecht
vornherein verzichtet. Das Urteil ist ohne Gegenzeichnung rechtskräftig.
ebt ihr dagegen Einspruch?"
Der Necker sah ihn mit einem langen Blick an. Er lächelte ein wenig. —
nt dieser Mann, dachte er, daß seine Vorsicht der Carlotta einen schlim-
n Augenblick erspart?
Nein", sagte er schließlich, und leise setzte er hinzu, „ich danke Ihnen,
gneur. Es ist alles gut so. — Scheint nicht die Sonne heute?"
e Boulanger wandte sich hastig ab und verließ das Gewölbe, ohne zu
worten. De la Vacquerie und der Prokurator sahen sich an und folgten.
rch die Tür, die nicht geschlossen wurde, trat der Prior Fradin; ein
iter Mönch von hohem Wuchs blieb im Schatten des Eingangs stehen.
Scheint die Sonne heute, Vater Toon?" fragte Oliver wieder. Antoine
Daniel legten ihn sanft auf die Pritsche.
Ja", antwortete der Abt, „es ist wie im Frühling heute."
Gut, gut", meinte Oliver.
Das rechte Wetter für ein Volksfest", sagte der Bart.
Wollen wir nicht beten?" fragte leise Fradin.
Ja", sagte Daniel mit veränderter Stimme. Oliver schwieg und sah
Tür.
Wagt sich noch ein Gottesmann zum Teufel?"
Der Abt beugte sich an sein Ohr.
Der Beichtvater der Königin", flüsterte er. Der Hochgewachsene kam
er. Oliver sah scharf zu ihm hinüber. Jetzt rief er:
Die Dogge hat Euch gebissen, mein Vater, nicht der Teufel! — Wißt
es auch?"
Ich weiß noch viel mehr, Oliver."
Wollt Ihr noch meine Seele fangen, Vater?"
Nein, mein Oliver; denn ich weiß, daß ich sie nicht erreichen möchte.
r dies will ich: dir sagen, daß der arme Leib nicht lange hängen wird im
nd, daß man ihn bergen und bestatten wird, dem rohen Gesetz zum
tz. Das ist mein Auftrag. — Und dies noch will ich: ein gutes Wort von
Oliver."
Mein Bruder, auch du", sagte Oliver. Der Wunderbare neigte sich über
und küßte seinen Mund.
Im zehn Uhr vormittags wurden die beiden Delinquenten in den inneren
des Parlamentspalastes gebracht und dort in feierlicher Amtshandlung
Henker übergeben. Das war ein gutmütiger Mann, der den Krüppel
te in den Karren hob und ihm, allem Brauch zuwider, erlaubte, sich auf
Boden zu setzen. So sah nur des Teufels graustruppiger, fleischloser
f über den Bord. Daniel, die Hände auf dem Rücken gefesselt, stand
enhaft neben ihm und hielt mit den Knien seine Schulter, als der Karren
onpolterte.

Umgeben von Parlamentshäschern, ein starkes Aufgebot berittener Polize
soldaten vor sich und hinter sich, bahnte sich das Gefährt durch die Volk
massen seinen Weg nach dem Galgen von Montfaucon. Der gutmütig
Henker hielt sich neben Oliver und deckte ihn vor den Blicken der Mensche
die aus merkwürdigem Antrieb stumm blieben, vor Grauen, vielleicht au
vor Enttäuschung, weil sie zwischen Hellebarden und Pferdeköpfen nur d
wilde Haupt und die breiten Schultern des Statthalters hin und wieder e
kennen konnten. — —

„Ich habe auf mehr Beifall gerechnet", sagte der Bart. Oliver schwieg m
geschlossenen Augen. Er hatte wohl Schmerzen. Daniel preßte, ihn vor de
Stößen der Räder zu schützen, fester noch die Beine an ihn. Sie sprache
nichts mehr.

Plötzlich doch johlte, brüllte, schrie das Volk am Fuß des Galgenberge
als oben der Teufel aus dem Karren gehoben wurde.

„Der Pferdehuf! — Links war der Pferdehuf!"

Dann wurde es wieder ganz still. Man hörte eine hohe Stimme, die ein
Kindes oder einer Frau, kläglich aufkreischen. Das Volk schrak zusamm
und blinzelte in den Himmel. — Oliver stand am Fuß der Leiter, rechts un
links die Arme um die Nacken zweier Profosknechte wie zweier hilfreich
Freunde geschlungen.

„Küß mich, mein Bruder", sagte er zu Daniel. „Es gibt Schlechtere, als w
waren. — Ich werde dich ansehen ..."

„Ach ..." stöhnte der Bart, nicht mehr. Dann ließ er sich von dem He
ker an seine Leiter führen und stieg ziemlich schnell hinauf, die eine Schult
gegen die Sprossen pressend. Er sah sich um und fand des Meisters Bli
Er lächelte noch, als der Sack über seinen Kopf fiel und die Beine schon na
hinten ausschlugen. Er pendelte durch die Luft, als kniete er.

Der gutmütige Henker lud sich den Teufel auf den Rücken und trug i
vorsichtig die Leiter hinauf. Über seinen Kopf griffen Olivers Hände in
Sprossen. — Wie seltsam mag es anzusehen sein, dachte er. Der Sack,
nach Erde roch, nahm ihm die Welt fort. Jetzt wollte er nach ihr schrei
greifen ... dieses Leben! Die letzte furchtbare Wollust schoß aus sein
Körper ... Der gutmütige Henker riß an dem einen Bein und brach ihm
Genick. —

Das Volk blieb still, von fremdem Entsetzen geschlagen. Es rührte s
nicht fort. Die Nacht kam. Das Volk zerstreute sich, kam wieder in
anderen Frühe. Seltsames war geschehen: nur der Leutnant pendelte
frischen Wind. Das Volk wurde unruhig vor Ungewißheit. Der Teufel v
in die Hölle oder in die Menschen gefahren.

INHALT

Erstes Buch

1. Die Prozession 1
2. Die Necker 10
3. Der Prüfstein 23
4. Der Faun 34
5. Der Nachtkreis 50
6. Die Überwindung 62
7. Der Pseudo-Dionys 77

Zweites Buch

1. Alter ego 111
2. Der Käfig 123
3. Die Gatten 141
4. Die Köpfe 158
5. Die Grenze 180

Drittes Buch

1. Die Tiere 200
2. Der große Feind 216
3. Der Sieger 232
4. Der Galgen 248

WELTLITERATUR
DER
GEGENWART
UND DER
NAHEN VERGANGENHEIT
IN
BÜRGERS
TASCHENBÜCHERN

JEDER BAND NUR DM 1.80
ERHÄLTLICH IN JEDER BUCHHANDLUNG

ALFRED NEUMANN

DER PAKT

ROMAN

Ein geeignetes Geschenk!

522 Seiten, in Ganzleinen 16,80 DM

‚Der Pakt', das ist die Geschichte eines politischen Abenteurers aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, in Kalifornien geboren, groß geworden in der drängenden Epoche der großen Prosperität, der Liberalität, des genialen Fortschrittes. Groß geworden auch in dem Idealismus jener Jahre, der sich mit dem Pioniergeist verbunden hatte, zieht Mister Walker aus, um Mittelamerika zu liberalisieren, es zu befreien und es mit der Befreiung gleichzeitig für Amerika zu gewinnen.

Mister Walker, der Graue, wie ihn seine angeworbenen Soldaten nennen, ist ein kalter Idealist, einer jener Idealisten, denen der Mensch nicht Ziel ihrer Idee, sondern Weg und Mittel ist. Das Ziel ist groß, die Methoden sind grausam hart und tragen die Verachtung des Menschen in sich. Um des Menschen der Zukunft willen wird der Mensch der Gegenwart vernichtet; damit der kleine Mann von morgen leben kann in Menschenwürde und Menschenfreiheit, wird der kleine Mann von heute drangsaliert, geschlagen, erschossen. Aber der Weg des kalten Idealisten ist der Weg zum politischen Diktator, und alle Dinge kehren sich um. Aus dem Idealisten wird ein Mörder, aus dem Anbeter der Freiheit ein Liebhaber der Macht, ein politischer Abenteurer in jener turbulenten Zeit des amerikanischen Kontinents.

Erhältlich durch den Buchhandel

FRANKFURTER VERLAGSANSTALT

LION FEUCHTWANGER

NARRENWEISHEIT

ODER

TOD UND VERKLÄRUNG DES JEAN-JACQUES ROUSSEAU

ROMAN

Ein bedeutsamer Roman!

496 Seiten · Ganzleinen 16,80 DM

Der „Goya"-Roman Lion Feuchtwangers — das jüngste Werk, das von ihm, dem sechsundsiebzigjährigen, in Kalifornien lebenden Schriftsteller, erschienen ist — hat soeben die 100 000-Grenze seiner deutschen Auflage überschritten. Nun liegt von dem deutschen Meister des mehr als bloß erzählenden historischen Romans das neueste Buch vor: „Narrenweisheit oder Tod und Verklärung des Jean-Jacques Rousseau."

Auch dieses figurenreiche Gemälde gibt das Wesen einer Zeit wieder — dramatisch bewegt, mit allen Spannungen abenteuerlichen Lebens und Sterbens. Größtes und Kleinstes, Erhabenes und Schäbigstes, Ideale und Interessen schlingen sich ineinander und schaffen das Gewebe einer Epoche, in der wir Heutigen noch wurzeln.

Lion Feuchtwanger hängt der Vernunft in der Geschichte an; er glaubt an ihren endlichen Triumph. Aber er sieht, was war und was ist. Und so stellt er es um jenen Philosophen und Schriftsteller dar, der wie kaum ein zweiter weise und ein romantischer Narr zugleich war. Mit den Folgen seiner immer mehrdeutigen Lehren haben wir es noch heute zu tun; und wir entscheiden mit, ob der Titel „Narrenweisheit" ewige Gültigkeit über unserer Geschichte behalten soll.

Erhältlich durch den Buchhandel

FRANKFURTER VERLAGSANSTALT

Date Due

SN 27 74

Demco 293-5

3 5282 00292 3202

880
N402t
c

STACKS PT2627.E73 T4x
Neumann, Alfred,
Der Teufel
3 5282 00292 3202